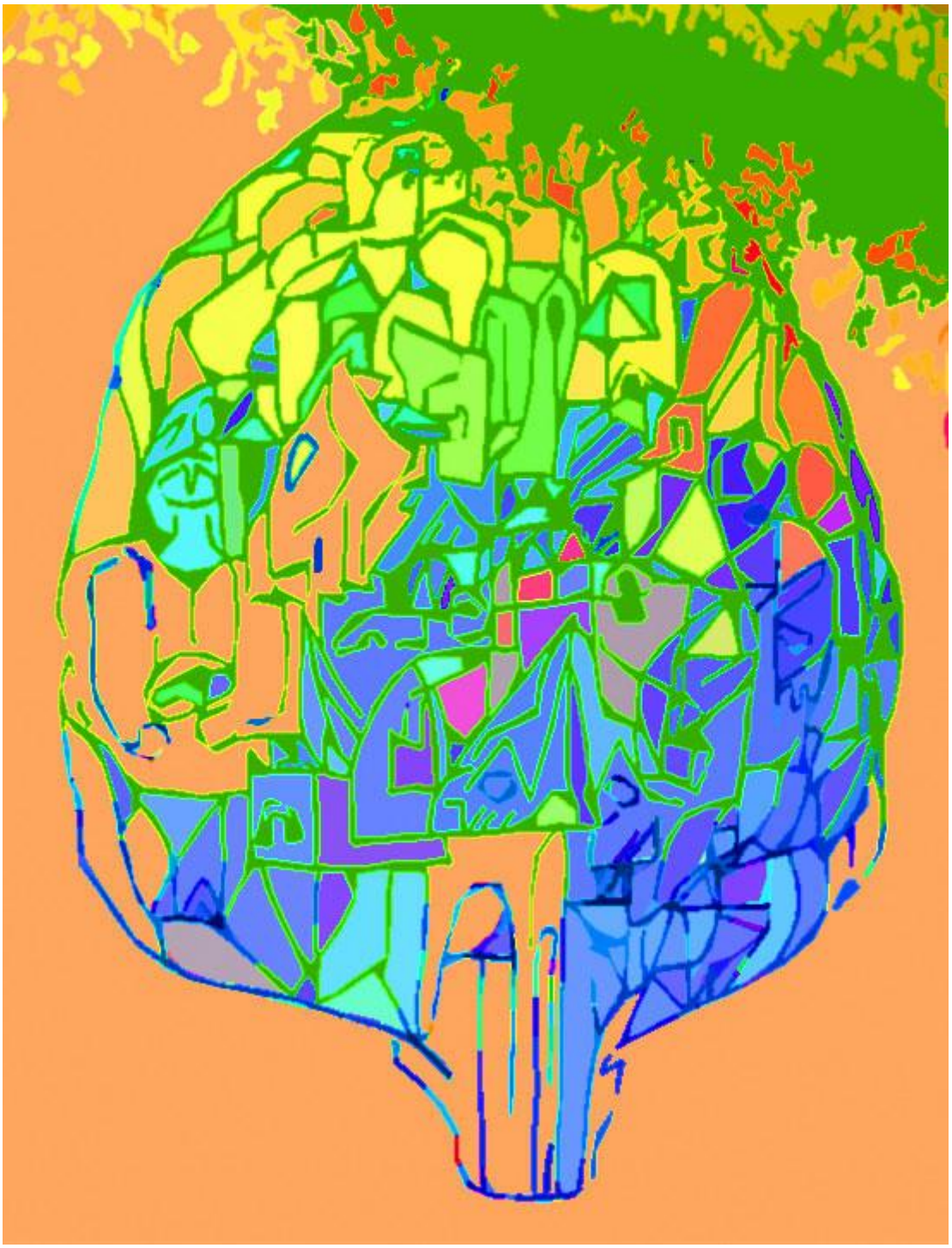


Burkhardt Huck

Ein Wolkenkuckucksheim im Isartal

Erinnerungen an meine Jugend in Ebenhausen

Zweites Buch: Frühling und Sommer 1964

Zweites Buch

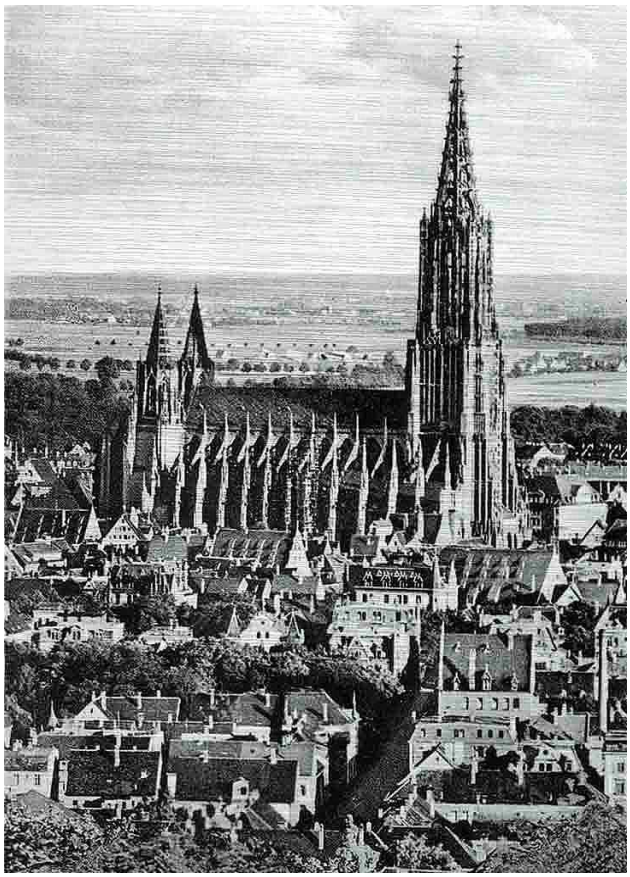
Frühling und Sommer 1964

Inhaltsverzeichnis

Reise ins Saarland	Seite 4-16
München	Seite 17-53
Reise nach England	Seite 54-144

Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus.

Einen Tag nach dem denkwürdigen Kinobesuch mit Tante Manna, Mutti und Wölfi, am 19. März begannen die Osterferien. Am Abend gelang es mir, Mutti zu überreden, der Einladung von Lotte Müller nach St. Ingbert zu kommen, zu zustimmen. Ich konnte am nächsten Tag ins Saarland zu reisen. Ich durfte sie anrufen und Lotte Müller freute sich auf mein Kommen. Mutti unterstützt meine Reise mit 50 DM, Tante Manna spendet 10 und Otto 20. Ich packte meinen Koffer und fuhr am nächsten Tag mit dem Frühzug nach München, vom Hauptbahnhof mit der Trambahn zum Romanplatz und von dort mit dem Bus über die Verdistraße bis zum Autobahnrondell von dem ich vor über zehn Jahren mit Mutti per Anhalter nach Tübingen gefahren bin. Ich war nicht der Einzige, der dort mit dem Daumen winkte und musste mich hintenanstellen. Es war ein frostiger Tag und es dauerte fast eine halbe Stunde bis der Fahrer eines Volkswagens sich meiner erbarmte, anhielt und mich nach dem Ziel meiner Reise fragte. Als er hörte, dass ich nach Saarbrücken wollte, meinte er ich könne mit ihm bis nach Mannheim mitfahren. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie er aussah, aber es war ein sehr freundlicher Mann. Nach etwa eineinhalb Stunden fragte er, ob ich schon mal in Ulm war und als ich das verneinte, antwortete, dass das ein guter Grund sei, um dort in einem Café am Münster eine Pause einzulegen. Von der Autobahnausfahrt bis zur Stadtmitte waren es nur ein paar Kilometer und der gotische Kirchturm erhob sich weit sichtbar über der Stadt. Ich erfuhr, dass er erst nach 300 Jahren Pause 1890 fertiggebaut wurde und seitdem mit über 160 m Höhe, sogar den Kölner Dom übertrifft und der höchste Kirchturm der Welt ist. Der freundliche Mann parkte seinen Wagen unweit des Münsters und bevor wir ins Café gingen, führte er mich in das Innere der evangelischen Kirche. Es war etwa 12 Uhr und für kurze Zeit war die Sonne hervorgekommen. Als wir eintraten, wurde das Mittelschiff durch die Fenster hoch über den Arkadenbögen vom Sonnenlicht durchflutet. Danach lud er mich ein mit ihm in einem Café am Münsterplatz Tee zu trinken. Dazu gab es eine köstliche Nussschnecke. Dann fuhren wir zurück zur Autobahn und setzten unsere Reise auf der A8 Richtung Schwäbische Alb nach Karlsruhe zur A5 fort. Der Volkswagen, ein Export-modell mit großer Front- und Heckscheibe von 1961, war mit 34 PS kräftiger und schneller als Ottos Modell mit ovaler Heckscheibe und 30 PS von 1956. Das zeigte sich vor allem bei der langen Auffahrt zum Kamm der schwäbischen Alb. Für die 220 Kilometer von Ulm an Stuttgart vorbei nach Karlsruhe und weiter auf der A5 nach Mannheim brauchten wir nur zweieinhalb Stunden. Dann setzte der freundliche Mann mich an der Abzweigung der A6 Richtung Saarbrücken am Seitenstreifen ab und fuhr weiter Richtung Norden. Kaum hatte ich gepinkelt, mich in an der A6 in Positur gestellt und den Daumen hochgehalten, hatte mich schon eine Polizeistreife erspäht, mir eine Verwarnung ausgestellt und 3 DM kassiert. Ich beschloss aus lauter Ärger, den Rest der Reise per Bahn zu erledigen und kam um 18 Uhr entspannt in St. Ingbert an.





Am Bahnhof fragte ich einen Passanten nach dem Weg zum Krankenhaus. Der empfahl mir über die Bahnhofstraße zur Kaiserstraße, dann über die Ludwig- und Josefastrasse bergauf bis zur Elversberger Straße zu gehen. Auf der wäre es nicht mehr weit zum Krankenhaus. Als ich dort ankam, war die Sonne bereits untergegangen. Die Fenster der Wohnung des Chefarztes waren hell erleuchtet, aber niemand war zu Hause bis auf Frank, der auf mich gewartet hatte und sich riesig freute, als ich endlich eintraf. Er zog kurz darauf mit mir los, um meine Ankunft in der Bar des Hotel Astoria zu begießen. Unterwegs trafen wir Ute. Im Kalender steht dazu: „Donnerwetter, ist das eine dufte Wolke geworden. Wir trinken ein paar der ortsüblichen Bierchen der Brauerei Becker und nachdem sich halb St. Ingbert zum Freitagabendumtrunk versammelt hatte, flüchteten wir ins Kino und sahen *Das Phantom von Soho,* einen tollen Lach- und Leichenerfolg.“ Es war eine der beliebten deutschen Verfilmungen der Kriminalromane des britischen Autors Edgar Wallace, von denen ich schon einige gesehen oder gelesen hatte und auch einige der Gesichter der Schauspieler aus diesen Filmen wiedererkannte wie Dieter Borsche als *Chefinspektor Patton*, die schreckliche Elisabet Flickenschild als im Rollstuhl sitzende Barbesitzerin und ruchlose Drogen- und Mädchenhändlerin *Joanna Filiati* oder Werner Peters als schmieriger Heilpraktiker *Dr. Dalmas*, der erstochen auf dem Gepäckband eines Flughafens endete. Das mörderische Phantom von Soho, hinter dessen Maske sich die Schriftstellerin *Corinna Smith* verbarg, wurde von Helga Sommerfeld gespielt, einer jungen deutschen Schauspielerin, die ich noch nicht kannte.



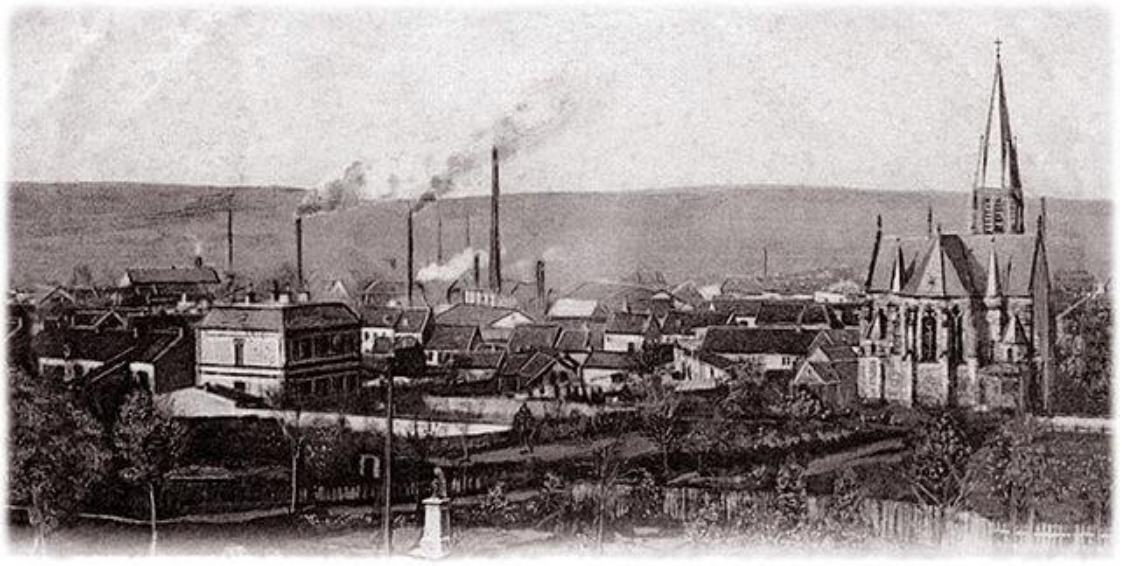
Nach dem Film hatte Frank wieder Durst und kehrte mit mir und Ute zurück in die Bar des Hotel Astoria, wo es weitere Bierchen gab, bevor wir uns fröhlich auf den Weg nach Hause machten. „Dort wurde ich von Ute und Frank mit Häppchen vollgestopft. Danach plumpste ich gegen Mitternacht ins Bett und schlief sofort ein.“

Der nächste Tag war frostfrei aber Grau. Als ich zum Frühstück im Esszimmer auftauchte, erwartete mich dort nur Frank. Ute war bereits unterwegs und Frank schlug vor, mit mir nach Saarbrücken zu fahren, wo er was zu erledigen hatte und anschließend nach Frankreich, um mir das Nachbarland zu zeigen. Gegen Zehn Uhr fuhren wir los. Wenig später parkte er seinen Citroën 2 CV in Saarbrücken an der Berliner Promenade mit Saarblick. Während er unterwegs war, nutzte ich die Wartezeit, um den Menschen nachzusehen, die auf der Promenade unterwegs waren. Männer wie Frauen trugen meist noch Wintermäntel und eine Kopfbedeckung wie Hüte aller Art oder Kopftücher. Ich fand das lustig, versuchte mir Witze auszudenken, blieb aber erfolglos. Wahrscheinlich hatte ich einen Kater. Der Ausflug in das wenige Kilometer vom Stadtzentrum entfernte Frankreich war von Anfang an enttäuschend. Es fand nicht einmal eine Passkontrolle statt. Ich musste zum Schalter in der Zollstation an der Route National an der Grenze laufen, um meinen Kinderpass abstempeln zu lassen. Der Stempel selbst war sechseckig und schmucklos: SURETÉ NATIONAL darunter FORBACH darunter 21 MARS 1964 darunter FRANCE. Es waren nur ein paar Kilometer Fahrt durch dicht besiedeltes Gebiet entlang der Route National 3 bis zum Zentrum der Kleinstadt Forbach. Das Stadtbild unterschied sich wenig von dem der Kleinstädte auf der anderen Seite der Grenze. Die Stadt wurde nach der Inbetriebnahme der Forbacher Bahn um 1850, die wenig später Saarbrücken mit Metz verband, zum Mittelzentrum einer Region, in der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Montanindustrie rasch



entwickelte. 1868 wurde auf einer Anhöhe an der Route National am Fuße des Schlossbergs, den eine alte Burg krönt, die neugotische katholische Kirche Église Saint-Rémi in der Ortsmitte erbaut. Frank parkte seine Ente, wie der Citroën 2 CV genannt wurde, direkt vor einem Bistro neben dem Vorplatz und der Treppenanlage, die zum Eingang dieser Kirche führt, die unter dem Patronat des heiligen Remigius steht, dem Bischof von Reims, der die Merowingerkönigin Chlothilde und um 500 auch ihren Ehemann König Chlodwig I taufte und damit das Reich der Franken christianisiert hat. Das hatte ich im Religionsunterricht am ThG bei Dr. Dinnebier gelernt und konnte es mir wegen der zwei lustigen Namen auch gut merken. Ab 751 übernahm dann das Geschlecht der westfränkischen Karolinger unter *Karl Martells* Sohn *Pippin dem Jüngeren* als König der Franken die Herrschaft über das Frankenreich. Nach dem deutsch-französischem Krieg von 1870/71 wurde das Städtchen Teil des Reichslandes Elsaß-Lothringen und Verwaltungssitz des Landkreises Forbach im Bezirk Lothringen. In Forbach lebten 1860 etwa 5000 Einwohner. Ab 1872 beschleunigte sich das städtebauliche Wachstum. Neue Industrieansiedlungen zogen neue Arbeitskräfte in die Stadt. Viele von ihnen waren Protestanten. Ende der achtziger Jahre begannen die Planungen für einen Kirchenbau mit 650 Plätzen. Aber die Kosten waren hoch. Erst nachdem vom deutschen Kaiser als Landesherrn der evangelisch-lutherischen Kirche ein sogenanntes Gnadengeschenk *mit Rücksichtnahme auf ein allgemeines Interesse und die Verschönerung eines in voller Entwicklung begriffenen neuen Stadtviertels* gemacht wurde, war die Finanzierung gesichert und der Bauplatz konnte erworben werden. 1892 wurde die zweite große Kirche in neugotischem Stil für die Protestanten fertiggestellt. Das Bild zeigt die neue Kirche im Jahr 1910. Die meisten Schlote waren 1964 verschwunden.





Das Steinkohlebergwerk *La Mine Wendel* war eines von acht Bergwerken im Lothringischen Kohlebecken. Es war 15.000 Hektar groß und erstreckte sich von Faulquemont im Süden bis Villing im Nord-Westen und Stiring-Wendel im Norden von Forbach. Die Grube in Wendel war die größte im lothringischen Becken. Die gesamte Jahresproduktion von 1913 erbrachte 3,8 Millionen Tonnen. Nachdem Frankreich 1945 das Kohlerevier wieder unter Kontrolle hatte, erleichterte der *Marshall-Plan* die Erneuerung. Umfangreiche Modernisierungs- und Rationalisierungsmaßnahmen wie die Einrichtung von *Grands Ensembles Miniers* hatten eine Steigerung der Förderung auf 17 Mio. t zum Ziel. Nach dem Monnet-Plan stieg die Förderung im Zuge der *Bataille du Charbon* von 1945 bis 1958 von 2,2 auf fast 15 Mio. t, die Zahl der Beschäftigten erreichte 46 000.
In den Jahren nach 1945 war Erdöl sehr billig. 1949 belegte die Regierung Adenauer Erdöl mit einem Schutzzoll, später schaffte sie diesen ab. Die Nachfrage nach Erdöl stieg in Haushalten, im Verkehrssektor und in der Industrie; die Nachfrage nach Steinkohle sank. Der Anteil der Kohle am Energiemarkt sank von 1950 bis 1964 von ca. 87 % auf 60 %. Deutsche Steinkohle war teurer als ausländische Steinkohle. Die geologischen Bedingungen zur Förderung der Steinkohle waren nicht mehr optimal und die Lohnkosten höher als in anderen Ländern. Nur zwei Jahre nachdem das Saarland mit 18 Bergwerken und einer Jahresproduktion von 17 Millionen Tonnen als elftes Land Teil der Bundesrepublik wurde, kam es 1959 im südlichen Ruhrgebiet zu den ersten Grubenschließungen. Die Kohlenvorräte der dortigen Zechen waren bereits weit erschöpft und die technischen Anlagen veraltet. 1960 förderten über 400.000 Beschäftigte im Ruhrgebiet bei sinkender Nachfrage und höheren Kosten dennoch über 115 Millionen Tonnen. Aber beide Zahlen nahmen, wie die er gesamten Montanindustrie, in den Folgejahren stetig ab.
Nach der Wiedereingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik im Januar 1957 folgte ab Juli 1959 mit der Ablösung des französischen Franc durch die Deutsche Mark die wirtschaftliche. Für die Saarländer erwies sich die Rückgliederung allerdings längst nicht in allen Beziehungen als vorteilhaft. Die hohen, an das französische System angelehnten Sozialstandards mussten den eher leistungsbezogenen Standards der Bundesrepublik weichen. Auch erwies sich die saarländische Wirtschaft als längst nicht reif für den bundesrepublikanischen Wettbewerb, so dass trotz von Bundes- und Landesregierung gewährter Investitionshilfen und einer Ermäßigung der Einkommens- und Körperschaftssteuer um 15 Prozent 125 saarländische Firmen diesen schwierigen Übergang nicht überlebten und schon kurze Zeit nach dem Beitritt ca. 5.000 Arbeitsplätze verloren gingen.
Frank hatte damals einen massiven Strukturwandel erlebt. Vielleicht war er deswegen nicht pessimistisch. Nach unserem Aufstieg zur Kirche des Heiligen Remigius lagen die Dächer der Stadt unter einer dichten Wolkendecke. Die Eingangstür war offen, aber auch das Innere der Kirche schien mir so grau wie der Blick auf die Stadt. Nach wenigen Minuten flohen wir und gingen zur Rückseite der Kirche und von dort über die Rue de Église zur protestantischen Kirche. Der Entwurf des deutschen Architekten und Stadtbaurats von Metz, Conrad Wahn, hatte den deutschen Kaiser dazu gebracht, ein *Gnadengeschenk* zu machen. Es entstand eine schreckliche Backsteinburg in preußischem Stil. Wir kehrten schnell um und eilten zurück zu Franks Ente vor dem Bistro an der Route National. Bevor wir uns auf die Rückreise machten, gingen wir, um uns aufzuwärmen, auf ein Bier ins Bistro. Es gab biére d'Alsace der französischen Brasserie Mutzig, einer Kleinstadt im Westen von Straßburg, die gesprochen wie Mützig klingt und zur Zeit der deutschen Herrschaft auch so hieß. Es wurde in 0,33 Liter Biertulpen serviert und schmeckte lecker. Die Vergangenheit schien eine finstere Angelegenheit und die Aussicht in die Zukunft verbarg sich wie die Sonne über der grauen Wolkendecke, hinter der sie sich nun seit Tagen versteckte. Nach dem zweiten Glas Mutzig machten wir uns auf den Heimweg und waren kurz nach vier Uhr zurück in St. Ingbert. Dort wartete nur der Hund Nettie auf uns. Franks Eltern waren aus und auch Ute war nicht da. Frank und ich waren allein. Irgendwann haben wir Abendbrot gemacht und uns später vor den Fernseher



gesetzt. So ein Gerät hatte ich noch nicht gesehen. Es war ein Grundig Zauberspiegel T 7002. Damit konnte man zwei Programme empfangen: Das bisher einzige *Das Erste* und ein neues, das hieß *Das Zweite,* abgekürzt *ZDF.* Es gab auch eine Programmzeitschrift. Die hieß *Hör Zu!* Am Samstag, dem 21. März 1964 gab es im *Ersten* einen italienischen Spielfilm mit dem Titel *Geliebte Tram* von 1955, ein liebenswürdiges, tragikomisch gestimmtes Volksstück über einen Straßenbahnführer in Bologna, der eine Frau auf einem Fahrrad anfährt und deshalb zum Schaffner degradiert wird. Im *Zweiten* gab es einen spanischen Film von 1959 mit dem Titel *Geschichte eines Arztes,* nämlich des spanischen Mediziners und Nobelpreisträgers Santiago Ramón y Cajal. Dem Film im *Ersten* folgte um 21.45 die Tagesschau, um 21.55 das Wort zum Sonntag und um 22.00 Grand Prix Eurovision 1964, Europäischer Schlagerwettbewerb unter Teilnahme aller Eurovisionsländer. Sprecher: Hermann Rockmann. Die Konzerthalle im Kopenhagener Tivoli ist heute Schauplatz der Endausscheidung, an der 16 Eurovisions-Länder teilnehmen. 23.30 Berichte von den Bundesligaspielen. Dem Film im *Zweiten* folgte um 21.50 Das aktuelle Sportstudio, 21.40 Der Kommentar mit Professor Dr. Otto B. Roegele, 21.50 Das aktuelle Sportstudio mit Berichten von den Bundesligaspielen, 23.20 Heute Spätausgabe. Was genau wir uns angesehen haben, steht nicht in meinem Kalender, stattdessen steht dort: „Wir trinken, wie so oft, still vor uns hin. Es war auf jeden Fall so viel, dass ich am nächsten Tag einen Kater hatte."



Zum Auslüften machten sich am Sonntag Frank, der Hund Nettie und ich uns auf zu einem Waldspaziergang. Nachmittags gingen wir im Hallenbad von St. Ingbert schwimmen und befeuchteten uns anschließend im Café am Schwimmbad mit etwas Bier von innen. Um 17 Uhr gingen wir nochmal spazieren, treffen prompt auf *Mickey*, der uns überredet mit ihm in den Ratskeller zu ziehen. Dort kam es zu einer hitzigen Diskussion über den Wehrdienst. Der weitere Verlauf des Tages bleibt unklar. Erst am Montag folgt ein Eintrag: „Machte mit Ute einen Einkaufsbummel und merkte, dass ich mich in sie verliebt habe. Wenn ich sie nur sehe, füllt sich mein Herz mit Freude und die Sonne geht auf. Am Nachmittag fahren wir beide per Anhalter nach Saarbrücken. Sie geht einkaufen und ich warte in einem Café auf ihre Rückkehr. Anschließend klappern wir alle Kinos ab und entscheiden uns für den *Marder von London*. Das war ein englischer Krimi von 1960 mit englischen Schauspielern, der in London spielt."



Er handelte vom Kosmetikvertreter Cummings, gespielt von Peter Sellers, dem sein Auto gestohlen wurde, das er dringend brauchte, um seine Kunden zu bedienen. Ein Zeitungsverkäufer hat den Diebstahl beobachtet und gab ihm einen Tipp: Eine Jugendbande stehle Autos für einen Großganoven, der sie umlackiert und weiterverkauft. Es zog sich fast 90 Minuten bis die Polizei den bösen Großganoven dingfest machen konnte und wir verließen das Kino etwas frustriert. Immerhin konnte man den Piccadilly Circus sehen, eine belebte runde Straßenkreuzung mit vielen großflächigen Werbeleuchtröhren an den Hauswänden im Stadtteil Westminster City. Den wollte ich unbedingt sehen, wenn ich nach England fahre. Auf der Fahrt mit Ute mit der Eisenbahn zurück nach St. Ingbert erzählte ich ihr von meinem Reiseplan zu Shelagh nach London und Cheshire. Ute schien erstaunt, denn auch sie zog es nach dem Abitur nach England, um ihre Sprachkenntnisse im wirklichen Leben zu testen. Wir hatten also eine gemeinsame Leidenschaft. Als wir gegen Abend nach Hause kamen, bat ich sie mir ein Buch zu leihe. Dadurch lernte ich ihr Mädchenzimmer kennen. Es hatte eine helle und leichte Atmosphäre, die mir gefiel. Das Buch, das sie für mich aussuchte, sah aus



wie die Abbildung nebenan. Auf der Innenseite des schmalen Bandes von 151 Seiten stand folgende Widmung: „Satire auf einen Bestseller - für Frau von Martens, die behauptet ich könne keinen erotischen Roman schreiben." Als ich das gelesen hatte, klingelte es bei mir: Valerie von Martens spielte Frau Nägler neben ihrem Mann Curt Goetz als Studienrat Traugott Nägler in dem schwarz-weiß Film *Unser Haus von Monte Video,* den ich gerade zwölf Jahre alt, mit Wölfi und meiner Mutter im Lichtspielhaus in Hohenpeißenberg gesehen hatte. Der Film war sehr lustig und ich habe unsere Mutter selten so viel lachen gehört, wie in diesem Film über ein Ehepaar aus einer spießbürgerlichen deutschen Kleinstadt, das nach dem Tod von Traugott Näglers Schwester mit seinen zwölf Kindern auf einem Ozeandampfer nach Montevideo in Uruguay in Südamerika fährt, um eine beachtliche Erbschaft von 750.000 $ anzutreten, die nur unter einer Bedingung erfolgen kann, die die Schwester festgelegt hat: In Näglers Familie müsse sich innerhalb einer bestimmten Frist die gleiche moralische Entgleisung ereignen, für die ihr Bruder einst über seine Schwester den Stab gebrochen und sie zur Auswanderung gebracht hatte: Eine Schwangerschaft vor der Eheschließung. Auf der Rückreise ereignet sich ein Wunder: Traugotts Hochzeit mit Marianne, die auf der *Atlanta* stattgefunden hat, für wurde inzwischen als ungültig erklärt, da dem Boot 27 Zentimeter Länge zum vollwertigen Schiff fehlen. Wegen dieses Formfehlers gibt es jetzt sogar zwölf uneheliche Kinder. Die Erbin des ausgesetzten Geldbetrags ist somit Marianne. Dies zieht eine Doppelhochzeit nach sich: eine nachgeholte zwischen Traugott und Marianne sowie eine zwischen dem jungen Paar Atlanta und Herbert.

Curt Goetz,

geboren 1888 in Mainz, besuchte das Gymnasium in Halle und war 1909 Schauspieler in Rostock, später in Nürnberg und Berlin. 1923 heiratete er Valérie von Martens, mit der er seit 1925 Gastspielreisen mit eigenen Stücken unternahm. Ihre gemeinsamen Darstellungen sind aus dem Theaterleben der zwanziger Jahre nicht wegzudenken. 1939 ging Curt Goetz nach Hollywood und lebte sieben Jahre lang als Besitzer einer Hühnerfarm bei Los Angeles. 1945 kehrte er in die Schweiz zurück und starb am 12. September 1960 in Grabs bei St. Gallen. Goetz wurde als Lustspielautor mit amüsanten Komödien und Grotesken sehr bekannt. Viele seiner Stücke hat er auch selbst verfilmt.
Wichtige Werke: ›Ingeborg‹ (1921), ›Nachtbeleuchtung‹ (1921), ›Die tote Tante‹ (1924), ›Hokuspokus‹ (1928), ›Der Lügner und die Nonne‹ (1929), ›Dr. med. Hiob Prätorius‹ (1934), ›Das Haus in Montevideo‹ (1953), ›Miniaturen‹ (1958), ›Carneval in Paris‹ (1966), ›Dreimal täglich‹ (1967), ›Die Memoiren des Peterhans von Binningen‹, ›Die Verwandlung des Peterhans von Binningen‹ und ›Wir wandern, wir wandern . . .‹ (Memoiren in drei Teilen), ›Viermal täglich. Weitere Rezepte von Curt Goetz‹ (1968), ›Napoleon ist an allem schuld. Filmkomödie‹ (dtv-Band 689).

Nach dem Abendessen saßen Ute und ich allein im Wohnzimmer. Der Fernseher blieb abgeschaltet und wir lasen still vor uns hin. Ich wusste nicht, was Ute las, aber ich las mit einiger Überraschung den erotischen Roman, den sie mir gegeben hatte. Er beginnt damit, dass ein gewisser C. G. in einem kleinen Waldstück in der Gegend von Beverly Hills bei Los Angeles in den USA ein totes Mädchen entdeckt. Die Leiche ist unbekleidet. Er meldet den Fund bei der Polizei und es stellt sich heraus, dass es sich um die siebzehnjährige Lu Sostlov handelt. Alles deutet darauf hin, dass hier ein unschuldiges, junges Mädchen mit einer blütenreinen Vergangenheit ermordet wurde. Der Detektiv Ben nimmt die Ermittlungen auf. Bald aber ergaben seine ersten Untersuchungsergebnisse ein anderes Bild der Toten von Beverly Hills. Ihr Tagebuch verrät, dass Lu mitnichten die Unschuld vom Lande war, sondern dass sie vielmehr ein ausgesprochen abwechslungsreiches Liebesleben geführt hat. Zudem verdichten sich Hinweise, dass sie nicht einmal siebzehn, sondern erst vierzehn Jahre alt war. In Rückblenden wird von Ben nun das verruchte Liebesleben der Toten rekonstruiert und aufgerollt.

Als ich an dieser Stelle angekommen war, kam Frank mit seiner Mutter nach Hause. Ich verabschiedete mich und ging in mein Schlafzimmer, wo ich ungestört weiterlas. Die Liste der im Tagebuch aufgeführten Liebhaber Lus war lang. In ihren jungen Jahren hatte das frühreife Mädchen unter anderem bereits eine Affäre mit einem wohlhabenden Maler, Dr. Steininger, dann mit Peter de Lorm, einem noch sehr jungen, aufstrebenden Drehbuchautoren aus Deutschland, und dem weltbekannten Wagner-Tenor Swendka. Was ist mit dem rätselhaften C. G., dem Schweizer Schriftsteller, der *ganz zufällig* die Tote entdeckt hatte? Auch er findet Erwähnung im Tagebuch. Dann gibt es noch Lus gehörnten Ehemann, einen in die USA emigrierten, tschechischen Archäologen. Ein Großteil der Spuren, die Lus bei ihren

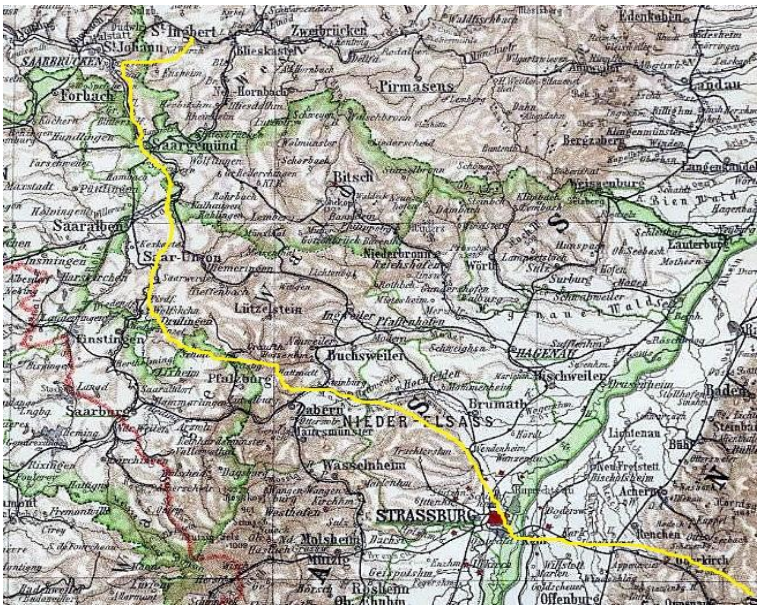
Liebhabern hinterlassen hat, führen zugleich ins Nichts. Dann aber entdeckt Ben eine ganz heiße Spur nach Las Vegas zu den tanzenden Tiddy Sisters, die dort jeden Abend in Unterhaltungsshows auftreten. Es stellt sich heraus, dass sie Rivalinnen der Toten waren und sie deshalb ermordet haben. Es war weit nach Mitternacht, als ich das Buch fertiggelesen hatte und auf dem Nachttisch ablegte. Warum hat mir Ute dieses Buch zum Lesen gegeben? Wollte sie mir etwas damit sagen? War es ein Wink mit dem Zaunpfahl? Führte Ute wie Lu ein geheimes Leben? Wusste Frank davon? Ich war irritiert.

„Am Dienstag fällt das Frühstück aus. In der Küche trinke ich noch ganz benommen eine Tasse Kaffee. Nach dem Mittagessen nimmt mich Frank mit zu dem Baugrundstück, auf dem seine Eltern ein Haus bauen wollen. Er hatte eine Zweimannsäge und zwei Äxte mit. Das Grundstück lag am Hang und war voller kahler Obstbäume, die wir ankerben und absägen werden. Dabei erschlägt mich Frank fast mit einem fallenden Baum. Es waren viele Bäume, die wir ohne Pause fällten, bis wir vor Erschöpfung fast selbst umfielen. Nach dem Abendessen haben wir ein paar Flaschen Bier aus der Küche geholt und uns vor dem Fernseher schweigend volllaufen lassen. Am Mittwoch war ich mit Lotte und Ute unterwegs, um Häuser eines Architekten zu besichtigen, an denen sich ihr geplanter Neubau orientieren könnte. Am Nachmittag nahm mich Frank mit nach Saarbrücken. Aber der Jazzkeller *Im Eimer* war geschlossen und schließlich landeten wir in einem Lokal der Restaurantkette *Wienerwald.* Dort tranken wir einen Schoppen Pfälzer Riesling, fuhren danach zum Abendbrot mit den Eltern und Ute nach Hause. Die Eltern gingen früh zu Bett, weil sie am nächsten Tag verreisen wollten. Frank findet im Kühlschrank eine Flasche Sekt. Wir müssen uns zurückhalten, um die Eltern nicht zu wecken. Ute, Frank und ich waren vom Sekt beschwipst und vertrieben uns den Abend mit Kartenspielen, ohne dabei laut zu werden. Am nächsten Tag fuhren die Eltern nach Freudenstadt im Schwarzwald. Frau Müller drückte mir zum Abschied für meine Rückfahrt nach München fünfzehn DM in die Hand, für die ich mich mit einem Handkuss bedankte. Wenig später entdeckt Frank, dass die Eltern ihre Koffer in der Garage vergessen hatten. Sie haben erst nach ihrer Ankunft gemerkt, dass sie nicht im Kofferraum waren. Ein paar Stunden später klingelte in St. Ingbert das Telefon und Frank hob ab. Ergebnis des Gesprächs: Wir werden morgen nicht über Mannheim nach München reisen, sondern über Straßburg in den Schwarzwald um die vergessenen Koffer zu ihrem Sanatorium bringen. Gegen Abend fuhren wir drei wieder nach Saarbrücken. Ute wollte einen amerikanischen Farbfilm sehen. Der hatte den deutschen Titel *Die Katze mit den roten Haaren, w*eil die weibliche Hauptfigur Mary Kate eine Irin mit roten Haaren ist. Der Schauspieler John Wayne, den ich bisher nur als Flinten- bzw. Revolverhelden aus Westernfilmen kannte, spielt die männliche Hauptrolle als Sean Thornton, der aus Amerika in seine alte Heimat zurückgekehrt war, um das frühere Haus seiner Familie zu kaufen und dort für den Rest seines Lebens in der wunderbaren grünen Landschaft Irlands zu verbringen. Als er unterwegs in einer Droschke vom Bahnhof zum Dorf seines Elternhauses eine schöne junge rothaarige Frau mit einer Schafherde erblickt, verliebt er sich auf den ersten Blick in sie. Vom Kutscher, der ihn abgeholt hatte, erfährt er, dass sie die Schwester des wohlhabenden Gutsbesitzers Will Danaher und unverheiratet ist. Das Haus von Seans Familie ist inzwischen im Besitz der Witwe Sarah Tillane. Als Thornton bei ihr vor-spricht, um ihr seine Kaufabsicht mitzuteilen, erscheint auch der hühnenhafte Danaher, der seit langem an einem Kauf interessiert ist. Aber als es um den Kaufpreis geht, den Thornton bereit ist zu zahlen, muss er passen. Nachdem Thornton im Pub Unterkunft gefunden hat, spricht sich das herum und wenig später kommt Danaher dazu, beschimpft Thornton als Yankee und fordert ihn zum Zweikampf. Thornton



lehnt ab und nur der Pfarrer, der dazukommt, kann einen Kampf vermeiden, indem er droht, Danaher von der Kanzel herab bloßzustellen. Er zwingt ihn, Thorntons Hand zu drücken und als Danaher endlich nachgibt und Thorntons Hand mit aller Kraft drückt, muss er feststellen, dass der Yankee mehr Kraft hat als er. Nach dem Kauf bezieht Thornton sein Elternhaus. Als er dort ankommt, findet er es frisch geputzt und mit Feuer im Kamin. Mary Kate hat es aus christlichem *Nachbarschaftssinn* gemacht, wie sie sagte, als er sie dabei überraschte. Als er sie an sich zog und sie küsste, wehrte sie sich vehement und rannte nach Hause, aber es dauerte nicht lang und Kate und Thornton kommen sich näher und wollen heiraten. Aber Kates Bruder, der Gutbesitzer Danaher, verweigert seine Zustimmung. Er hatte seit Jahren gehofft die Witwe Tillane zu heiraten. Sie war zwar an ihm interessiert, aber von seiner Grobschlächtigkeit abgeschreckt. Mehrere mit Thornton befreundete Dorfbewohner, darunter der örtliche Heiratsvermittler Flynn und der katholische Pfarrer Lonergan, können Danaher allerdings austricksen: Sie erklären ihm glaubhaft, dass die Witwe Tillane ihn erst heiraten würde, wenn seine Schwester den Haushalt verlässt und damit Platz für die Witwe macht. Daraufhin gibt Danaher der Hochzeit seine Zustimmung. Aber als Danaher am Hochzeitstag von Thornton und Mary Kate der Witwe Tillane einen Heiratsantrag macht und sie ihn ablehnt, merkt er, dass er hinters Licht geführt wurde, und wird wütend. Er gibt zwar nach langem Zögern Mary Kates Möbel und Hausrat heraus, aber die Mitgift seiner Schwester will er nicht bezahlen. Als Thornton mit ihm darum nicht kämpfen will, verweigert sich Mary ihrem eben angetrauten Mann. Der *Yankee* wird nun im Dorf als *Waschlappen* angesehen, da niemand außer dem protestantischen Pfarrer Playfair den wahren Hintergrund kennt: Der ehemalige Box-Champion Sean Thornton hatte einst in den USA in einem Boxkampf einen Gegner durch einen Faustschlag getötet. Seitdem ging er jedem Faustkampf aus dem Weg. Als Mary Kate ihren Ehemann sogar verlassen will, entschließt der sich zu handeln: Er packt Mary Kate und wirft sie Danaher mit der Bemerkung, ohne Mitgift sei keine Ehe zustande gekommen, vor die Füße. Mary ist fassungslos, und als Danaher ihre Mitgift, ein dickes Bündel Geldscheine, vor Thornton auf den Boden wirft, hebt der sie auf und wirft es wortlos in das Feuer des offenen Kamins. Nun erkannte sie, wieviel sie ihrem Ehemann bedeutet und ging stolz nach Hause, um ihrem Mann das Abendessen zuzubereiten. In einem wilden Faustkampf raufen sich die beiden Kontrahenten schließlich zusammen und freunden sich an. Danaher kann zum Schluss noch die Witwe Tillane heiraten, die ihn so lange verschmäht hatte.

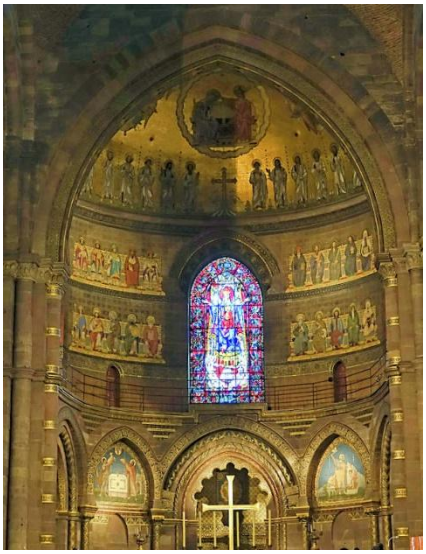
Nachdem das irische Dorfmärchen nach über zwei Stunden an sein glückliches Ende gekommen war, verließen wir das Kino beschwingt und suchten singend und auf der Straße tanzend ein Lokal, um uns zu stärken. Wir landeten im Wienerwald, wo Frank ein ganzes gegrilltes Hähnchen bestellte. Dazu tranken wir Weißwein und Ute fütterte mich mit Hähnchenkeule. Auf dem Tisch stand ein kugelförmiger Verkaufsautomat mit einem Münzschacht für ein fünfzig Pfennigstück und einem Drehgriff, um die Münze in den Geldbehälter im Inneren des Ständers unter den runden transparenten Behälter zu befördern und damit eine Klappe öffnen, durch die etwa drei Esslöffel Mandeln in eine Auffangschale rutschen. Der Automat war halbvoll mit gebrannten Mandeln. Wir wollten den leermachen, hatten jedoch nicht genug passende Münzen, aber viel Spaß mit unseren Versuchen, den Mechanismus zu überlisten. Dann begannen Frank und ich Ute nach ihrer Mitgift zu befragen und wieweit sie bereits heiratsfähig sei. Damit erregten wir die Aufmerksamkeit eines mittelalten Herren, am Nachbartisch, der mit Ute ins Gespräch kam und uns auf ein Glas an seinen Tisch einlud. Der aufdringliche Kerl nervte und als wir nach Mitternacht das Lokal verlassen hatten, war die gute Laune weg. Am Auto lehnte sich



Ute vor dem Einsteigen erschöpft so an mich, dass mir ganz anders wurde. Wir gondelten schließlich im Citroën nach Hause, Ute wankte zu ihrem Zimmer, Frank fand noch eine halbvolle Flasche Sekt im Kühlschrank, die wir philosophierend leer machen, bevor auch wir in unsere Betten fielen. Nach fünf Stunden Schlaf weckte mich Frank. Es war Karfreitag und das Wetter dasselbe wie das der letzten Tage: Grau wie Asche. Frank wird heute mit mir wie vereinbart nach Ebenhausen fahren und dort ein paar Tage bleiben. Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich von Ute und stieg in Franks Ente. Wir fuhren von St. Ingbert nach Saarbrücken und von dort südwestlich etwa 130 km durch Lothringen und das Elsass nach Straßburg. Dort wollten wir Rast machen, bevor wir etwa 80 km über den Rhein nach Kehl und dann durch den Schwarzwald nach Freudenstadt weiterreisen. Ich wusste zwar, dass die zwei Mittelgebirge auf dieser Route nicht so hoch waren wie die Alpen, aber selbst die Nordvogesen, die zwischen fünf- und sechshundert Meter Höhe erreichten, waren für einen 2 CV ein ziemliches Verkehrshindernis. Frank störte das ebenso wenig wie das Wetter. Er sang fröhlich vor sich hin, brachte mit einigen Lenkbewegungen den Wagen zum Schaukeln, bis er mich zum Lachen gebracht hatte und ich mitsang.



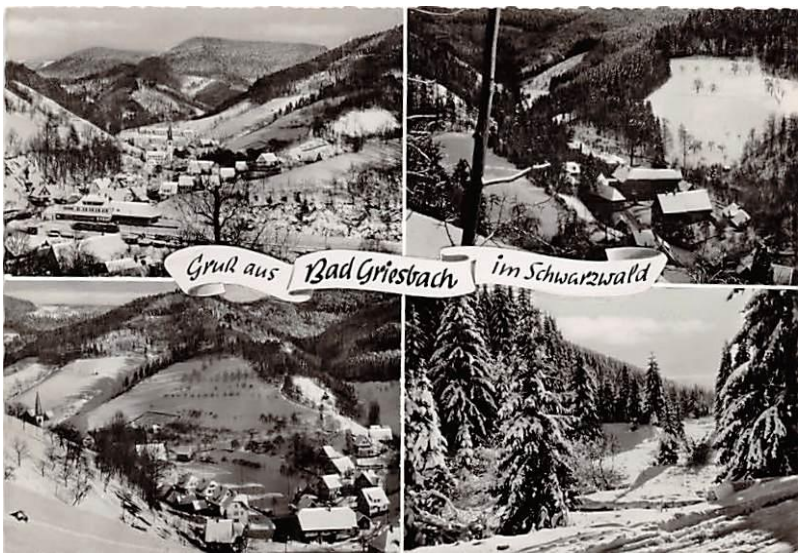
Gegen elf Uhr parkte er den Citroen am Domplatz in Straßburg. Passend zum Karfreitag trug ich meinen Kombianzug und eine fertig geknüpfte schwarze Fliege, die ich bei einem Bummel mit Herbert bei Hirmer in München aus Gaudi gekauft hatte. Das war mir scheinbar wichtig, denn ich habe dieses Detail in meinem Kalender vermerkt. Der Karfreitag war in Frankreich kein gesetzlicher Feiertag aber nicht in Elsass-Lothringen. Die Geschäfte waren geschlossen und die Kreuze im Münster mit lila Tuch verhüllt. Gegen Mittag lockerten sich die Wolken etwas auf, aber im Inneren des gewaltigen Baus war es trotz der immensen Buntglasfenster dämmrig. Wie in Ulm war man auch in Straßburg stolz auf die Höhe des Kirchturms, der mit 142 Metern von 1647 bis 1874 das Höchste im Mittelalter vollendete Gebäude der Welt war und selbst noch vom sechzig Kilometer entfernten Schwarzwald gesehen werden konnte. Das Münster ist voller Sehenswürdigkeiten wie etwa drei Orgeln, eine astronomische Uhr, die die Erdbahn, Mondbahn und die Bahnen der Planeten von Merkur bis Saturn anzeigt und einem Hauptaltar in der Apsis mit einem Buntglasfenster in seiner Mitte. Es zeigt ein Bild der Jungfrau Maria mit erhobenen Armen in trompetenartigen Ärmeln und ihrem Baby Jesus auf dem Schoß. Es ist umrahmt von byzantinischen Mosaikbildern von Königen, Heiligen und Kirchenlehrern auf goldenem Hinter-grund. Die romanische Apsis aus dem Jahr 1015 wirkte dadurch wie eine kostbare geöffnete Schmuckschatulle, aber sie wurde erst Ende des 19ten Jahrhunderts so ausgestaltet wie sie heute zu sehen ist. Das war die Zeit der Neugotik wie der Neoromanik, die sich an einem idealisierten Bild des Mittelalters orientierte. Es war derselbe Stil, in dem auch das Kloster St. Ottilien, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche oder der S-Bahnhof und das Villenviertel des Berliner Stadtteils Nikolassee erbaut wurden. Es war der bevorzugte Stil des neuen deutschen Kaiserreichs der Hohenzollern, das sich als Nachfolger des Heiligen römischen Reiches Deutscher Nation verstand. Otto nannte diesen Stil Historismus und willkürlichen Eklektizismus, was so viel bedeutete, dass man sich im Sturm der industriellen Revolution für einen Baustil entschieden hatte, der sich an vergangener Größe orientierte und seine Stilelemente nach Belieben einsetzte, um das nationale Bewusstsein damit wachzuhalten. So habe ich das jedenfalls verstanden. Aber auch der Jugendstil, der um die Jahrhundertwende aus England kommend, durch lokale Bewegungen und Künstleravantgarden in Deutschland und Österreich durch viele neu gegründete Kunstzeitschriften zu



einem überregionalen Ideenaustausch führte, war ein eklektizistischer Stil. Die industrielle Revolution in England hatte es ermöglicht Verzierungen als maschinelle Massenware herzustellen. Damit konnten nun auch die Bedürfnisse des Bürgertums nach sichtbarer Extravaganz der Fassaden wie der Innenausstattung befriedigt werden. Nach dem Ende des Kaiserreichs 1918 begann eine Stilwende. Die nüchterne Bauhaus-Architektur der zwanziger Jahre in Deutschland wurde erst nach den Zerstörungen des zweiten Weltkriegs zum dominanten modernen Architekturstil der Nachkriegszeit. Als Kind dieser Zeit war mir die Berliner Promenade in Saarbrücken, der neue Münchner Hauptbahnhof oder die Kongresshalle mit dem schwebenden Dach in West-Berlin näher als die Bauwerke, die sich am *dunklen Mittelalter* orientierten. Im modernen Neubau des Gymnasiums in Weilheim fühlte ich mich wohler als in dem neoklassizistischen Gebäude des Theresien-Gymnasiums aus königlich bayerischen Zeiten in München am Kaiser-Ludwig-Platz.

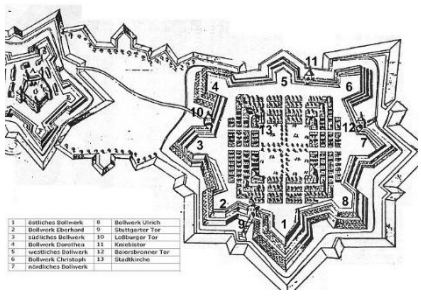
Ich war erleichtert als Frank mich zum Ausgang drängte, denn er wollte vor der Weiterfahrt mit mir noch Kaffee trinken und Kuchen essen. Im Dom war es saukalt, aber die Cafés am Domplatz waren gut geheizt. Das Wort Kaffee verstand die ältliche Kellnerin, aber als ich eine *Schwarzwälder Kirschtorte* bestellte, wollte sie es nicht verstehen. Sie sagte *„Je ne comprendre“* und sah mich herausfordernd an. Frank kam zur Hilfe und sagte *„Tarte foret-noir“.* Sie nickte wohlwollend, sagte kurz *„A Bon!“* und verließ unseren Tisch. Ich sah Frank verständnislos an und fragte, warum sie etwas nicht versteht, was sogar in der Karte auf Deutsch geschrieben steht. Er meinte, dass an vielen Orten Frankreichs die Erinnerung an die Besetzung und Demütigung durch die Deutschen noch präsent sei und sie deshalb ablehnend reagierten. Dann grinste er und sagte: „Vielleicht war es aber auch deine Fliege, die sie gereizt hat. Kann auch sein, dass man hierzulande mit so einem Propeller nicht zur Mittagszeit rumläuft.“ Das Stück Torte, das sie dann brachte war extragroß und überlecker und als ich dann noch, wie Frank vorgeschlagen hatte, nach dem Bezahlen *„Le tarte etait tres bien*!“ sagte und die Bedienung mit *„Merci beaucoup!*“ geantwortet hatte, war die deutsch-französische Freundschaft wieder hergestellt, sie lächelte und wünschte uns *„Bon voyage!“*

Vom Domplatz zur Grenze nach Deutschland in der Mitte des Rheins waren es nur wenige Kilometer bis zur einige Jahre vorher eröffneten neuen Europabrücke zur Kleinstadt Kehl auf der anderen Seite des Stromes. An der französischen Grenzkontrollstelle wurde meine Ausreise mit einem Stempel bestätigt, ohne dass ich das Auto verlassen musste. Auf der deutschen Seite wurden wir von den Grenzern einfach durchgewunken. Der Himmel war wieder bewölkt und die Fahrt durch die Rheinebene auf der Bundestraße 28 war begleitet von nebligem Nieselregen. Ein paar Kilometer später überquerten wir die Autobahn A5 von Basel nach Frankfurt und passierten einen Ort namens Oberkirch. Dann veränderte sich die Landschaft und der Schwarzwald begann. Die Straße folgte einem Tal, das zwischen bewaldeten Höhen stetig anstieg und Franks Ente, die mit 12 PS außer zwei ausgewachsenen Männern auch noch die zwei Koffer der Eltern bergauf schleppen musste, schaltete auf Watschelgang. Wir tuckerten mit etwa 50 km/h durch bewaldete Höhen auf denen der Nieselregen langsam als Schnee kleben blieb. Die Heizung kam gegen die fallenden Temperaturen kaum an, die Fenster trübten sich und der Motor verrichtete seine Arbeit mit Geräuschen wie ein gequälter Sklave, der kurz vor dem Aufgeben ist. Es ging immer höher, bis wir auf etwa 500 Meter Höhe einen Ort erreichten der Bad Griesbach hieß. Dort machten wir eine kurze Pause an einer Tankstelle. Die Postkarte nebenan entsprach nicht ganz der Realität, aber gefühlt war sie wie auf den Fotos. Es waren noch fünfzehn Kilometer bis Freudenstadt, es hörte nicht auf zu schneien und der Tankwart



warnte uns, dass uns das Schlimmste noch bevorsteht: Er warf einen spöttischen Blick auf die Ente und meinte in einem seltsamen Dialekt, dass er sowas mit *dör Kistn niet macha dat.* Frank sah mich an. Wahrscheinlich guckte ich wie ein Dackel, denn es war ja seine Entscheidung und nur er hatte einen Führerschein. Aber Frank blieb stur. „Wir fahren weiter." Dann zwinkerte er mir zu, grinste und fügte ergänzend hinzu: „Zur Not musst du die Fliege abschnallen und schieben." Also fuhren wir weiter. Es hörte auf zu schneien und die Ente mit Frontantrieb watschelte plattfüßig und langsam durch den Matsch und wedelte dabei nach Belieben mit dem Hinterteil, ohne wegzurutschen, weil die zwei Koffer seiner Eltern die Räder am Boden hielten. Frank war ein gutmütiger und geduldiger Typ. Er wirkte stets ausgeglichen, war nicht redselig, sondern beschränkte sich auf das Wesentliche. Im Vergleich zu ihm war ich ein intellektueller Zappelphillipp, der beständig damit beschäftigt war Phänomene zu deuten und nach Assoziationen oder Zusammenhängen zu suchen, um verbale Erklärungen zu finden, die sich zu Papier bringen lassen. Das hatte er nicht vor. Er hat sich, soweit ich mich erinnere, mit der Mittleren Reife begnügt und war im letzten Jahr der Berufsausbildung. Welche genau weiß ich nicht mehr, weil das in unserer Beziehung so wenig eine Rolle spielte wie in der zu meinem zweitältestem Bruder Wölfi, an den mich Frank erinnerte. Nur dass Frank einen Vater hatte, der sich um ihn kümmerte und sich nicht wie Papu davor drückte, Wölfi nach dem 21. Lebensjahr weiter zu unterstützen. Das geschah nämlich Ende Februar als er die monatliche Unterhaltszahlung für den Monat März nicht überwies und Mutti ihn verklagen musste, denn die Rechtslage war eine andere. Daran dachte ich während Frank den Wagen in Schneckentempo durch den dunklen Tannenwald lenkte, den der stetige Schneefall in eine weiße Winterlandschaft verwandelte. Erst fünf Kilometer nachdem die B28 auf die Hochschwarzwald-straße eingemündet war, durchquerten wir auf fast 1000 Meter Höhe ein Bergdorf mit dem Ortsschild Knibies. Von dort ging es endlich wieder bergab und wenig später erreichten wir Freudenstadt. Der Ort, in einem Tal auf etwa 740 Höhenmetern gelegen, hat eine lange Vorgeschichte, die um 1600 begonnen hat. Nur wenige Jahre nach der Gründung soll Freudenstadt schon fast 3.000 Einwohner gehabt haben. Aber dann kam die Pest, der dreißigjährige Krieg sowie ein Stadtbrand. Fast zwanzig Jahre nach den tragischen Ereignissen um 1650, lebten nur noch etwa 300 Bürger in Freudenstadt. Im Jahr 1667 hatte Eberhard III., der achte Herzog von Württemberg, die Idee, die Region durch den Bau einer großen Festungsanlage zum Schutz vor Frankreich wiederzubeleben. Sieben Jahre später bedeckte die Festung eine Fläche, die fast doppelt so groß war, wie die der früher bewohnten Stadt. Aber der Herzog starb kurz vor der Fertigstellung und sein Nachfolger beendete nach gründlicher Prüfung das teure und unbeliebte Großprojekt. Die Bevölkerung nutzte das Desinteresse der Obrigkeit an der Festungsanlage und versorgte sich über Jahrzehnte mit Baumaterial aus den Festungs-mauern, von denen nur noch Bruchteile vorhanden sind. Der große Platz in der Mitte der Anlage in der Größe von etwa vier Fußballfeldern, angeblich der größte Marktplatz Europas, war auch bei unserer Ankunft noch immer unbebaut. 1879 wurde die Stadt an das Schienennetz der Württembergischen Eisenbahnen angeschlossen und etwa zeitgleich begannen clevere Zeitgenossen darüber nachzudenken, ob man die reine Luft des Schwarzwalds zur Vermarktung der Stadt als Luftkurort nutzen könnte. Baden und Kuren waren im 19. Jahrhundert das medizinische Wundermittel gegen jegliche Gebrechen. Es war die Hoch-Zeit der Badekultur in Europa, obwohl viele Heilquellen





schon seit dem Mittelalter und manchmal noch viel länger bekannt waren. Dazu brauchte man aber Hotels und Sanatorien und vor allem Unternehmer, die sie finanzierten. Zur Kur fuhr man nicht nur für die Rekonvaleszenz, bei Nervenleiden oder, um mildere Krankheiten wie Rheuma, Verdauungsstörungen und Hautausschläge zu lindern, sondern auch bei gefährlichen Erkrankungen wie Tuberkulose. In Freudenstadt gab es aber keine Heilquellen, sondern nur gute Luft und einen Bahnhof in der Kleinstadt nicht weit entfernt vom weltberühmten Badekurort mit Spielcasino in Baden-Baden. Außerdem hatte man einen Ortsnamen, der Freude versprach. Im 19. Jahrhundert gehörte die Luftkur, bei der die Patienten mehrere Stunden täglich an der freien Luft liegen mussten, zur bevorzugten Therapie für Tuberkulose, einer Krankheit, die damals eine sehr hohe Todesrate zur Folge hatte. Man versuchte, die Ansteckungsgefahr mit geschlossenen Lungenheilstätten, Sanatorien genannt, einzugrenzen. Das war ein nicht besonders attraktives Geschäftsmodell. Aber es gab einen anderen Grund, der möglicherweise lukrativer war: Die Luftverschmutzung durch den raschen Fortschritt der Industrialisierung. So wuchsen etwa Förderung und Einsatz von Steinkohle zur Energieerzeugung für Industrie, Verkehr und Wärmeversorgung von Gebäuden und Wohnungen in Preußen, das die großen Reviere in Schlesien, Rheinland und Saarland unter Kontrolle hatte, von 23 Millionen im Jahr 1870 bis 1890 um das Dreifache, die Förderung von Braunkohle stieg von elf Millionen im Jahr 1873 auf 87 Millionen Tonnen im Jahr 1913. Nur acht Städte des Reiches hatten 1871 mehr als 100.000 Einwohner. 1910 waren es 48 Städte. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung in den Großstädten betrug 21,3%. In deutschen Städten herrschte bald so dicke Luft wie in Großbritannien, dem industriellen Vorreiter einer weltweiten Entwicklung. Bereits im Dezember 1873 berichtete die Presse aus London über einen pechschwarzen Nebel, der fast den ganzen Tag hindurch über der Stadt lagerte. Es war der Dichteste der Saison. Der Tag war buchstäblich in finstere Nacht verwandelt; der ganze Verkehr der Riesenstadt stockte. Die Eisenbahnzüge verspäteten sich und die Themsedampfer mussten ihre Tätigkeit einstellen. Der Nebel war von einem scharfen Frost begleitet. Das Phänomen trat in den folgenden Jahrzehnten öfter auf und die Briten fanden ein neues Wort für den *black fog*: Sie nannten ihn *Smog.* Der entstand durch das Schwefeldioxid im Rauch der Kohleöfen in Haushalten, Fabriken, Lokomotiven und Dampfschiffe, der nicht mehr abziehen konnte, weil sich warme Luft über die frostige Luft am Boden geschoben hatte und kalte Luft schwerer ist als warme.

In Freudenstadt hatte gegen Ende des 19. Jahrhunderts der stetig wachsende Kurbetrieb dazu geführt, dass inzwischen auch neugebaute große Kurhotels nicht nur erholungsbedürftige Gäste aus den deutschen Großstädten, sondern sogar ausländische Prominente wie den englischen König George V., die schwedische Königin, den reichsten Amerikaner seiner Zeit, John D. Rockefeller, den weltbekannten amerikanischen Schriftsteller Mark Twain oder den malaysischen Sultan Selangor anlockte. 1930 gab es 20 Hotels in der Kleinstadt. Fünf davon waren Luxushotels. 1938 wurde aus dem Oberamt der Landkreis Freudenstadt. Aber dann schien sich die Geschichte zu wiederholen. Nach Kriegsbeginn wurde



1940 im fast 1000 Meter hoch gelegenen Kniebis eine Befehlszentrale der Wehrmacht zur Verteidigung der Westfront, das *Führerhauptquartier Tannenberg* errichtet. Der Führer reiste persönlich mit Gefolge zur Einweihung an und blieb für eine Woche. Die *Deutsche Wochenschau* berichtete ausführlich darüber. Das hatte üble Folgen. Am 16. April 1945, nur wenige Wochen vor Kriegsende, nach der Festung in Kibies wurde auch die Stadt von französischen Truppen angegriffen. Bombardierung aus der Luft und Artilleriebeschuss führten zu großflächigen Zerstörungen von Stadt und Umland. Die Wehrmacht hatte noch vier Stunden vor dem Einmarsch die Bahnstrecke nach Freudenstadt in die Luft gesprengt. Da kein Einwohner es wagte, den französischen Truppen zur Übergabe der Stadt entgegenzugehen und die Franzosen mit erheblichem militärischem Widerstand rechneten, beschossen sie die Stadt 16 Stunden lang mit ihrer Artillerie. Es gab nur einige Dutzend zivile Opfer aber etwa 600 Gebäude, 95 Prozent der gesamten Innen-

stadt, wurden in der Nacht vom 16. auf den 17.April direkt oder indirekt zerstört und 1400 Familien obdachlos.

Gegen Mittag waren wir endlich im Zentrum der Stadt mit dem größten Markplatz Deutschlands angekommen, Frank parkte vor dem Rathaus, drehte den Zündschlüssel nach links und der Viertakter Ottomotor mit einem Hubraum von 425cm³, der besonders bergauf im Mezzosopran stöhnte, verstummte. Es war Karfreitag und das Rathaus geschlossen. Es gab keinen Stadtplan und nur wenige Passanten, die sich auf dem großen Platz verloren. Frank kannte den Namen des *Sanatorium Hohenfreudenstadt*, aber wusste nicht, wo wir es finden.



Es dauerte, bis er wiederkam. Unser Reiseziel lag wie eine Lungenheilstätte abseits der Stadt auf einer Anhöhe. Wir parkten vor dem Haus und gingen mit den Koffern zum Haupteingang. Als die Dame am Empfang hörte, dass wir die Koffer für Frau und Herrn Dr. Müller abliefern wollten, schickte sie einen Dienstboten mit den Koffern zu deren Zimmer und wenig später erschien Franks Mutter und war hoch erfreut über unsere Ankunft. Ihr Mann musste *dienstlich* an einem *Geschäftsessen* teilnehmen. Deshalb lud sie uns ein, mit ihr in der Stadt in einem guten Lokal Mittag zu essen. Es gab Pfannkuchensuppe, ein riesiges Omelett mit Schinken und eine weitere Änderung unserer Reiseroute: Lottes Mutter wohnte in Fürstenfeldbruck. Sie hat mit ihr telefoniert und Franks Oma würde sich freuen, wenn ihr Enkel sie zur Kaffeezeit am Nachmittag besucht. Frank versprach seiner Mutter, das zu tun, wir verabschiedeten uns und fuhren um zwei Uhr weiter auf der Bundestraße 28 Richtung Ulm. Ich wusste nicht, dass seine Eltern nicht zur Erholung nach Freudenstadt gereist waren. Von Frank erfuhr ich nun, dass sein Vater viele Patienten zur Nachbehandlung zur Kur nach Freudenstadt schickte und dies der Grund ihrer Reise war. Als ich ihn nach der Abfahrt fragte, warum weder sein älterer Bruder Bernd noch er selbst oder Ute sich für den Arztberuf entschieden haben, antwortete er mit einer Gegenfrage: „Du wolltest doch Priester werden, einer der wenigen Berufe, die auch mit dem Tod der Kundschaft zu tun haben. Warum willst du nicht Arzt werden wie dein Großvater oder dein Onkel Hayo?“ Krasse Antwort, aber berechtigt. Ja warum nicht? „Weil Priester Seelsorger sind, aber Ärzte Körpersorger. Ich habe kein Problem mit meinem Körper, aber null Verlangen danach andere Körper zu behandeln.“ Frank lachte und meinte, dass damit die Frage ja beantwortet sei und wir fuhren schweigend weiter. Es waren fast 200 Kilometer nach Ulm und die B28 voller Steigungen, Kurven und enger Ortsdurchfahrten. Von Orten wie über Rottenburg am Neckar, Tübingen, Reutlingen, Metzingen, Bad Urach und Blaubeuren habe ich nicht viel mitgekriegt, weil ich bis Ulm immer wieder eingeschlafen bin. Erst nachdem wir hinter Ulm endlich auf der Autobahn Richtung München unterwegs waren, kam ich wieder zu Kräften. Frank war eben dabei einen Renault R4 zu überholen und forderte mich auf, „Klapp hoch und wink zurück. Die Mädels sind aus Paris!“ Die unteren Fensterhälften der zwei Vordertüren des 2CV konnte man nämlich hochklappen. In dem Wagen saßen tatsächlich vier hübsche Französinnen, die uns *Bosch* (laut Frank ein abfälliges Wort für Deutsche) nicht nur zuwinkten, sondern sogar Küsschen zu hauchten. Nachdem uns ein Volkswagen auf die rechte Spur zurückgedrängt hatte, fragte ich Frank, woher er wisse, dass die Mädels aus Paris sind, war seine Antwort kurz. „75“. Rückfrage: „Und?“ Antwort: „Ist das Kennzeichen von Paris. Die nutzen keine Buchstaben, sondern Nummern.“ Aha! Als wir später an einer Raststätte pinkeln waren und zurück zum Auto gingen, hatten sie uns eingeholt und parkten ihren R4 neben Franks 2CV. Sie hielten den großen, schwarzhaarigen Frank, der sie auf Französisch zum Lachen brachte, für einen Franzosen, aber die vier Studentinnen konnten auch etwas Deutsch. Sie waren unterwegs nach München und wollten sich abends mit uns treffen. Aber als Frank auf Französisch



einen Satz sagte, in dem *Fürstenfeldbruck* und *Münik* vorkamen und Enttäuschung auf ihren hübschen Gesichtern zu sehen war ahnte ich, dass daraus nichts wird. *Münik* verstand ich, weil auch die Amis das ähnlich aussprachen, wenn sie München meinten. Aber was bedeutet *Banliü, Sche sui desole oder Heüi*? Vorstadt, tut mir leid. So ist es! Frank buchstabierte für mich: Banlieue, Je suis désolé. Hé oui! Die Akzente auf dem e, die nach rechts zeigen, dass es wie e gesprochen wird. Wenn der Akzent nach links zeigt, wird das e wie ein ä gesprochen. Das war wie die drei Hauptakzente im Griechischen: der Akut (´), der Gravis (`) und der Zirkumflex (˜) verweisen auf die jeweils unterschiedliche Betonungsmuster. Gruselig! Ich war froh, dass ich mich für Englisch als dritter Fremdsprache entschieden hatte, da gibt es weder Umlaute noch Akzente.
Bei Sulzemoos verließen wir die A8 und fuhren über Überacker und Maisach nach Fürstenfeldbruck zu Franks Großmutter, die in einer kleinen Wohnung lebte. Die rührende alte Dame verpflegte uns mit Abendbrot und drückte jedem von uns beiden zum Abschied einen 20 DM-Schein in die Hand. Handkuss gnädige Frau! Es war bereits dunkel, als wir sie verließen und über verwinkelte enge Landstraßen über Gilching in Starnberg auf der Bundestraße 2 ankamen. In Wangen bogen wir rechts ab und kamen gegen neun Uhr abends in Ebenhausen-Zell an. Das große Wohnzimmerfenster war noch hell erleuchtet, denn dort hatte sich die Familie nach dem Abendbrot versammelt. Zu meiner Überraschung war auch Birgit aus Kopenhagen angereist, um mit ihrem Verlobten Jörg und unserer Familie das Osterfest zu feiern. Sie saß neben Mutti mit Jörg auf dem Sofa, Otto im Ohrensessel und Wölfi und Fritzi auf den beiden anderen Sesseln. Frank und ich holten uns zwei Stühle und setzten uns dazu. Das steht in meinem Kalender, aber nicht mehr. Ich kann die Szene vor mir sehen und sogar riechen, denn alle bis auf Frank und Birgit rauchten, aber ich nehme an, dass Frank wie ich nach der langen Reise einfach nur noch groggy war und nur darauf warteten ins Bett zu gehen. Das geschah um Mitternacht. Ich schlief sofort ein. Als ich ein paar Stunden später in meinem kleinen Zimmer aufwachte und die Nachttischlampe anknipste realisierte ich, dass ich wieder zu Hause war. Mir war, als sei ich von einer langen, großen Reise heimgekommen. Es war mucksmäuschenstill obwohl zehn Menschen sich in dem Haus aufhielten. Mir schien, als ob der Umzug erst jetzt abgeschlossen war und das Haus von nun mit meiner künftigen Geschichte verbunden sein wird wie das alte Kurheim am Hohenpeißenberg. Ich fühlte mich wie Ostern 1960 als ich wusste, dass ich das Kloster verlassen würde, um bei meiner Familie zu leben. Jetzt war wieder Osterfest, das erste im neuen Haus in einer neuen Umgebung. Die Geschichte des Kurheims war mitumgezogen. Inzwischen waren Fred Bieger, Tante Schrama und Tante Manna zu Besuch und nun sogar Birgit. Seit dem Sommer 1963 am Kurheim habe ich nichts mehr von ihr gehört, aber wusste, dass sie in Kopenhagen eine Ausbildung zur Krankenschwester machte. Nun war sie hier mit Jörg, der eine Ausbildung in Köln plante.



Am Karsamstag um acht Uhr morgens versammelten wir uns alle am großen Tisch im Esszimmer zum Frühstück. Birgit hatte eine Verabredung mit einer Landsmännin in München und Frank war bereit, sie in die Stadt zu bringen. Also fuhren wir danach zu Dritt im Schneegestöber los, aber als wir an ihrer Wohnungstür in der Innenstadt klingelten, stellte sich heraus, dass sie ausgeflogen war. Wir beschlossen vor der Rückfahrt nach Ebenhausen im Restaurant des Kaufhofs am Stachus Kaffee zu trinken. Zum Mittagessen waren wir wieder zu Hause. Nachmittags versammelten sich alle wieder am großen Tisch, um gemeinsam Eier zu bemalen. Später gab es Abendessen. Danach machten sich Mutti und Otto auf den Weg zur Ostermesse. Frank, Fritzi, Wölfi und ich nutzten die Gelegenheit zu einem Spaziergang an der frischen Luft zum Café Hubertus an der B11. Dort war Tanzabend, wir tranken ein paar Weißbiere. Wölfi und Fritzi wagten sich aufs Parkett, Frank und ich blieben am Tisch. Danach gingen wir beschwingt nach Hause, wo bereits alle schliefen. Wir

schlichen lautlos zu unseren Schlafzimmern und krochen nach dem Zähneputzen ebenso lautlos in unsere Betten.

„Das gemeinsame Frühstück am Ostersonntag führt zu einer frustrierenden zweistündigen Diskussion mit Otto. Frank, Wölfi und ich fliehen im 2CV nach Wolfratshausen in die Marktstraße. Nach einer Stadtbesichtigung kehren wir in ein Café am Rathaus ein und trinken Tee. Später fahren wir durch die Pupplinger Au nach Kloster Schäftlarn, besichtigen kurz die Kirche und machen uns auf den Heimweg. Nach dem Abendbrot sitzen wir drei Brüder wieder mit Frank in seiner Ente. Diesmal geht es nach Dießen am Ammersee zum Jazzkeller im Gasthaus Maurerhansl in der Ortsmitte. Keller, Dixieland-Band und Publikum enttäuschten uns, aber wir überbrücken die Zeit mit fünf Bierchen, viel Ironie und Gaudi. Gegen Mitternacht saßen wir im 2CV und schunkelten beschwingt zurück nach Ebenhausen, wo wir gegen Eins eintrafen. Am Ostermontag vertrieben Frank und ich unseren Kater mit einem ausgedehnten Spaziergang Richtung Walchstadt. Der Rest des Tages bleibt unklar, ist auch nicht so wichtig. Der Dienstag war ein sonniger Tag, den wir nutzten, um die Terrasse vor dem Wohnzimmer zu planieren. Zur Belohnung fahren wir vier am Nachmittag bei tollem Wetter und nach hinten gerolltem Dach und viel Humba-Humba nach Hohenpeißenberg. Nach dem Besichtigungsrundgang mit Frank setzen wir uns auf der geöffneten Terrasse des Berggasthofs mit Alpenblick und genossen die Aussicht mit einem Glas Bräuwastl-Bier. Später schauten wir noch beim Lenzenbauer vorbei, damit Frank auch mal einen typisch bayrischen Bauernhof sieht. Auf dem Weg bergab machten wir in der Rigi-Alm Halt, um uns für die Rückfahrt mit einer ebenso scharfen wie heißen Gulaschsuppe zu kräftigen. Am Mittwoch setzten wir die Planierarbeit an Terrasse und Gartenoberfläche fort. Am Nachmittag brachten Jörg und ich mit dem Pritschenwagen der Stiftung vier Fuhren Abhub und Schotter zum Schuttplatz.



Zur Belohnung für getane Arbeit fuhren Wölfi, Fritzi und ich mit Frank und seinem CV nach München. Ich weiß nicht mehr, wer vorschlug von der Lindwurmstraße in die Kapuzinerstraße abzubiegen, um am Kapuzinerplatz im Paulaner Bräuhaus unsere Kräfte zu stärken, aber mein Kalender berichtet, dass wir das taten und dort entschieden zur Leopoldstraße nach Schwabing zu fahren. Wie gesagt, so getan. Wir inspizierten acht Lokale, bevor wir im Europa Espresso landeten, einem Café, das auch am späten Abend gut von jüngeren Menschen in legerer Kleidung besucht wurde, die auch nachts mit Zeitungen oder Zeitschrift in der Hand herumliefen. Erstaunlich. Als wir Richtung Siegestor weitergingen, kamen wir an einem Lokal vorbei, das sich *Western Saloon* nannte und Fritzis Aufmerksamkeit erregte. Es war zwar möbliert wie die Saloons in amerikanischen Filmen aber wurde scheinbar vor allem von Vertretern mit Schlips und polierten Ledersohlen besucht. Fritzi mokierte sich darüber, ohne die Stimme zu senken, ein Kellner reagierte verärgert und, statt unsere Bestellung anzunehmen, fragte er mich nach meinem Alter. Als er 17 hörte und nicht 18, forderte er mich auf das Lokal zu verlassen.

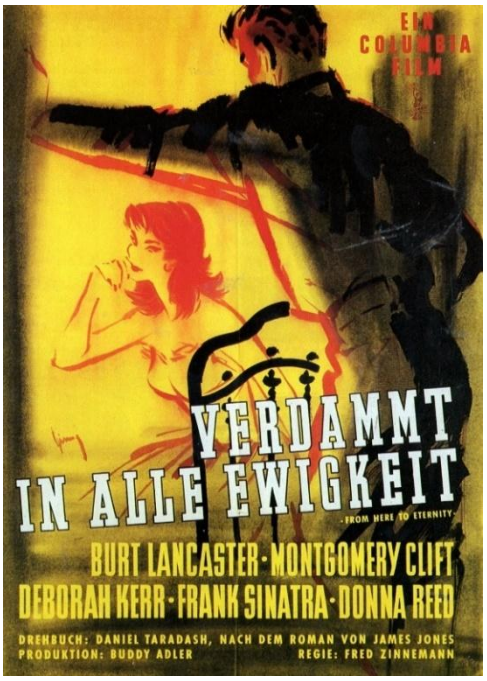


Daraufhin verließen wir alle unter lautstarkem Widerspruch diesen miesen Pseudoamischuppen und amüsierten uns dabei köstlich. Wir feierten unseren Rückzug in einem Wienerwald-Lokal gegenüber dem Europa Espresso. Dort gab es keinen Krawattenzwang aber ein krawattenfreies halbes gegrilltes Hähnchen. Das kostete 3,50 DM, also etwa so viel wie ein doppelter Bourbon Whisky im Saloon. Aber den hätte ich als Siebzehnjähriger gar nicht bestellen dürfen. So gestärkt fuhren wir nach Ebenhausen, wo wir weit nach Mitternacht ankamen.

Am nächsten Tag, dem zweiten April, war das Wetter wechselhaft und unberechenbar, aber wir vier machten uns am Nachmittag trotzdem auf und unternahmen eine österliche Besuchsfahrt nach Murnau zu den Wychgrams, die uns zum Kaffee eingeladen hatten. Renate und Sybille freuten sich riesig über den Besuch ihrer Cousins. Das Kaffeetreffen fand am Familientisch im Speisezimmer mit Panoramafenster und Blick auf die verschneite *Hohe Kisten*

statt. Mein meist ernster Onkel Dr. Hayo hatte nicht nur wie sein Vater eine Vorliebe für Ringelnatz und Morgenstern, sondern auch für Kabarettisten wie Claire Waldhof oder Werner Fink, und heutzutage für die Münchner Lach- und Schießgesellschaft, das Düsseldorfer Kommödchen oder die Berliner Wühlmäuse, von denen er auch Schallplatten hatte, die er auch gerne Otto vorspielte, der es mit säuerlichem Gesicht ertrug, während seine Gattin oder meine Mutter gelegentlich laut lachten. Zudem ergötzte Onkel Hayo sich gern an witzigen Bemerkungen und Gesprächen. Er selbst lachte selten laut, aber geriet in sichtliches Schmunzeln. Während der Kaffeetafel wurde jedenfalls viel gescherzt, denn im Kalender steht *scherzige Kaffeetafel.* Beim anschließenden *traditionellen* Spaziergang mit den Hunden und Cousinen nach Seeleiten am Staffelsee zeigt sich der April von seiner ekligen Seite. Kaum waren wir am Seeufer angekommen hatte uns eine Regenfront entdeckt und die zwei Hunde, zwei Cousinen, drei Brüder, den neugierigen Saarländer und mich bis kurz vors Haus so durchnässt, das wir alle erstmal zig Minuten und viele Handtücher brauchten, um uns trocken am Abendbrot zu beteiligen. Nach dem Abendessen voller Scherze wollten wir eigentlich nichts wie nach Hause ins Bett. Da habe ich falsch gedacht, denn wir landeten alle in Fritzis Zimmer bei Bier und Häppchen und führten obszöne Gespräche, bis Frank sachlich wurde: „Übrigens, ich muss morgen ohne euch allein 500 Kilometer nach Hause fahren und muss deshalb ins Bett." Sein Bett stand in Fritzis Zimmer. Wölfi und ich gingen in unsere Zimmer. Am nächsten Tag fuhr Frank nach dem Frühstück ab. Am Nachmittag arbeite ich wieder im Garten und es gelingt mir, mich endlich wieder zu sammeln.
Sonnabend April 4: An diesem schlampigen grauen Tag werde ich 17. Das Frühstück war mies. Geschenke? Ein ausrangierter elektrischer Rasierapparat von Jörg. Ganz toll! Den Nachmittag las bzw. verschlief ich. Am Abend versammelten wir uns schließlich doch noch zu Ehren Jörgs, der morgen nach Köln fährt. Nun jetzt bin ich eben 17. Ich fühle mich auch nicht anders als vorher. Im Übrigen habe ich gar nichts von Birgit erwähnt. Sie ist nicht mehr wie früher. Schade. Auch sie ist seit Dienstag weg. Sonntag, 5. April: Jörg ist weg. Montag, 6. April: Vormittag vertrödelt. Nachmittags Terrasse einplaniert, besät und gewässert. 7. April: Die Schule ist wieder da. Die nächsten Tage sind sonnig. Nicht nur die Natur erblüht, sondern meine Leistungskurve steigt an. Am Freitag, den 10. April, bringe ich das Moped zur Reparatur nach Hohenschäftlarn. Gehe abends mit den Eltern und Wölfi ins Kino".

Der Film mit dem reißerischen Titel *Verdammt in alle Ewigkeit* spielt in einer Kaserne des wichtigen amerikanischen Flottenstützpunkts in Pearl Harbour auf der Insel Oahu des Südsee Archipels Hawaii mitten im Pazifik, viertausend Kilometer von Kalifornien und sechstausend Kilometer von Ostasien entfernt. Der Soldat Robert Prewitt, der vom Festland gekommen ist, um seinen Dienst anzutreten, ist eben auf dem Kasernengelände eingetroffen. Auf dem Weg zum Soldatenclub trifft er auf einen Kameraden von früher: den einfachen Soldaten Angelo Maggio. Der warnt ihn davor, den Club zu betreten, aber Prewitt betritt den Tagesraum, um Billard zu spielen. Bereits nach dem ersten Kick erscheint Sergeant Milton Warden und ruft ihn zur Ordnung. Der Club darf erst nach Sonnenuntergang betreten werden. Er befiehlt ihm in sein Büro zu folgen. Dort trifft auf Captain Dana Holmes. Der will wissen, warum Prewitt sich versetzen ließ. Als Prewitt antwortete, dass er das aus persönlichen Gründen getan habe, wollte Holmes näheres wissen. Prewitt wurde bei einer Beförderung übergangen und hat deshalb um Versetzung gebeten. Warden mokierte sich über die verletzten Gefühle Prewitts. Holmes stellt sich nun als Trainer des Boxclubs der Garnison vor und will, dass Prewitt, ein professioneller Mittelgewichtler ihm hilft, endlich seinen Traum von der Meisterschaft zu realisieren. Aber Prewitt enttäuscht ihn: Er hat vor einem Jahr aufgehört zu Boxen. Holmes hat davon gehört, dass Prewitt seinen Gegner so getroffen hatte, dass der anschließend erblindete. Aber Holmes lässt Prewitts Schlussfolgerung nicht gelten: *Dann müsste man auch einen Krieg beenden, weil ein Soldat*



gefallen ist. Er warnt Prewitt, sein Angebot auszuschlagen. *Der Dienst in den Streitkräften kann nicht von individuellen Entscheidungen abhängig sein. Ich kann auch Druck ausüben. Machen sie keine Fehler mehr*! Nachdem Prewitt stur bleibt, üben Holmes und die Mitglieder des Boxclubs Druck aus, indem sie sein Leben mit unsinnigen Befehlen beim täglichen Drill zur Hölle machen. Nur Milton Warden verhält sich ihm gegenüber fair, obwohl er dessen ablehnende Haltung gegen das Boxen nicht verstehen kann. Auch sein alter Bekannter Angelo Maggio hält zu ihm. Milton Warden entdeckt, dass Holmes fremdgeht und seine Ehefrau Karen häufig allein lässt und bandelt mit ihr an. Als er sie eines Abends allein zu Hause antrifft, verlieben sich die beiden. Am nächsten Abend ist Ausgang und die Soldaten ziehen in Zivilkleidung aus der Kaserne in die Stadt, um den Abend in den Bars und Clubs zu verbringen. Auch Warden zieht los und trifft sich mit Karen in einem Park. Maggio nimmt Prewitt mit in seinen Tanzclub. Dort wird die schöne dunkelhaarige Lorene auf den Neuling aufmerksam und kümmert sich um ihn.

Inzwischen fährt Karen mit Warden in ihrem Auto zu einem einsamen Strand. Dort entkleiden sie sich, ziehen Badekleidung an und rennen los, um sich im Wasser zu umarmen, zu knutschen und zu küssen. Dann liegen sie am Strand und sie sagt: *Kein Mann hat mich je so geküsst wie du.* Er antwortet: *Kein Mann unter den vielen die dich schon geküsst haben?* Karen: *Nein keiner!* Er: *Nicht einer?* Karen: *Wie viele Männer glaubst du, haben mich schon geküsst?* Er: *Ich weiß es nicht.* Karen: *Du wirst es sicher rausfinden*. Er: *Und wenn ich es schon wüsste?* Karen: *Was wüsste?* Er: I*ch denke es gab schon viele Strandparties.* Karen: *Du musst verrückt sein*. Er: *Bin ich? Hast du jemals von einem Soldaten mit Namen Stark gehört? Milan Stark?* Karen: *Ja!* Er: *Du kennst ihn auch?* Karen: *Ich glaube ich muss dich vergessen, wie all die anderen.* Sie steht auf und versucht ihn zu verlassen. Aber dann wendet sie sich an Warden: *Also, ich werde, es dir erzählen, damit die ganze Kaserne es weiß*. Dann erfährt er ihre Geschichte: Vor zwei Jahren hatte sie gemerkt, dass ihr Mann sie betrügt. Da war sie bereits hochschwanger. Am Tag der Geburt verließ ihr Mann das Haus, um an einem Treffen von Offizieren teilzunehmen. Er sollte am frühen Abend mit einem Arzt zurückkommen. Aber er kam erst am Morgen, als sie bereits auf dem Boden lag und die Wehen eingesetzt hatten. Er war sturzbetrunken und, statt einen Arzt zu holen, fiel er auf das Sofa und ist sofort eingeschlafen. Das Kind kam eine Stunde später zur Welt und war tot. Nach der Totgeburt konnte sie keine Kinder mehr bekommen und tröstete sich wahllos mit anderen Männern. Warden war ergriffen und umarmte sie.



Im Tanzclub der Stadt erzählte unterdessen Lorene dem Soldaten Prewitt, wie es dazukam, dass sie ihre Heimatstadt in Oregon verlassen hat und auf der Insel Oahu gelandet ist. Sie hatte einen Freund, einen Sohn aus einer der wohlhabendsten Familien der Stadt. Sie verlor ihn, als der eine junge Frau gefunden hat, die seiner Position mehr entsprach. Dann habe sie ein Mädel getroffen, das ihr erzählte, dass man auf Hawaii gut Geld verdienen kann. Sie lebe jetzt hier seit einem Jahr und zwei Monaten. Sie mag es nicht, aber nach ein paar Jahren könne sie mit einem Sack voller Geld zurück aufs Festland fahren. Priwett erzählt ihr die Gründe, die ihn nach Hawaii gebracht hatten. Zum Abschied umarmen sich beide herzlich. Später treffen sie sich öfter, ohne sich wirklich näherzukommen. Priwitts Heimat ist die Army. Seine Eltern starben früh. Mit 17 Jahren ersetzte die Army sein Elternhaus. Bei der Army hat er auch gelernt Trompete zu spielen und zeigt ihr stolz sein Mundstück, das er immer in seiner Tasche hat. Lorene träumt davon ein Haus in Oregon zu kaufen, in dem sie mit ihrer Mutter leben kann. Das geht nicht mit einem Soldaten, der an den jeweiligen Standort gebunden ist und ständig umzieht. Als Prewitt erneut eine Einladung des Boxclubs ablehnt, werden die Schikanen durch den Sergeanten Galovitch nicht nur auf dem Exerzierplatz, sondern auch am Boxring gemeiner, bis er in eine Falle gerät: Als Galovitch im Boxring absichtlich den Schmutzeimer umstößt, weigert sich Prewitt das Dreckwasser aufzuwischen. Warden rettet ihn vor einer Anklage vor dem Kriegsgericht wegen Befehlsverweigerung. Aber Warden hat kein Glück mit Karen. Sie möchte, dass er Captain wird, wie der Mann, von dem

sie sich scheiden lassen will. Aber Warden hasst Captains. Er ist mit dem Rang eines Sergeanten zufrieden.

Dann überschlagen sich die Ereignisse. Maggio verlässt unerlaubt seinen Wachdienst und leistet bei seiner Festnahme völlig betrunken Widerstand. Er wird vom Kriegsgericht zu sechs Monaten Arrest verurteilt und hat es nun mit Fatso, dem Sergeanten des Militärgefängnisses zu tun, der die lang ersehnte Gelegenheit nutzt, es seinem Gefangenen mit brutalen Methoden heimzuzahlen. Maggio gelingt es zu fliehen, verletzt sich jedoch auf der Flucht schwer. Mit letzter Kraft erreicht er Prewitt und sinkt sterbend in dessen Arme. In der nächsten Szene sieht man Prewitt mit einer Trompete auf dem Hof der von Palmen gesäumten Kaserne. Er bläst die Melodie von *The Last Post,* die bei militärischen Beisetzungen gespielt wird. Sie ist voller Bedauern und Wehmut. Dann rächt Prewitt den Tod seines Freundes Angelo Maggio. Zwischen ihm und dem Schinder Fatso kommt es zu einer Messerstecherei. Fatso stirbt und Prewitt wird schwer verletzt. Er versteckt sich bei Lorene, die ihn pflegt. Captain Holmes wird wegen seiner Haltung im Fall Prewitt aufgefordert, seine Entlassung vom Dienst zu beantragen. *Je schneller, desto besser für die Streitkräfte*. Sergeant Galovich wird zum einfachen Soldaten degradiert. Während der Verkündigung des Urteils läutet das Telefon. Der Vorsitzende des Disziplinargerichts gibt das Telefon weiter an Sergeant Warden. Der übernimmt und sagt: *Jawohl, das Päckchen ist angekommen.* Wenig später trifft er sich mit Karen. Sie teilt ihm mit, dass sie sich entschlossen hat, nachdem Holmes seinen Dienst quittiert hat, mit ihrem Mann die Insel zu verlassen. *Wir werden uns irgendwo wieder treffen,* sagt Warden, obwohl klar ist, dass es nun vorbei ist. *Ja*, sagt Karen, als sie ihn verlässt. *Irgendwo.*



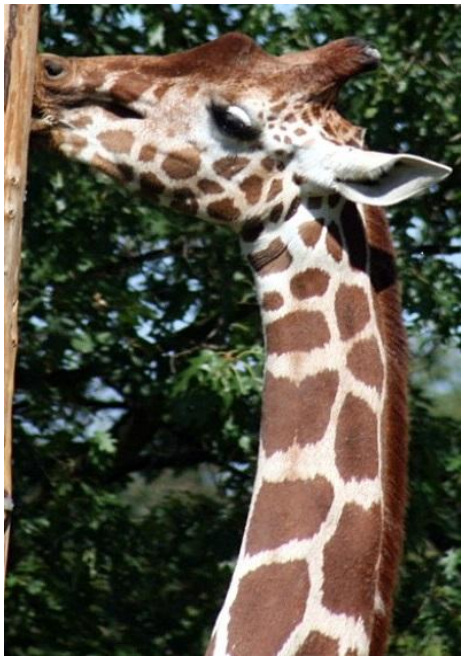
In der nächsten Szene sieht man die Soldaten der Kaserne beim Frühstück am Sonntag, den 7. Dezember 1941, in der Kantine, als sie erst Schüsse und dann Flugzeugmotoren hören und ans Fenster eilen, um zu sehen was los ist. In diesem Augenblick treffen die ersten Geschosse das Gebäude, die Kantinenregale fangen an zu tanzen, Geschirr zersplittert am Boden, Sergeant Warden stürzt zur Ausgangstür zum Kasernenhof und sieht, wie Kampfflugzeuge im Tiefflug mit Maschinengewehren Hof, wie Gebäude unter Beschuss nehmen. Die Soldaten, die auf den Platz gerannt waren, warfen sich zu Boden und die, die überleben konnten, rannten zurück hinter die Mauern der Kaserne. Dort erfuhren sie über den Rundfunk, dass das ein realer Angriff ist und kein Manöver. *Die Japaner bombardieren Pearl Harbor. Bitte bleiben sie zu Hause. Japanische Kampfbomber greifen die amerikanischen Militäranlagen an.* Sergeant Warden übernimmt das Kommando und befiehlt seinen Kameraden Waffen aus dem Arsenal zu holen, auf das Dach zu schaffen und die Kaserne gegen die japanischen Angriffe zu verteidigen. Das tun sie dann mit Maschinengewehren und mäßigem Erfolg. Und selbst Prewitt, der sich nach dem Kampf, in dem er Fetso tötete, schwer verletzt bei Lorene versteckt hat, macht sich bereit zum Kampf gegen die Japaner. Lorene fleht ihn an, zu bleiben. Sie würde ihn auch heiraten und mit ihm in die Vereinigten Staaten zurückkehren. Aber sie kann ihn nicht halten. *Warum kommst du nicht mit? Warum kehrst du zurück zur Armee?* Prewitts Antwort: *Weil ich ein Soldat bin*. Er löscht das Licht. *Lasst es bitte aus. Wir brauchen Verdunkelung.* Er trägt keine Uniform, als Soldaten auf Patrouille ihn im Dunkel entdecken, auf ihn schießen und er getroffen zu Boden fällt. Unter den Soldaten, die herbeieilen, um nach dem Getroffenen zu sehen, ist auch Sergeant Warden. Er identifiziert ihn und verabschiedet sich auf seine Art von Prewitt. *Du konntest dich nicht richtig entscheiden. Alles, was du tun musstest, war boxen. Dieses Jahr aber wird es keine Boxmeisterschaft geben.* Dann befiehlt er seinen Kameraden, den Toten abzuholen und zur Kaserne zu bringen.



In den letzten Bildern sieht man ein weißes Passagierschiff bei der Abfahrt von Hawaii. Lorene und Karen stehen an der Reling mit Blick auf die Insel. *Es ist der schönste Platz, an dem ich je war*, sagt Karen zu Lorene. Dann nimmt sie ihre Blumenketten vom Hals und wirft sie ins Meer. *Es heißt, wenn sie Richtung Insel treiben, käme man nochmal her.* Lorene antwortet: *Ich werde nicht wieder herkommen. Mein Verlobter ist hier am 7. Dezember gestorben. Er war ein Bomberpilot. Die Japaner trafen sein Flugzeug direkt. Du hast es vielleicht in der Zeitung gelesen. Es wurde ihm dafür ein Goldener Star verliehen. Ich werde ihn seiner Mutter bringen. Sein Name war Robert Lee Prewitt.* Nach fast zwei Stunden war der Film zu ENDE. Das Licht ging an und während auf der Leinwand der Abspann zur Titelmusik lief, verließen die etwa drei Dutzend Zuschauer rasch und ungewohnt schweigsam den Saal. Es war fast elf Uhr nachts und morgen früh musste ich um acht Uhr wieder im Klassenzimmer in München sitzen. Es gab kein geselliges Nachspiel im Gästesaal des Hotels zur Post aber auf der Fahrt nach Hause schwiegen wir.

Der Samstag war ein herrlicher Tag. In der Schule habe ich mich ohne Vorbereitung durchgemogelt. Die Chorproben dauerten 90 Minuten. Wir üben *Der kleine Zoo* – Zehn heitere Kantate nach Versen von Joachim Ringelnatz und Christian Morgenstern für Chor und allerlei Instrumente. Wahrscheinlich *Das Huhn: Das Huhn In der Bahnhofshalle, nicht für es gebaut, geht ein Huhn hin und her ... Wo, wo ist der Herr Stationsvorsteher? Wird dem Huhn man nichts tun? Hoffen wir es! Sagen wir es laut: daß ihm unsre Sympathie gehört, selbst an dieser Stätte, wo es – stört!* Es wurde im Stakkato als Kanon gesungen. Das klang dann so: In der Bahnhofshalle geht ein Huhn hin und her, hin und her, und fragt, und fragt, wo ist, wo ist der Stationsvorsteher, ja wo ist der Stationsvorsteher? Hin und her fragt das Huhn usf. üben wir, üben wir hart akzentuiert, ganz konzentriert. Mitte Mai sollen wir damit im Schulkonzert des Theresien-Gymnasiums im Herkules-Saal der Münchner Residenz auftreten. Vielleicht haben wir an diesem Tag auch eine Kantate geübt, etwa folgende:

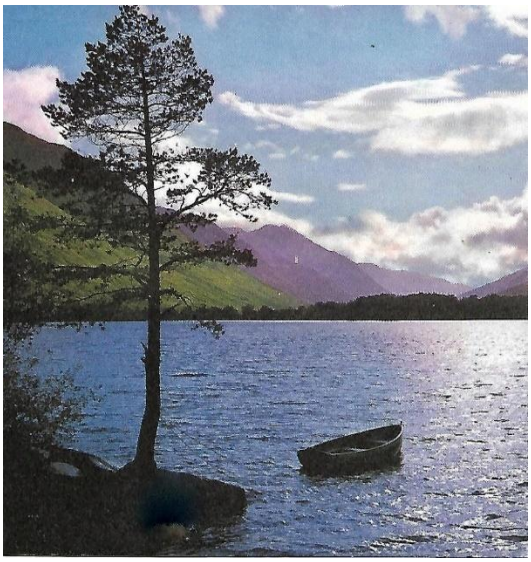
GIRAFFEN IM ZOO
Wenn sich die Giraffen recken,
Hochlaub sucht die spitze Zunge,
Das ihnen so schmeckt, wie junge
Frühkartoffeln mit Butter mir schmecken.
Hohe Hälse. Ihre Flecken
Sehen aus wie schön gerostet.
Ihre langsame und weiche
Rührend warme Schnauze kostet
Von dem Heu, das ich nun reiche.
Lauscht ihr Ohr nach allen Seiten,
Sucht nach wild vertrauten Tönen.
Da sie von uns weiter schreiten,
Träumt in ihren stillen, schönen
Augen etwas, was erschüttert,
Hoheit. So, als ob sie wüssten,
Dass nicht Menschen, sondern dass ein
Schicksal sie jetzt anders füttert.



In der Stadt war es schwül und sommerlich warm. Im Zug fuhr ich am offenen Fenster mit der Isartalbahn nach Hause. Zu Hause habe ich gut gegessen und danach Michael Ehrengut angerufen. Wir verabredeten ein Treffen in Starnberg und ich fuhr mit dem Fahrrad über Irschenhausen, am Schloss Mörlbach vorbei über Bachhausen weiter nach Aufkirchen, dann bergab nach Berg am See und auf der Uferstraße über Kempfenhausen und Percha zur Uferpromenade am Starnberger Bahnhof. Auf der



Terrasse des Cafés am See konsumierten wir zwischen kuchenessenden Ausflüglern eine Halbe Bier und quatschten. Dann radele ich wieder zurück und geriet bei Schloss Mörlbach in ein Gewitter, das erst trocken bliet. Aber in Irschenhausen hat mich prasselnder Regen eingeholt und ich floh in den Gasthof Rittergütl, wo ich bei einem Glas Bier auf das Ende des Regens wartete. Nach dem Abendbrot schrieb ich in meinem Tagebuch auf, was seit meiner Reise nach Saarbrücken am 20. März so alles passiert war. Danach schlief ich erschöpft ein. Der Sonntag war ein toter Tag. Am Montag regnete es. Als ich von der Schule nach Hause kam, lag ein Päckchen von Shelagh auf dem Tisch im Esszimmer. Ich war voller Freude. Aidiedeidei, es enthielt einen Kugelschreiber und eine Geburtstagskarte mit dem Bild einer Landschaft im Lake District, dem ersten Nationalpark im Nordwesten des Vereinigten Königreichs und einem handgeschriebenen Brief, den sie am fünften April in Deutsch geschrieben hat.
Sie ist inzwischen mit ihren Eltern in Marple umgezogen und wohnt seitdem in 39 Church Street. Sie

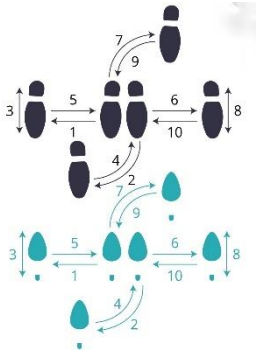


wollte die Osterferien in Frankreich verbringen, aber ihre Freundin ließ nicht mehr von sich hören. Sie war zuerst enttäuscht, aber es waren ja nur zwei Wochen und im neuen Haus in Marple gab es auch genug zu tun. Das Wetter ist sehr kalt und sie sehnt sich nach dem Frühling. Ihr Aufenthalt in Hamburg vom 20. Juni bis zum 20. Juli steht nun fest. Sie erwartet meine Antwort, wann genau sie mit meiner Ankunft in England rechnen kann und möchte gerne, dass ich mit ihr in Marple wohne. Von dort aus könnten wir dann per Anhalter durch England fahren, etwa zum Lake District in Cumbria County, 140 Kilometer nördlich von Marple. Im Juni hat sie ihr Examen. Vor drei Wochen war sie in Oxford, einer sehr schönen Stadt, von der ich sicher gehört habe, und hat Kollegen von der Universität Hamburg getroffen. Schade, dass es den ganzen Tag ge-

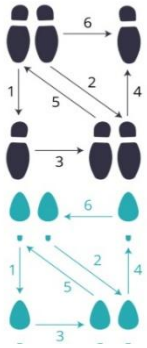
regnet hat. Als sie im Februar meinen (*groben*) Brief bekam, hat sie viel an mich gedacht und was sie mir sagen sollte und so weiter, weil sie so erstaunt war, aber jetzt sei alles vorbei und sie sei nicht böse. Die Schuld war ihre, aber ich solle bitte nicht denken, dass sie mir nicht schreiben will. Sie sei faul, schäme sich dafür und bitte um Entschuldigung. Sie hat von Birgit gehört, dass sie an Ostern nach Ebenhausen kommt und dass Jörg nach Köln zieht. Am 21.April fährt sie (Shelagh) wieder nach London. Es gefällt ihr dort. Es ist nicht wie Marple wo nichts passiert. Sie mag es trotzdem, mit ihrer Familie zusammen zu sein. Heute Abend geht sie mit ihrer Schwester Hillary zum Kirchenglockenläuten. Dort treffen sich ihre Freunde während der Ferien. Am Mittwoch spielt sie Federball und am Sonntag fährt sie nach Manchester, um das Hallé Orchester und Sir John Barbirolli zu hören. Sie wünscht mir *A very Happy Birthday*, grüßt meine Familie herzlich und freut sich mich bald wiederzusehen."

Seit ihrem Brief von Anfang Februar hat sich also nicht viel verändert. Die einzige Neuigkeit war, dass sie Kontakt zu Birgit aus Kopenhagen hat. Bis zur Zeugnisvergabe am 22. Juli waren es nur noch hundert Tage. Ich habe mir vorgenommen bis dahin mehr zu arbeiten als bisher. Am nächsten Tag gab es eine Lateinschulaufgabe. Buh Mann, es ist alles mal wieder scheiße. Zu Hause fühlte ich mich völlig erschöpft. Ich habe versucht zu schlafen, was mir auch zum Nachteil meiner Hausaufgaben gelang. Am Mittwoch gab es Volleyball in der neuen Turnhalle und Hausaufgaben am Nachmittag. Donnerstag habe ich fast verschlafen und musste zum Bahnhof hetzen. In der Schule gab es eine gute Nachricht: Funk hat meine Lateinschulaufgabe mit einer 4 benotet, was für meine Verhältnisse recht gut war. Zu Hause gab es einen Streit ersten Ranges mit Otto, der mich zum zweiten Mal damit erpresste, den geistigen Nachschub in Form von Büchern aus seiner Bibliothek einzustellen. Der Streit war heftig, aber das Wetter war die ganze Woche über so toll, dass er mich nicht deprimierte. In der Schule am Freitag war der Beginn des Tanzkurses am späten Nachmittag das Thema des Tages. Mittags eilte ich nach Hause zum Mittagessen, zog mich eine Stunde später um und machte mich auf den Weg zur Tanzschule Buch in der Briennerstraße 1. Das Palais Moy, ein zweistöckiges Gebäude mit Haupteingang am Odeonsplatz hatte einen zweiten Eingang an der Brienner Straße. Eine Treppe führte zu den Räumen der Tanzschule im zweiten Stock. Durch die Fenster des Tanzsaales konnte man den lebhaften Straßenverkehr auf dem Odeonsplatz beobachten. Dazu hatten wir aber wenig Zeit, denn wir saßen auf Stühlen um die Tanzfläche und lauschten der Einführung des Tanzlehrers, bis er den Befehl erteilte: Auffordern! Ich war wohl etwas langsam und





überließ meinen Kameraden den Vortritt, bevor ich eine der übriggeblieben gleichaltrigen Schülerinnen einer Oberschule für Mädchen aus München zum Tanz aufforderte. Mein Kommentar im Kalender könnte von meinem Bruder Fritzi stammen: „Ich machte dabei nicht mal so üble Fänge." Wir übten bis acht Uhr abends Cha-Cha-Cha und langsamen Walzer. Dann verschwanden alle so schnell wie sie gekommen waren. Ich löschte meinen Durst im Café des Gloria Palast am Stachus, bevor ich zum Holzkirchner Bahnhof ging und den Zug nach Wolfratshausen bestieg. Der Thermometer



in der Schalterhalle zeigte noch immer zwanzig Grad im Plus. Ich saß die ganze Fahrt am offenen Fenster und genoß den Fahrtwind. Als ich nachts um zehn ankam, ging ich direkt nach Hause, wo ich kurz darauf ins *Bett fie*l".

Der nächste Tag schlich langsam vor sich hin, bis ich nach den Chorproben zum Bahnhof hastete und Ute Müller anrief. Wir werden uns übermorgen treffen. Dadurch verpasste ich meinen Zug nach Hause und wartete bei einem Glas Buttermilch am Hauptbahnhof, bis ich endlich im Zug nach Ebenhausen saß. Es war kochend heiß, die Fenster waren offen und mir gegenüber saß eine rassige Jungfrau in

einer leichten und durchsichtigen Bluse im Fahrtwind. Ich stellte mir vor, wie es wäre, mit ihr Cha-Cha-Cha zu tanzen, hatte aber nicht den Mut, sie anzusprechen bzw. aufzufordern. Sie verließ den Zug in Pullach aber hinterließ eine angenehme Duftspur, die mein Versagen erträglich machte.
Nach dem späten Mittagessen allein und nach Pflege meines Muskelkaters trank ich um vier Uhr Kaffee mit der Familie. Danach vergeudete ich drei Stunden lang meine Energie mit Hausaufgaben. Nach dem Abendbrot machte ich mich erfrischt auf und radelte ins Dorf, um Zigaretten zu holen. Ich traf mich mit Wölfi auf einen Schoppen Wein in der Post. Nach einer erotisch getränkten Nacht und einem kleinen Sonntagsfrühstück saß ich wieder an meinem Arbeitstisch. Nach vier Seiten Hausarbeit in Geschichte schaffte ich noch zwei Seiten Musik und Erdkunde. Dann gab es Mittagessen. Danach las ich von Hans Carossa die Reclam Ausgabe der Kurzgeschichte *Der große fließende Magnet.* Nach dem Nachmittagskaffee beschrieb ich *Carossas Erlebnisweise der Umwelt:* Ich stellte fest, dass diese „vor allem mit der Heimatverbundenheit des Dichters, besonders aber mit seiner seelischen Verhaftung in der Landschaft erklärt werden kann, die von der Donau, dem großen fließende Magnet durchströmt wird und in dessen Rauschen eine Geschichte zu hören ist, die Himmel und Erde, das sichtbare und das unsichtbare miteinander verwebt. Alle Lebenswege führen zurück in die Kindheit. Die kleinen Ausschnitte der Welt, die er schildert, werden zur Welt selbst. Die Menschen sieht er als Spiegelbild ihres echten Wesens. Allein die Erlebnisweise, mit der er aus allem das Schönste herausarbeitet, macht Carossa zu einem liebenswerten Dichter.“ Mehr fiel mir nicht ein. Danach gab es Abendbrot mit Mutti, Otto und seiner zweitjüngsten Schwester Annemarie und ihrem Mann Professor Konrad Jacobs, die aus Germering gekommen waren. Nachdem ich zu Bett gegangen bin, hörte ich sie im Wohnzimmer noch weiter lachen und feiern, bis ich erschöpft einschlief.
Am Montag war ich schon in der Schule aufgeregt und konnte es kaum erwarten, Ute am Hauptbahnhof zu treffen. Das geschah um ½ 1 am Südeingang. Sie trug Pumps, ein knielanges, schulterfreies helles Sommerkleid und ein kurzes leichtes Damen Jäckchen darüber und sah sehr Erwachsen aus. Ich fühlte mich gebumfiedelt, als sie eingehängt an meinem rechten Arm mit mir vom Bahnhof zur *Maxburg* ging.



Der bayerische Herzog Wilhelm V. ließ 1593 den Grundstein für eine neue Stadtresidenz legen, deren Bau 1597 vollendet wurde. Nach seiner Abdankung 1598 zog er selbst dort ein und die nach ihm

benannte *Maxburg* wurde bis 1848 von Mitgliedern der Wittelsbacher Familie genutzt und in dieser Zeit mehrfach umgebaut. Ab 1866 fanden weitere Umbauten statt. Der erste Schritt war der Abbruch der Reste der Stadtmauer und des Stadttors im Westen. Stattdessen wurde ein Neubau mit eigenem Eingang vom Lenbachplatz errichtet, in dem das Wirtschaftsministerium untergebracht wurde. Die *Maxburg* brannte bei den Luftangriffen auf München am 24./25. April 1944 völlig aus. Nur der sechsgeschossige quadratische Turm blieb fast unbeschädigt erhalten. Die *Neue Maxburg* wurde 1954 bis 1957 an Stelle der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Burg von den Architekten Sep Ruf und Theo Papst errichtet. Einzig der charakteristische Renaissanceturm blieb vom historischen Vorgängerbau erhalten. Er wurde 1953 bis 1955 mit flacherem Dach restauriert und steht freigestellt, aber durch Glasbrücken verbunden vor der Fassade. Durch eine offene Bauweise wurde das vormals geschlossene Areal der Öffentlichkeit mit Wegen und Plätzen zugänglich gemacht und nach anfänglicher Skepsis erfreut aufgenommen. Die Anlage besteht aus drei Baukörpern in kubischer Form und strenger Rasterung sowie einem im Südwesten vorgelagerten Pavillon in offener Anordnung.

Im Frühsommer 1962 war Otto mit Mutti, Fritzi und mir nach München gefahren, um uns einzukleiden. Er parkte den eben angeschafften VW in Polarsilber mit ovalem Rückfenster nahe dem Viereckturm der *Neuen Maxburg.* Mutti machte sich auf den Weg Richtung Promenadeplatz und Otto lud Fritzi und mich zu einem Besuch eines Cafés im Innenhof der Maxburg ein. Dort erfuhr ich von ihm nicht nur die Geschichte des Maxhofs, sondern auch, dass er den Wiederaufbau der zerstörten alten Burg in modernem Stil als fortschrittlich und zukunftsweisend empfand. Ich fand es damals toll mit ihm und Fritzi unter Erwachsenen an der Sonne im Innenhof umrahmt von modernen Gebäuden mit großen Fensterflächen zu sitzen. Ein Teil der Innenstadt war auferstanden aus Ruinen und die Vergangenheit einer Zukunft gewichen, in der ich nun lebte.



Zwei Jahre später war ich zwar kein Münchner, aber ich erlebte die Stadt täglich und konnte zusehen, wie die Lücken, die die Bomben des Weltkriegs im Stadtzentrum geschlagen hatten, nach und nach wieder bebaut wurden. Ute hatte mir Saarbrücken gezeigt, jetzt wollte ich ihr ‚meine' Stadt zeigen. Der Innenhof der *Maxburg* war dazu gut geeignet, denn von ihm aus konnte man die nahen Türme der Frauenkirche mit ihren runden *welschen* Hauben sehen, während man Kaffee trinkt und geistreiche Gespräche führen kann. Etwa darüber, warum die Turmhauben *welsch* sind. Der Neubau der spätgotischen Kirche begann um 1470. Erst 1525 wurde entschieden, die Türme nicht mit einer gotischen Spitze zu beenden, sondern, aus Kostengründen mit zwei zwiebelförmigen Hauben in Kuppelform, wie sie im Welschland, also dem heutigen Italien, nicht nur im Großformat auf Kirchen wie etwa im Vatikan oder in Florenz, sondern auch im Kleinformat auf Kirch- oder Rathaustürmen aufgesetzt wurden. Dem Münchner Beispiel folgten im süddeutschen Raum viele Kirch-türme und 1614-1624 selbst das Rathaus von Augsburg mit welschen Hauben.



Ute's Reaktion beantwortete meine Ausführungen mit blitzenden Augen und einem kessen Lächeln: *Burkhardt ich kenne deine Vorliebe für Geschichte. Das hast du schön erklärt. Aber wir leben in der Gegenwart. Was hast du vor? Einen Kirchenbesuch?* Hatte ich natürlich nicht. *Nein, sagte ich, was ist dein Vorschlag?* Ihre Antwort war kurz. *Gehen wir ins Kino!* Sie stand auf, ging ins Café und kam mit einer Holzstange mit einer Abendzeitung zurück, die sie dort vom Zeitungsständer genommen hatte und begann darin zu blättern, bis sie die Seiten für die Kinoanzeigen gefunden hatte. Dann sah sie auf ihre modische Damenarmbanduhr: *Es ist halb Drei. Wie weit ist es zum Rathaus? – Wenn wir nicht trödeln, etwa zehn Minuten. – Dann nichts wie los, die nächste Vorstellung beginnt um drei Uhr.* Ich rief die Bedienung, bezahlte und wir machten uns auf den Weg über den Promenadeplatz und die

Maffeistraße zur Theatinerstraße. Dann bogen wir rechts ab in die Weinstraße. Als wir von dort Richtung Marienplatz zu den Rathaus-Lichtspielen strebten, fragte ich sie, welcher Film uns erwartet. Sie lachte und sagte: *Den Film zu dem Buch, das ich dir in St. Ingbert zum Lesen gegeben habe: Die Tote von Beverly Hills. Du hast es doch gelesen?* Als ich ihre Frage bejaht hatte, lächelte sie wieder, aber diesmal maliziös: *Der Film ist nach FSK freigegeben ab 18 Jahre! Ich kaufe die Karten, aber wenn sie dich nicht reinlassen, musst du auf mich warten!* Ich fand das ziemlich schnippisch, denn immerhin war ich jetzt 17 und hatte einen elektrischen Rasierapparat. Dennoch gab ich ihr zwei Mark für meine Eintrittskarte und konnte dann mit Ute ohne Probleme mit dem Platzanweiser in der Mitte von Reihe 6 Platz nehmen.
Das Kino am Rathaus begann den Betrieb 1920. Im Januar 1945 brannte es nach einem Bombenangriff restlos aus. Der Eingang zum wiederaufgebauten Kino befand sich in einer Arkade an der Weinstraße 8. Durch ein Portal aus Schmiedeeisen an der Weinstraße konnten wir durch einen langen Wandelgang zur Kasse gehen und von dort durch eine Vorhalle das Parkett erreichen Der Theaterraum selbst war hell gehalten und mit einer drei Meter tiefen Bühne und einer Leinwand ausgestattet, auf der Breitwandfilme vorgeführt werden konnten. Im Parkett waren zu beiden Seiten der Bühne zwei dekorativ wirkende Lichtorgeln angebracht. Die Bühne wurde durch einen schweren Goldbrokatvorhang verdeckt, hinter dem ein zweiter Vorhang vor der Leinwand gezogen war. Im Parkett gab es 18 Reihen mit 30 Sitzen, aber nur etwa vierzig waren besetzt. Niemand saß vor uns, neben oder hinter uns. Der weit im Halbkreis zurückschwingenden Balkon für weitere 150 Gäste war komplett unbesetzt. Ute hatte den Film gezielt ausgesucht, denn sie wusste aus der Zeitung, dass der Film am 9. April 1964 in den Rathaus-Lichtspielen seine deutsche Uraufführung hatte. Das heißt, der Film wurde nur in München seit zwei Wochen drei Mal täglich vorgeführt.
Er beginnt in Eastmancolor mit einem farbenfrohem Vorspann, unterlegt von einer schwungvollen Themenmelodie, die klingt wie ein neckisches Potpourri und gut passt zu den sonnenfrohen Bildern vom Hollywood Boulevard auf dem glänzende Straßenkreuzer mit offenem Dach und von der ständigen Sonne gebräunten Fahrern unterwegs sind zu einem Ereignis, das in der größten Filmstadt der Welt nicht zum Alltag gehört: Die überraschende Premiere eines Films mit deutschem Titel aber deutlichem Bezug zum Handlungsort in Kalifornien. Der rote Teppich ist ausgerollt, Ordner in rotem Smoking und Journalisten warten auf die Ankunft von Hauptdarstellern, Regisseur, Produzenten und anderen wichtigen Leuten. Ein Journalist befragt die Angekommenen, wie es dazu kam, dass ein Film über einen Mord, der noch nicht aufgeklärt ist, bereits zur Aufführung kommt. Das ist ein witziger und



ungewohnter Weg, den Vorspann aufzulockern. Dann wird der Film Schwarz-Weiß und man sieht C.G. (siehe Seite 6, Buchinhalt) ganz allein mit Hut, Jackett mit Weste und Schlips, einem Jagdgewehr auf der Schulter und einem großen, schwarzen Hund mit Schlappohren an der Leine unterwegs auf der Jagd in den Hügeln über Los Angeles. Er genießt die Aussicht, schießt vor Freude, ohne zu zielen in die Luft und trifft überraschend einen großen Greifvogel, der tot vor seine Füße fällt. Als er ihn aufhebt, um ihn zu begutachten, sieht er im Gestrüpp am Boden etwas, vor dem erst die Augen verschließt, *weil*

er nicht stören will. Aber als er gehen will, wagt er einen zweiten Blick und entdeckt die nackte Leiche einer jungen Frau. Er rennt mit seinem Hund zu seinem schicken Cabrio und rast Richtung Stadt. Dadurch wird ein Polizist auf ihn aufmerksam und sorgt dann dafür, dass sich alle an der Fundstelle versammeln: Der Schweizer C.G. (Abkürzung für Curt Gerst), ein berittener Sheriff, vier Männer der Spurensicherung, zwei Sanitäter und schließlich der Detektiv Ben (siehe S. 6). Ben, in schwarzem Smoking mit Fliege und weißem Einstecktuch, gespielt vom Kabarettisten Wolfgang Neuss, hält sich mit Stellungnahmen zu Tat und Täter zurück. Onkel Hayo hatte eine feine Sammlung von Langspiel Schallplatten mit Kabarettprogrammen von MCMLIX. Darunter war eine von Wolfgang Neuß mit dem Titel: *Wer nicht hören will, muss fernsehen.* Daher kannte ich seine Stimme. Aber erst als er mit Curt,



gespielt von Klaus Jürgen Wussow, in dessen Kabriolett vom Tatort zu seinem Büro fährt, wird er als Person sichtbar. Er hat die Leiche bereits identifiziert: Sie ist weder eine Tänzerin oder Model, sondern die Gattin eines Altertumsforschers aus Prag. Ben lässt offen, ob er Curt zu den Tatverdächtigen zählt. Als er auch noch den Namen der Toten *Lu Sostlov* erwähnt, stoppt Curt den Wagen mitten auf einer dicht befahrenen Straße, verlässt den Fahrersitz, eilt zum Straßenrand und setzt sich auf die Gehsteigkante. Ben hatte den Wagen übernommen und geparkt. Dann ging er zu ihm, setzte sich neben ihn und fragte: *Sag mal was ist eigentlich los mit dir?* Curt*: Ich traf Miss Sostlov auf einer Garten-party in Malibu vor acht Tagen.* Bens Rückfrage: *Und du hast sie nicht wiedererkannt?* Curt: *Nein!* Ben*: Was machte sie für einen Eindruck auf dieser Party?* Curt*: Einen sehr starken. Ich konnte meine Augen nicht von ihrem Gesicht losreißen. Es war schrecklich verwirrend.* Ben*: Warst du in sie verliebt?* Curt*: Ich glaube schon. Ich habe wegen ihr ein paar Nächte nicht geschlafen*. Ben*: Und du hast sie wiedergesehen - außer heute Mittag?* Curt*: Nein.* Die beiden erreichen das Hochhaus, in dem Ben sein Büro hat. Das Stahl- und Betongerippe ist noch ein Rohbau, die zehnte Etage mit Bens Büro ist noch nicht ausgebaut, der Zugang nur über Treppen möglich. Curt liest in der Zeitung, die er im Auto einem Straßenverkäufer abgekauft hat, weil die Tote von Beverly Hills das Thema der Schlagzeilen auf der Titelseite war. Curt fragt Ben: *In den Lungen der Toten war Wasser? Aber die hat doch gar nicht im Wasser gelegen?* Ben: *Woher weißt du das so genau?* Er geht zu seinem Schreibtisch und holt ein dickes Heft aus der Schublade. *Das ist ihr Tagebuch. Es ist zwar nicht für Jugendliche bestimmt, aber auch sonst steht allerhand drin. Alle Personen, die in ihren Memoiren auftauchen sind verdächtig.* Curt erfährt nun, dass es ebenso viele Verdächtige gibt wie Liebhaber, die Lu hatte. Als Curt sich wundert, dass Ben schon einige Verdächtige verhört hat, die aber alle ein Alibi haben, erklärt ihm Ben, dass er die Leiche schon Stunden vor Curt gefunden und identifiziert hat, bevor er gegen Mittag zum Fundort zurückgekehrt war, um die Leiche zu bergen. Ben wusste auch, dass auch Curt ein Alibi hat, weil der zur Tatzeit geschlafen hat und erst mittags von Cesare zum Lunch abgeholt wurde. Dann läutet Bens Telefon. Lus Auto wurde gefunden und Ben muss zur Spurensuche. Er gibt Curt das Tagebuch. *Les es, lies!* Dann eilt er aus dem luftigen Büro ohne Wände und Fenster.



Curt fängt an laut zu lesen und nach wenigen Sätzen ertönt Lus Stimme und übernimmt die Vorlesung des Tagebuchs. Nach einer Viertel-stunde geht der Schwarz-Weiß Film über in einen Farbfilm, in dem mit Lus Stimme die Erinnerungen an ihre Liebhaber lebendig werden. Der Erste ist der Opernsänger Olaf Svendka, der als Lohengrin mit dem Schwan auf die Bühne erschien und gekommen war,

um sie abzuholen. Ihre Liebe zu ihm überkam sie, sie fühlte sich angezogen wie von einem Magneten. Sie wartete nach der Vorstellung am Ausgang auf ihn. Er wird auf sie aufmerksam hält sie für eine Autogramm-jägerin, hat aber keine Autogrammkarten mehr übrig. Er fragt nach ihrem Alter. Sie sagt *siebzehn*, er sagt: *Das kann nicht sein. Du bist höchstens dreizehn* und lädt sie zu trotzdem zu einem Besuch ein, damit er ihr eine Autogrammkarte übergeben kann: morgen Nachmittag um 15 Uhr in seinem Schloss und übergibt Lu eine Visitenkarte.

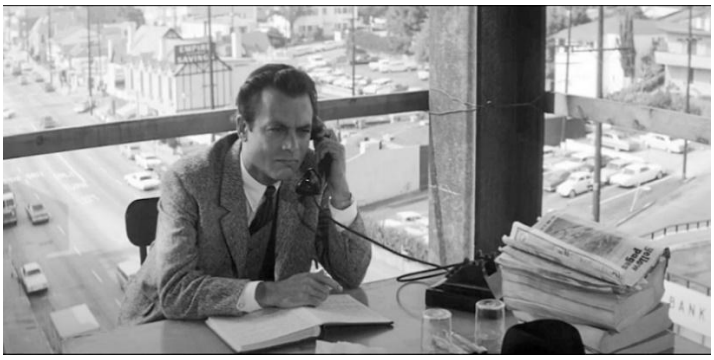
Das herrschaftliche Gebäude liegt in einem großen Park. Er fragt, ob sie ihn liebt, sie sagt ja, sie verschwinden im Schlafzimmer, wo sie ihm erliegt. Danach verlässt sie das Schloss und geht wie in Trance durch den Park zum Ausgang. Sie besucht ihn noch öfter und irgendwann liegen sie zusammen im Bett, als Polizisten an die Tür des Schlafzimmers trommeln und brüllen: *Öffnen sie sofort die Tür!* Dann verschwindet die Farbe und für kurze Zeit erfahren wir in Schwarz-Weiß weitere Details über den Stand der Ermittlungen durch Ben und Curt. Sie sitzen in ihrem Cabriolet mit geöffnetem Dach und fahren am Hang zum Tatort zu der Stelle, an der das Auto der Ermordeten gefunden wurde. Ben: *Ich kann nur hoffen, dass der Mord geplant war. Geplanten Mord kann man nachplanen, bei einem Mord aus Zufall ist das schon schwerer.* Curt: *Hat der Opernsänger Olaf Svendka ein Alibi?* Ben: *Ein sehr gutes.*



Curd: *Eine romantische Geschichte!* In einem der Bungalows an der Straße unter ihnen muss nach Ansicht Bens der Mord erfolgt sein. Er nimmt an, dass sie nahe dem Auto ermordet wurde, *weil eine Frau viel zu bequem ist und ihre kleinen Füßchen schonen will*. Er sucht nach einem Haus mit direkter Verbindung zu einer Garage. Als er von Curt erfährt, dass auch er hier in einem Bungalow lebt, schlägt Ben vor zu ihm zu fahren, um etwas zu trinken.

Es wird wieder farbig: Bunte Lichtspiele mit Polizeisuchscheinwerfern. Der Untersuchungsrichter Manning, der Olaf Svendka verhaften ließ, steht in Robe und Barrett vor ihr. Er bezweifelt, dass Lu siebzehn Jahre alt ist, kann zwar das Gegenteil nicht beweisen, aber bezichtigt Lu nicht 17 Jahre alt, sondern minderjährig zu sein. Lu sieht in seinen Augen ein Flackern, wie sie es auch in den Augen des Opernsängers gesehen hatte. Es scheint bei Männern den Verlust jeglicher Vernunft einzuleiten. Der Richter küsst sie und sie antwortet mit einer saftigen Ohrfeige, bereut ihre aber Tat sofort, denn jetzt kann sie den Opernsänger nicht mehr retten. Sie rennt zurück in den diesigen Park zum Richter, bereut ihre Ohrfeige und schwört alles zu tun, was er von ihr will. Der sieht sie starr an und sagt: *Zu spät!* Sie dreht sich um und sieht, wie eine schwarze Pferdekutsche näherkommt, der ein Bestatter voranschreitet. Der Kammersänger hat sich das Leben genommen. Lu rennt zum Richter der starr, wie ein Fahnenmast vor ihr steht, umkreist ihn und ruft: *Sie sind schuld daran! Warum haben sie ihm nicht gesagt, dass ich siebzehn bin? Warum?* - Schnitt. Es geht weiter in Schwarz-Weiß.

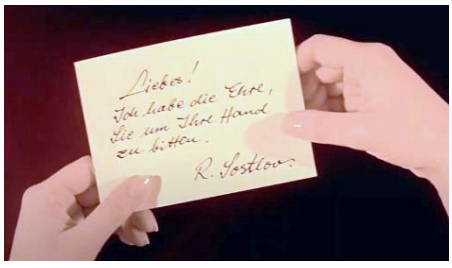




Curt sitzt an Bens Schreibtisch vor einem Stapel Zeitungen und liest Lus Tagebuch. Das Telefon läutet. Curt hebt, Ben ist am Apparat. Curt sagt: *Svendka ist tot*. Ben weiß davon. Svendka hatte zudem ein gutes Alibi. Aber die Alibis der beiden anderen Liebhaber, de Lorm und Steininger, seien inzwischen löchrig. Die beiden hätten sich zudem mittags getroffen. Als Curt daraus folgert, dass damit die Mörder feststehen, antwortet Ben, dass de Lorm in der City und Steiniger am Meer wohnt. Der Einzige, der einen Bungalow nahe dem Tatort bewohnt, sei Curt selbst. Ob er sicher ist, dass er Lu nicht ermordet habe. Curt bellt zurück: *Ganz sicher!* legt den Hörer auf und klappt das Tagebuch zu.
SCHNITT
Es geht weiter in Farbe. Zur Erholung schicken ihre Eltern Lu mit dem Flugzeug zu einem Onkel, der als Pfarrer in einer ländlichen Gemeinde in Europa lebt. Man sieht, wie sie mit dem Koffer in der Hand durch grüne Felder streift, bis sie auf einem Feldweg einem Fahrradfahrer begegnet. Sie versucht den katholischen Ministranten im weißen Chorhemd anzuhalten, aber der lange Kerl fährt stur weiter. Sie läuft ihm hinterher, bis er stürzt. Er bringt sie aber danach auf dem Gepäckträger über dem Vorderrad seines Fahrrads zwischen seinen Armen zur Kirche des Dorfes, wo sie ihren weißhaarigen Onkel im schwarzen Talar trifft. Der freut sich darauf mit ihr zusammen die Schrift zu lesen und zu singen. In den folgenden Tagen wehrte Lu sich gegen den guten Einfluss, den der Frieden des Pfarrhauses auf sie auszuüben versuchte, denn der Sinn ihres Weiterlebens bestand nur noch in der Rache am Untersuchungsrichter Dr. Manning, der ihren Geliebten in den Tod getrieben hat. Onkel Gustav war gut zu ihr und manchmal so sehr, dass sie den Sinn ihres Lebens vergaß. Doch dann dachte sie an ihren Lohengrin, der das Opfer menschlicher Gemeinheit geworden war.



Aber selbst Onkel Gustav schien von dieser merkwürdigen Augenkrankheit erfasst zu werden, wenn er ihr mit dem Gebetbuch in der Hand im Garten zusah. Sie fing an, sich in ihr Spiegelbild zu verlieben. Der Gedanke, dass sie die Männer erregen konnte, erregte sie. Wie eine Spinne saß dieses Gefühl in



ihrem ganzen Körper. Der Junge mit dem Fahrrad schien ihr das geeignete Versuchskaninchen zu sein für die Falle, in die sie Dr. Manning locken wollte. Sie ging mit Peter, dem Ministranten mit dem Fahrrad, zum Pilze suchen für ihren Onkel in den Wald und verführt ihn dazu, um ihre Küsse zu betteln. Eins, zwei, drei! Das geschieht öfters, es wird getuschelt, der Onkel hört es, Peter beichtet und Onkel Gustav schickt Lu zurück nach Hause. Als sie im Flugzeug sitzt und über

ihre Rache an Manning sinniert, fühlt sie sich von einem älteren Herrn beobachtet. Er lächelt ihr zu. Lu beschließt ihn zu testen. Sie lächelt zurück, steht auf, geht zur offenen Tür des Cockpits und sieht den Piloten zu. Eine Stewardess kommt vorbei und bringt ihr eine Visitenkarte. Wenig später erscheint der ältere Herr selbst im nur von den Instrumenten beleuchtetem Cockpit und fragt Lu, ob er ein paar Erklärungen abgeben darf. *Er erwartet nicht, dass sie ihm treu ist. Er möchte sie nur für ein paar Jahre verwöhnen. Wenn sie genug von ihm hat, wird sie so viel Schmuck besitzen, dass sie einen Laden eröffnen kann. Darf ich dann manchmal bei Ihnen kaufen?* Lu: *Sie wollen mich kaufen?* Sostlov: *Wenn es nicht anders geht. Ich möchte jedenfalls nicht mehr ohne sie leben.* Lu: *Ist das so?* Sostlov: *Ja, ich kann natürlich nicht verlangen, dass sie mich lieben.* Lu: *Der Gedanke, dass ich mich kaufen lasse, stört sie nicht*. Sostlov: *Nicht im Geringsten.* Lu: *Interessant. Auch was sie über die eheliche Treue sagten, erregt meine ganze Aufmerksamkeit.* Sostlov: *Wenn ich ihnen erlaube mich zu betrügen, dann tun sie es vielleicht nicht.* Lu: *Ich habe schon sehr früh Männer betrogen. Ich bin durch und durch verdorben.* Sostlov: *Wenn wir uns beeilen können wir in einer halben Stunde verheiratet sein. Der Kapitän kann uns trauen.* Lu: *Wird er sich nicht den Kopf zerbrechen?* Sostlov: *Worüber?* Lu: *Na wegen des Alters-unterschiedes.* Sostlov: *Ist das nicht gerade sehr reizvoll?* Lu: *Wird nicht jeder glauben, dass ich sie betrüge?* Sostlov*: Niemand wird es ihnen übelnehmen*. Lu: *Umso interes-santer wird es sein, wenn sich heraus-stellt, dass ich ihnen treu bin*. Sostlov: *Sie werden also meine Frau?* Lu: *Ja!* SCHNITT!



Die beiden haben geheiratet und Lu begleitet ihren Mann in einem offenen Straßenkreuzer auf seinen archäologischen Expeditionen in die Wüste. Sie ist wie erlöst. Ihr Leben hat wieder einen Sinn bekommen. Sie liebt es allein durch den Wüstenwind zu fahren. Ist sie noch dieselbe Lu? Wo sind all die bösen Träume? Rudolf liebt sie. Und die Spinne? Die Spinne ist tot. Sie ist glücklich. Rudolf gräbt alles für sie aus. Große Krüge, Autos, Pelze und Diamanten. Wenn sie möchte, holt er ihr die Sterne vom Himmel. Er ist ein richtiger Ehemann. Sie leben jetzt in Kalifornien. Rudolf hat ein Haus in Beverly Hills. Es ist sehr schön dort. Die Hitze verdünnt das Blut, schläfert die Energien ein und peitscht die Sinne auf. So bleibt einem nur übrig, sich zu Tode zu lieben oder zu Tode zu langweilen oder beides. Man sieht sie im Liegestuhl im Garten mit ihrem Mann auf der Terrasse. Sie ist sehr nervös in letzter Zeit und weiß nicht, was mit ihr los ist. Hat sie Heimweh nach Europa oder kann sie ihren Lohengrin nicht vergessen? Sie spürt eine grenzenlose Sehnsucht ihn wieder zu finden. Sie war beim Psychiater. Der hat ihr geraten, ihre Memoiren zu schreiben. Sie hat bereits angefangen mit dem Erfolg; dass sie das wahnsinnig aufregt. Das war nicht das Richtige. Sie wendet sich an Rudolf. Sie möchte, dass er sie mit etwas Großem verwöhnt wie etwa einem Apollo in Lebensgröße. In diesem Moment kündigt die Hausangestellte einen Besucher mit dem Namen Peter de Lorm an. Sie trifft ihn im Garten. Es ist der Ministrant aus dem Dorf ihres Onkel Gustav in Europa. Er lebt seit zwei Jahren als Drehbuchautor in Hollywood. Er will sie umarmen, sie wehrt ihn ab.



Nein, nein, Peter, das ist vorbei. Er wendet sich ab und geht. In Lu erwachte die Spinne. Sie spürte sie wieder im gesamten Körper. Diese schöne Spinne. Sie ruft Peter, eilt zu ihm, lässt Rudolf allein zurück im Garten und wenig später sieht man die beiden unterwegs in Lus Straßenkreuzer. Sie hatte nicht daran gedacht, ihn wieder zu sehen, aber er wusste es. *Wer liebt, der findet ungeahnte Kräfte.* Lu: *Erinnerst du dich an unseren Wald?* Peter: *Ja und wie. Ich lebe davon.* Lu: *Oh du schreibst Filmmanuskripte.* Peter: *Für den Anfang reichts.* Lu: *Was schreibst du? Sentimentales, Kitschiges oder etwa Erotisches?* Peter: *Weit gefehlt. Cowboy Filme! Wohin fährst du eigentlich?* Lu*: Vielleicht in einen Wald.* Peter*: Es gibt hier einen wundervollen Palmenwald.* Lu: *Nicht für uns Peter. Ich bin…* Peter: *Ja ich weiß, du bist verheiratet. Man sagt, das könnte dein Vater sein*. Lu: *Das stört mich überhaupt nicht.* Peter: *Mich auch nicht.* Lu*: Das ist sehr nett von dir.* Peter*: Ich meine, dass du verheiratet bist*. Lu*: Sehr großzügig.* Peter*: Ich meine ich liebe dich Lu, da kann ich auf deinen Mann keine Rücksicht nehmen.* Peter rückt näher an sie ran und nimmt sie in den Arm. Lu: *Aber ich!* Sie hält den Wagen am Gehsteig an. Lu: *Bitte steig aus!* Peter steigt aus, aber schwingt sich wieder auf den Rücksitz des Kabrioletts. *Wenn du mich rechts rauswirfst, dann komm ich links wieder rein. So schnell wirst du mich jetzt nicht wieder los.* Lu drückt auf einen Knopf und das Verdeck des Wagens hebt sich wie von Geisterhand aus dem Kofferraum des Wagens, entfaltet sich über dem Fahrgastraum und rastet von selbst am Rahmen der Windschutzscheibe ein. Dann lenkt sie den Wagen in einen Tunnel, in dem es regnet. Die Scheibenwischer sind abgestellt, die Sicht ist verschwommen, das Licht gedämpft. Männer mit Schürzen und Lappen in der Hand, waschen den Wagen. Es scheint eine Autowaschanlage zu sein. Im Wagen ist es dunkel. Eine Violine spielt eine schmalzige Melodie. Der Wagen hat einen durchgehenden Vordersitz. Peter rückt ihr näher, streichelt ihr Gesicht und küsst sie. *Du darfst mich nicht wieder verlassen*. Lu: *Ich muss dich wieder verlassen*. Peter: *Warum bist du dann hier, wenn du wieder gehst?* Lu: *Wenn wir immer wüssten, was wir tun und warum wir es tun, wären wir um eine süße Schwäche ärmer.* Er weicht zurück – Pause. *Macht es dir eigentlich Spaß, mich zu quälen?* Sie streichelt ihm durch die Haare, erfasst seinen Kopf, sieht ihm in die Augen, antwortet mit einem leidenschaftlichen *Ja!* Und küsst ihn herzhaft auf den Mund. SCHNITT



Curd und Ben fahren nebeneinander auf einer mehrspurigen Straße. Ben: *Wieso fährst du so schnell?* Curd: *Ich will nach Hause*. Ben: *Der de Lorm hat sich umgebracht.* Curt: *Von mir aus. Wieso denn?* Ben*: Was weiß ich. Vielleicht aus Liebeskummer. Vielleicht auch, weil er Sustlov ermordet hat*. Curt*: Warum sollte er?* Ben*: Verschmähte Liebe, Eifersucht, nenn es wie du willst. Es sei denn er ist selbst ermordet worden*. Curt*: Wer hätte denn einen Grund den blassen Jüngling umzubringen?* Ben*: Sag das nicht. Auch aus Eifersucht. Steininger zum Beispiel. Oder um Mittäter zu beseitigen. Lu kann nämlich auch von zwei Menschen umgebracht worden sein.* Curt*: Warum? Ben: Na ihnen war vielleicht der Gedanke unsympathisch, dass die Schöne sie mit einem Dritten betrog*. Curt: *Und wer sollte das sein?* Ben: *Du kannst es in den Memoiren nachlesen, da findest du seine Initialen*. Curt: *Und die sind?* Ben: *Deine, mein Lieber. Hahahah, hahaha!* Curt verlässt die Schnellstraße abrupt. Im nächsten Bild sieht man, wie er in den Garten von Sustlovs Villa schleicht, zur Terassentür geht und erfolglos versucht, sie zu öffnen. Bei einer anderen hat er mehr Glück. Als er sie öffnet, sieht er in einen Spiegel und in dem Spiegel sieht

er Ben, der ihm vom Garten aus zugesehen hat. Curt geht auf ihn zu und sagt: *Jetzt musst du mich eigentlich verhaften?* Ben: *Eigentlich ja. Aber dein Kolophonium stimmt nicht mit dem Kolophonium im Haar der Toten überein. Und jetzt will mir niemand einen Haftbefahl geben.* Curt*: Ich bin untröstlich. Aber dafür stimmt mein Alibi nicht. Dann noch der abgebrochene Schlüsselanhänger und die Initialen. Also genau besehen müsste ich es eigentlich sein.* Ben: *Ruf mich an, wenn du es weißt. Du willst in das Haus?* Er wirft ihm einen Schlüsselbund zu und geht. Curd setzt sich in seinen Wagen. Er liest in Lus Tagebuch: Die Stimme von Lu liest vor: *9. Juni: Wir haben eine Einladung bekommen. Von Dr. Steiniger, der ihn seiner Villa eine Ausstellung seiner Bilder veranstaltet*. Lu nähert sich im Damensitz hoch zu Pferd durch eine steppenartige Landschaft vor einer kargen Bergkulisse reitend. *Die Frauen in Beverly Hills nennen seinen Namen nur im Flüsterton. Er sei ein Sonderling, sagt man. Ich bin gespannt.* Sie erreicht den Eingang des Anwesens, gleitet vom Pferd in die Arme ihres Mannes, der sie dort erwartet. Gemeinsam betreten sie eine großzügige Gartenlandschaft mit einem prächtigen, hellblau funkelnden Swimmingpool im Zentrum, um und in dem den sich bereits viele festlich gekleidete Besucher versammelt haben. Über den Garten verteilt stehen die Bilder der Ausstellung auf Staffeleien. Sie zeigen Gemälde einer jungen Frau mit roten Haaren, deren Gesicht nicht erkennbar ist. Darunter sind auch Aktbilder. Sostlov fällt etwas auf: *Das könntest du sein.* Lu: *Gewesen sein.* Sustlov: *Nein, sein*. Die Kamera schwenkt auf ein Gesicht, das wir kennen: Peter de Lorm. Er steht wie einige Besucher in Cocktailkleid oder Anzug im Wasser des Pools. Sostlov und Lu gesellen sich dazu. Sostlov geht mit Lu an seiner Hand zu Peter und fragt ihn: *Sie kennen meine Frau?* Peter: *O ja, von diesen Bildern.*



Man hört Besucher tuscheln*: Von diesen Bildern. Aber ja natürlich! Da Rätsel ist gelöst. Die Ähnlichkeit ist frappierend! Sie ist sein Modell. Ihr Körper jedenfalls.* Lu sagt laut: *Ich kenne diesen Steininger überhaupt nicht.*

Aber da erscheint Mister Steininger in weißem Smoking und schwarzen Hosen am Beckenrand gegenüber von Lu und Sostlov. Er springt mit gestreckten Armen und Kopf voraus in den Pool und erreicht nach kurzem Tauchgang Lu und Sostlov. Auf Lus Gesicht macht sich Entsetzen breit und sie kippt in einer kurzen Ohnmacht nach hinten ins Wasser des Pools. Sostlov und Peter helfen ihr hoch. Sie starrt ihr Gegenüber an. Dann sagt sie: *Ich sehe den Künstler heute zum ersten Mal. Wie geht es ihnen Herr Untersuchungsrichter Dr. Manning?* Steininger: *Wie solls mir gehen. Ich male ihren Leib, den ich nie gesehen habe und das Gesicht, das ich gesehen habe, kann ich nicht malen.* Lu: *Seit wann malen sie denn?* Steininger*: Sie wissen es. Ich habe mich vor Jahren in ein kleines Mädchen verliebt. Seitdem male ich*. Lu: *Sie haben eine große Begabung*. Steininger*: Ich*



hatte ein großes Modell. Lu: *Seit wann sind sie so bescheiden, Herr Untersuchungsrichter?* Steininger: *Ich wäre ihnen dankbar, wenn sie den Untersuchungsrichter löschen könnten. Ich heiße jetzt Steininger.* Als Sostlov dazukommt und fragt, wer das Modell ist, antwortet Steininger, dass das lange her sei und sie sich inzwischen wohl sehr verändert hat. Sostlov empfiehlt ihm, ein ähnliches Modell zu finden, das ihm für ein Portrait des Gesichts sitzt. Lu verlässt den Pool: Hollywood hatte eine Sensation: Lu war plötzlich Geliebte und Modell eines berühmten Malers. Manning hatte sich so sehr verändert, dass es Lu schwerfiel, ihn zu hassen. Sie kommt an einem Bild vorbei, vor dem Peter steht. Lu: *Was machst du hier?* Peter: *Ich versuche herauszukriegen, wer der Mann auf dem Bild ist*. Lu: *Das siehst du doch: Lohengrin. Bist du eifersüchtig? Du dummer Junge.* Peter: *Ich möchte nur wissen, wer er wirklich ist.* Steininger kommt dazu: *Cesare Giovanni. Ein Artist, gnädige Frau. Er tritt hier in einem Nightclub auf.* Lu: *Ein Artist? Wie komisch! Ich hätte ihn für einen Opernsänger gehalten.* Steininger: *Du glaubst es ist Svendka.* Lu: *Ja, sie haben ihn auf dem Gewissen*. Steininger: *Du irrst dich. Er muss vor Freude über seine kleine Geliebte ganz verrückt geworden sein. Ich konnte ihm nichts nachweisen und musste ihn aus der Haft entlassen. Vor Glück fuhr er gegen einen Baum und starb – für dich*. Lu: *Ist das wahr?* Steininger: *Ich hoffte immer dich wieder zutreffen, um dir zu sagen, dass..* Lu: *dass Svendka..* Steininger: *Das auch, aber hauptsächlich, um dir zu sagen, dass ich dich liebe.* Lu: *Malen sie mich deshalb?* Lu konnte die Welt wieder lieben. Ihr Geliebter war nicht in Verzweiflung gestorben. Steininger: *Lu, ich möchte dein Gesicht malen*. Lu: *Natürlich großer Meister. Mein Gesicht dürfen sie malen.* Lu verlässt den Garten und geht zu ihrem Pferd. Dort steht Peter. Lu: *Oh du bist noch da?* Peter: *Warum lässt du mich so leiden? Ich ertrage es nicht mehr.* Lu: *Vielleicht, weil ich so glücklich bin? Hilfst du mir?* Peter sagt *Ja!* und hilft ihr aufs Pferd. Lu reitet im Damensitz zurück in die steppenartige Landschaft vor einer kargen Bergkulisse. SCHNITT!



In der nächsten Einstellung steht Steininger in einem weißen Kittel mit Palette in der einen und einem Pinsel in der anderen Hand vor einer Staffelei im Pool. Ihm gegenüber sitzt Lu im Bikini auf einem Hocker. Er ist dabei ein Portrait von Lu zu malen. Ätherische Musik begleitet einen inneren Dialog zwischen den beiden Anwesenden, die sich stumm gegenseitig beäugen. Sie sprechen nicht, aber man kann ihre Gedanken hören. *Wie alt bist du?* Siebzehn. *Du lügst du Luder. Du bist erst dreizehn*. Ich kann endlich wieder leben. Mein Lohengrin ist glücklich gestorben. *Für deinen Geliebten würdest du für alles tun. Nicht wahr? Lügen, töten, lieben. Alles. Du schöne Hexe.* Ich habe alles Richter Manning mitgeteilt. Der hat das getan. *Vergessen sie Richter*



Manning. Ich will dich malen. Ich sehe den Künstler zum ersten Mal. Die Spinne bewegt sich. Ich habe Angst vor meinen wissenden Augen. Bin ich eine Hexe? *Dein Gesicht, das ich gesehen habe, kann ich nicht malen. Hast du mit ihm geschlafen? Ja, ja, ja*. Steininger legt den Pinsel beiseite. *Es geht nicht. Es geht einfach nicht. Ich weiß nicht, verflucht noch mal, was ist los?* Er stößt die Staffelei samt Bild ins Wasser und geht zu Lu. Die lacht, nimmt ihm die Mütze ab, füllt sie mit Wasser und stülpt sie über seinen Kopf. Er greift ihr unter die Arme, zieht sie an sich und küsst sie. Lu umarmt ihn, schmiegt sich an seinen Körper, eine Geige spielt süß, sie gleiten umarmt und sich weiter küssend und kosend ins Wasser des Pools. SCHNITT

Es geht weiter in Schwarz-Weiß. Curt sitzt am Steuer seines Wagens an Sustlovs Haus. Er liest im Tagebuch, klappt es zu und sagt nachdenklich: *In den Lungen der Toten war Wasser. Ich würde sagen sie ist erwürgt worden. Wenn sie nur die leisesten Spuren am Hals hätte.* Er liest weiter. SCHNITT.

Die Kamera schwenkt zurück auf den Pool, in dem Lu und Steininger noch immer in inniger Umarmung wie Fische im Wasser tanzen. In der nächsten Szene sieht man Lu auf einem Tennisplatz in weißem Röckchen und Schläger im Spiel gegen Peter und Steininger. Sustlov kommt, ebenfalls in Tennis-kleidung, dazu: *Na, mein Kleines, wird es dir nicht zu viel?* Lu: *Mmmh.* Sustlov: *Ich glaube doch, komm ruh dich aus.* Nein, es wurde Lu nicht zu viel. Nie in ihrem Leben hat sie sich wohler gefühlt. Möglicherweise nur wie damals, als sie nur einen einzigen Liebhaber hatte, den sie von Herzen liebte. Aber das ist vorbei. Heute liebt sie es, mit ihren drei Männern bei Professor Pusch Tennis zu spielen. Ihr Mann ahnt nichts von ihren Liebhabern und dass ihre beiden Liebhaber nichts voneinander ahnen findet sie prickelnd. Doch heute geschah etwas Besonderes: Professor Pusch hatte erzählt, dass bei einigen Völkern die Übernacktheit der Frau das absolute Schönheitsideal bedeutet. Meine Männer hörten das Wort *nackt* und lächelten mich verständnisvoll an. Es war nur noch eine Frage von Sekunden, bis sie merkten, dass alle drei mir zulächelten. Es kommt zum Hahnenkampf zwischen ihnen auf dem Tennisplatz. Lu fängt an sich vor ihren Männern zu fürchten: Vor dem Gatten, der sie verwöhnt, vor dem Sklaven, mit dem sie spielt und vor dem Herrn, der sie besitzt. Sie flieht vor ihnen. Sie möchte



die drei tauschen gegen einen Geliebten, der ihr nicht droht, sondern sie nur einfach lieb hat. Sie läuft voller Sehnsucht durch die Stadt. Auf einem Barbecue in einer Ranch in Malibu trifft sie auf C.G. Als der Gastgeber sie dem Mann als Miss Lu Sostlov vorstellt, gibt er ihr einen Handkuss. Lu hält ihre Augen schicklich gesenkt. C.G. fragt daraufhin: *Gnädige Frau ist von Beruf Nonne?* Sie sieht in ausdruckslos an, aber er hat die Spinne in ihr aufgeweckt. Man hört ihre innere Stimme: *Nonne, na warte mein Lieber! Du bist der Mann, den ich brauche. Nächste Woche bist du bei uns zum Abendbrot. Ich werde dir treu sein. Denn du wirst für mich Geliebter, Spielgefährte, Tyrann und Sklave sein. Wie es mein erster Geliebter war. Ich werde dich beim ersten Mal so verliebt machen, dass du nie mehr von mir loskommst. Es sind jetzt noch sieben Tage und 23 Stunden.* SCHNITT

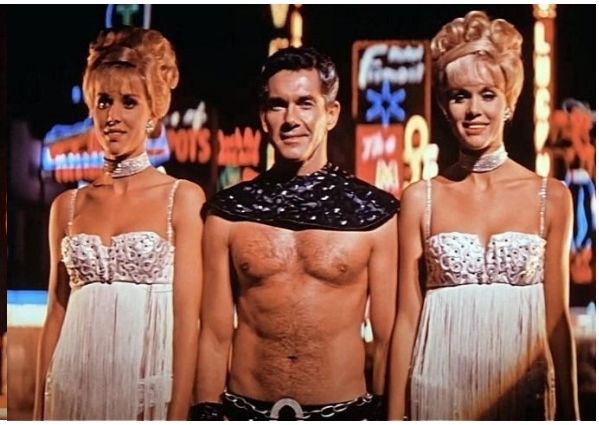


Curd und Ben treffen sich ich in Bens Büro. Curt gibt den Schlüssel zu Suslovs Villa zurück. Ben: Hast du gefunden wonach du gesucht hast? Curt: *Ich war gar nicht drin.* Ben: *Aber ich. Ich habe gefunden, was du suchst.* Er zeigt Curt eine Schmalfilmrolle. *Herr C.G. spielt Golf am Strand, gefilmt von einer Toten. Sie hatte den Film so gut versteckt, dass du ihn nichts so schnell gefunden hättest. Curt: Na und? Ich habe sie am Strand getroffen und sie hat mich gefilmt.*

Ben: In den Lungen der Toten war Wasser. Wenn alles so harmlos war, dann hättest du es mir doch sagen können. Curt: Es hätte mich alles noch mehr verdächtig gemacht. Ben: Richtig, das hat es. Curt: *Na gut, ich weiß, was auf dem Film drauf ist*. Ben: *Nein, nein, die besten Szenen kommen ja noch. Man sieht wie du und Lu mit einem Stück Treibholz Liebesschwüre in den Sand schreiben, Lu neckisch lacht, die Schuhe auszieht und einladend ins Wasser rennt. Die hohe Kunst des Liebesspiels verstand die kleine Hexe wie keine andere. Für mich ist sie ein erotisches Wunder.* Curt: *Ich habe es nicht gern, wenn du so von der Toten sprichst. Ich bin in die Tote verliebt*. Ben: *Ich auch ein bisschen. Umso wütender werden wir den Mörder suchen.* Curt: *Bestimmt.* Ben: *Willst du immer noch behaupten, dass du nicht der Mörder bist.* Er zieht einen Zettel aus Anzugsjacke. *Den fand ich in Lus Handtasche. Donnerstag, 9 Uhr CG. Heute ist Donnerstag. Um 10 Uhr wurde das Schätzchen ermordet.* Curt streckt seine Handgelenke Richtung Ben: *Also machs kurz!* Ben: *Nein! Es gibt noch eine Chance: Dass CG gar nicht Curt Gers heißt.* Curt: *Sondern wer?* Ben: *Cesare Giovanni. Lu muss irgendwann nach den Aufnahmen am Strand nach Las Vegas gefahren sein, denn auch davon gibt es Aufnahmen auf dieser Filmrolle.* Curt: *Wurde sie denn in Las Vegas ermordet?* Ben: *Keineswegs. Sie wurde, wie ich vermutete, in einem der Bungalows in deiner Nähe umgebracht*. Curt starrt auf die Bilder des Films. *Aber das sind doch die Tiddy Sisters! Aber was haben die mit Lu Sustlov zu tun.* Ben: *Das nicht, aber sie haben einen Bungalow und einen Partner, der dort heimlich wohnt und Cesare Giovanni heißt. Lu Sustlov war letzte Woche dreimal in Las Vegas in dieser Show hier, um den schönen Cesare zu bewundern. Seit gestern ist Cesare wieder in Hollywood. Allein in dem Bungalow der Tiddy Sisters, die noch zu Filmaufnahmen in Las Vegas bleiben mussten.* Da erscheint







Cesare auf der Bühne. Curt: *Aber das ist doch der Artist, den Steininger gemalt hat.* Ben: *Richtig. Auf dessen Bildern hat sie ihn zum ersten Mal gesehen. Er muss sie so fasziniert haben, dass sie alles daransetzte, um ihn ausfindig zu machen.* Curt: *Aber was glaubst du, hat sie so zu ihm hingezogen?* Ben deutet auf das zweite Bild: *Das und vielleicht die Tatsache, dass er zwei Frauen hatte. Das kannte sie bis dahin noch nicht. Cesare soll beiden Schwestern gleichmäßig hörig sein. An so viel aktivem Sexappeal konnte unsere Heldin nicht einfach vorübergehen*. Curt*: Du meinst das mit den CG-Initialen er gemeint sein könnte?* Ben: *Könnte schon, aber das wäre schmerzlich für dich. Cesare war der Mann, mit dem sich dich betrügen konnte, um dich besser verspeisen zu können, wie ein Kätzchen die Maus. Cesare hat wohl keinen Grund eifersüchtig zu sein. Eher die beiden Schwestern. Himmel und Hölle, wir haben das Motiv*. Curt: *Wohin rennst du denn?* Und folgt Ben, der über die Treppen hinab zur Straße rennt. Ben: *Wir müssen die Tiddys verhaften. Cesare hatte keinen Grund, aber die Tiddy Schwestern haben ein ganz klares Tatmotiv: Eifersucht*. Curt: *Du meinst sie sind heute früh von Las Vegas herübergekommen?* Ben: *Ja! Sie haben erfahren, dass Lu und Cesare um zehn Uhr ein Rendezvous haben und sind hergefahren, um Lu einen herzlichen Empfang zu bereiten. Die beiden Giftschlangen*

waren überzeugt, dass Lu ihnen ihren Mann wegnehmen wollte. Sie konnten nicht ahnen, dass Lu ihnen Cesare nur stundenweise wegnehmen wollte. SCHNITT
An einem sonnigen Morgen fährt Lu mit ihrem offenen Cadillac zu der Garage einer Villa in den Beverly Hills. Sie parkt neben einem anderen offenen Straßenkreuzer und eilt barfuß zum Garteneingang. Kaum ist sie gegangen tauchen auf dem Rücksitz des anderen Kabrioletts die zwei Tiddy Schwestern auf und blicken ihr nach. Lu geht auf die Terrasse, entkleidet sich, legt sich auf einen Liegestuhl und versteckt sich hinter einer ausgefalteten Tageszeitung. Sie sieht nicht, dass die Zwillinge ihr gefolgt.



sind, bis sie an ihrer Zeitung rascheln und vor ihr stehen. Sie bieten Lu Pralinen an. Lu starrt sie entsetzt an, steht auf und flieht zum Swimmingpool. Die Schwestern folgen ihr im Gleichschritt, greifen ihr unter die Arme und tragen sie zurück zur Liege. Lu entkommt erneut und läuft um den Pool. Ein Zwilling verfolgt sie, die andere erwartet sie am Ausgang. Sie greifen ihr wieder unter die Arme und setzen sie auf einen Stuhl am Gartentisch wo sie beginnen Lu mit Pralinen zu füttern. Dann heben sie sie wieder



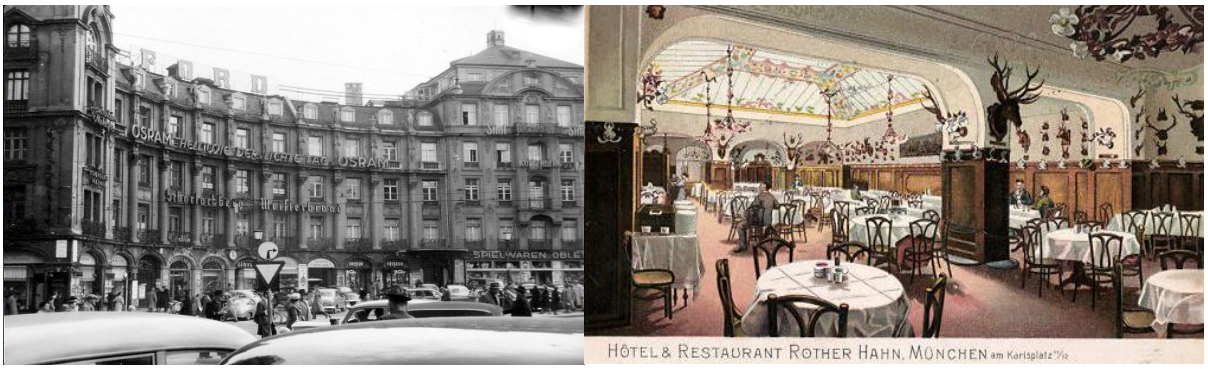
hoch, schleppen sie zum Pool und drücken sie unter Wasser, bis das Schlussbild das Ende der Tortur anzeigt: Die beiden packen die nackte Tote in Cesares Cellokasten. Damit ist auch die Herkunft des Kolophoniums in Lus Haaren aktenkundig und Curt vollständig entlastet. SCHNITT Schwarz-Weiß: Ben und Curt fahren mit hohem Tempo im Cabrio über die kurvige Straße zum Haus der Zwillinge, um sie festzunehmen. Vor der Garage steht der Wagen des Sherifs, der eben das Garagentor geschlossen hat. Als Ben und Curt näherkommen, versteckt er sich hinter seinem Wagen. Nachdem die beiden ihren Wagen neben seinem geparkt hatten und zum Haus eilen, steht er auf und ruft ihnen nach: *Na, habt ihr den Mörder?* Ben und Curt antworten im Chor *Die Tiddy sisters!* und rennen weiter. Der Sherif holt die Pralinenschachtel vom Beifahrersitz und bietet den Zwillingen, die sich auf dem Rücksitz versteckt hatten, Pralinen an. SCHNITT! Der Film endet an dem Ort, an dem er begonnen hat: dem Chinese Theatre am Hollywood Boulevard am Tag der Premiere des Films. Rechts sieht man die Sterne des



Walk of Fame, der 1960 eingeweiht wurde. Bereits im Frühjahr 1961 waren über 1500 fünfzackige Sterne vergeben und graviert worden. Der erste Stern auf dem neuen Gehweg wurde im März 1960 für den Produzenten und Regisseur des Films *Urteil von Nürnberg* von 1961, Stanley Kramer, eingelegt.



Der junge deutsche Regisseur Michael Pfleghar war 30 Jahre alt, als er den Film vor Ort in Hollywood gedreht hat. Ich würde 1977 dreißig Jahre alt, wenn ich nicht vorher sterbe, dachte ich als mit Ute aufstand und die Rathaus-Lichtspiele durch den Ausgang zur Filserbräustraße verließ. Während der Vorstellung waren wir so auf den Film konzentriert, dass wir beide meist schwiegen und geradeaus Richtung Leinwand starrten. Die gruselige Mordszene am Pool der Zwillinge verlor durch den augenzwinkernden Abspann am Hollywood Boulevard nicht ihren Schrecken. Ertrinken oder ersticken waren die Todesarten, vor denen ich mich am meisten fürchtete, weil ich sie schon erlebt hatte. Wer Angst hat, sollte besser schweigen.
Als wir am Frauenplatz vor der Frauenkirche und ihren zwei Türmen mit den welschen Hauben standen, weckte mich Ute auf: *Und wie fandst du den Film? Es ist kühl geworden und der Himmel grau. Wir sollten Kaffee trinken und reden!* Im linken Halbrund des Rondells am Stachus gab es neben dem Spielwarenladen von *Obletter* die Gaststätte *Roter Hahn.* Mutti mochte das altmodische Restaurant



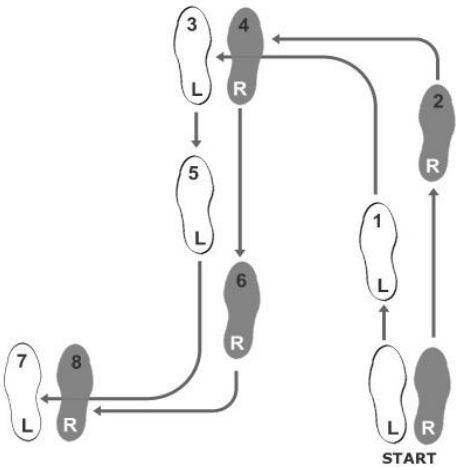
des Hotels aus dem Jahr 1905 im Erdgeschoß des Südflügels des Rondells am Karlstor. Wenn wir zusammen in der Stadt waren, war das unser Treffpunkt. Der Eingang ist auf dem Bild links neben dem Verkehrszeichen zu sehen. Die Rondellbauten entstanden um 1800 und wurden um 1900 umgebaut: Das Karls Tor wurde freigelegt, Ecktürme mit Kuppeln vorgesetzt und das Rondell aufgestockt zu einem Ensemble mit Stuckfassaden, Steinfiguren, Säulen und schmiedeeisernen Balkongeländern. Im letzten Krieg wurden nur die Kuppeln der Ecktürme zerstört und nicht erneuert. Das Ensemble blieb mit kleinen Schäden erhalten. Die Steinfiguren sind verschwunden. Dafür leuchtet dort jetzt eine Neonreklame: OSRAM *HELL WIE DER LICHTE* TAG.
Im *Roten Hahn* waren die Kandelaber eingeschaltet und nur wenige Tische besetzt. Es war etwa sechs Uhr. Es war eine gedämpfte Atmosphäre. Die wenigen Gäste machten kaum Geräusche und selbst vom

Lärm des verkehrsreichen Stachus war nichts zu hören. Wenn jemand beim Zurückstellen der Kaffeetasse auf den Unterteller gegen den Teelöffel stieß, schwebte der Klang des Porzellans hörbar im Raum. Selbst Tuscheln wirkte laut. Vielleicht war es das, was Mutti hier suchte? Die Abwesenheit von lautstark biertrinkenden Männern. Es gab auch keine Ober, sondern Fräulein mit weißen Schürzchen, die sich diskret nach den Wünschen der Kundschaft erkundigten oder die Abrechnung erledigten. Die männliche Kundschaft trug Schlips, weiße Hemden und blank geputzte Schuhe. Sie wurden mit *Der Herr wünscht?* angesprochen. Ute und Ich wurden gefragt: *Was darf es sein?* Ute: *Zwei Kännchen Kaffee und zwei Tassen.* Fräulein: *Mit Sahne oder Kondensmilch?* Ute: *Beides*. Sie saß mir gegenüber, guckte mir in die Augen: *Wie hat dir der Film gefallen? Sahne, Kondensmilch oder keines von beiden?* Ich wusste, dass sie Rück-, Nach- oder Gegenfragen nicht mochte, bevor man nicht selbst eine Antwort gibt, also sagte ich: *Sahne, aber bitte mit Kaffee! In diesem Fall ist der Kaffee das Buch und der Film die Sahne. Beim Lesen des Buches musste ich mich sehr anstrengen, um mir die Umstände oder die Kulisse, in der sich die Geschichte ereignet, vorzustellen. Der Wortschatz allein half dabei nur begrenzt. Eine Vorstellung besteht aus mehr als aus Wörtern. Wenn man Kaffeepulver mit brühendem Wasser übergießt, kommt trinkbarer Kaffee heraus. Durch das Buch zum Film hatte ich eine vage Vorstellung von Los Angeles und Hollywood. Der Tonfilm hat sie ergänzt. Die Geschichte ereignet sich in Amerika und beginnt als Kriminalfall: Unzucht mit einer Minderjährigen und endet als Eifersuchtsdrama unter Frauen, das die Männer mit zwinkerndem Auge miterleben.* Ute sah mich fragend an: *Du lachst doch gerne. Dein Eifersuchtsdrama ist eine Tragikomödie, aber ich habe dich nicht lachen gehört. Es gab viele komische Dialoge und Szenen. Du bist doch sonst kein Sauertopf?* Ich guckte wohl bedröppelt, aber dann lachte ich endlich und fragte Ute, ob *Lu* etwa das war, was Mutti, als ich mich bei ihr nach meiner Patentante, Gräfin von der Recke erkundigte, als eine *Femme Fatale oder auf Deutsch eine besonders attraktive, aber verhängnisvolle Frau* bezeichnet hatte. Jetzt lachte Ute und meinte, dass die siebzehnjährige *Lu* eher eine *Fille Fatale* war, aber die Wirkung auf Männer dieselbe sei. Dabei sah sie mich so rätselhaft an wie *Lu*, der sie ohnehin ähnelte. Sie hielt nicht nach mir Ausschau, aber ihr Blick hatte die Kraft, die auch *Lus* Augen hatten, als die Spinne in ihr erwachte.

Inzwischen war es halb sieben Uhr. Ute wollte zum Abendbrot bei ihrer Gastfamilie sein. Wir verließen den *Roten Hahn* und verabredeten uns zu einem letzten Treffen vor ihrer Rückfahrt nach St. Ingbert am Odeonsplatz am Freitagabend nach meinem Tanzkurs. Ich begleitete sie noch zur Trambahnstation auf dem Stachus und ging dann weiter zum Holzkirchner Bahnhof. Im Zug nach Ebenhausen überkam mich Panik: Meine Versetzung war noch immer gefährdet: Ich hatte meine Hausaufgaben noch nicht gemacht. Das Abendbrot in der Zellerstraße war bereits abgeräumt. Ich setzte mich mit einer Stulle an meinen kleinen Schreibtisch und erledigte bis um zehn Uhr nachts die Hausaufgaben. Dann schlich ich ins Bett und konnte nicht schlafen. Utes Spinnenblick verfolgte mich. Ich dachte an Shelagh und ihre Kirchenglocken läutenden Freunde zur Abendzeit in Marple. Mit wem spielte sie Federball und ging sie etwa allein in das Konzert in Manchester? Mit wem trifft sie sich in London? Außerdem hat sich Birgit bei Shelagh gemeldet. Was mache ich, wenn mich Shelagh ausladet oder was macht Mutti, wenn ich im Juli das Klassenziel nicht erreiche? Aber wenn ich es erreiche, werde ich dann nicht besser Bankkaufmann? Kontenführung, Zahlungsverkehr, Kredite, Finanzierungen, Geld- und Vermögensanlagen klingen nicht attraktiv, aber lukrativ. Ich wäre schneller unabhängig und heiratsfähig – jedenfalls in Westdeutschland. Ich wäre auch kein Beamter wie Lehrer oder andere Staatsdiener, sondern könnte in drei Jahren nach bestandener Prüfung meinen Beruf im ganzen Bundesgebiet ausüben. Shelaghs Deutsch war weitaus besser als mein bisschen Englisch. Sie könnte damit auch mit mir in Westdeutschland leben. Zukunft, Kunfutz, Zunftkut. Wer bin eigentlich ich, der so einen großen Stein rollt? Sisyphos?

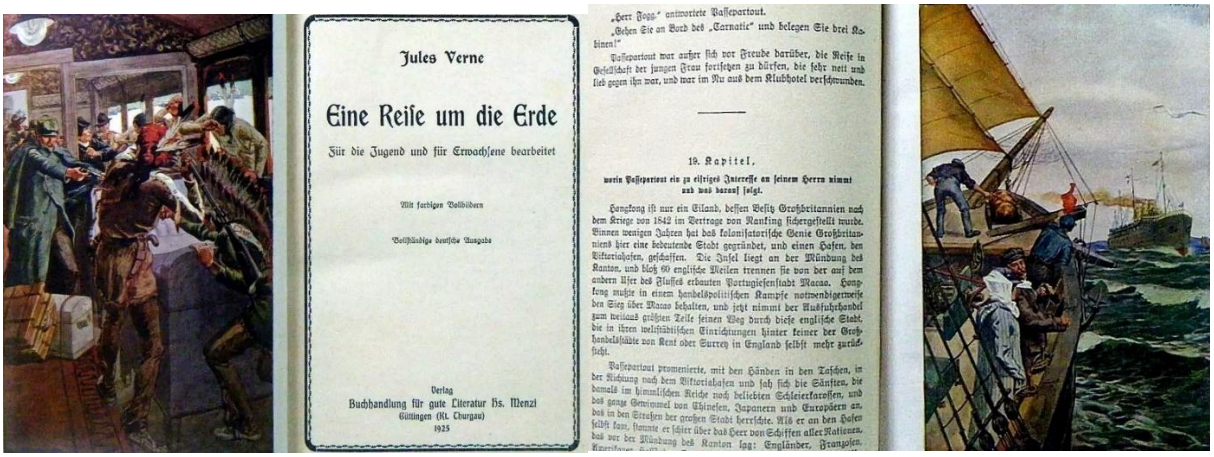
Am nächsten Tag wachte ich gerade noch rechtzeitig auf. Ich hatte vergessen, den Wecker zu aktivieren. Ich kam noch rechtzeitig zum Bahnhof. In der Schule lief alles gut, aber als ich nachmittags zurückkam, war es, als ob der Stein auf mich gewartet hatte: Als ich das Moped abholen wollte, das ich zur Reparatur zur Autowerkstatt nach Hohenschäftlarn gebracht hatte, war es noch immer nicht repariert worden. Der Meister schickte mich zur DKW-Werkstatt in Wolfratshausen. Also knatterte ich mit halber Motorkraft nach Wolfratshausen zur Werkstatt an der Königsdorfer Straße. Die war angeblich vollständig ausgebucht, aber ich könne die Hummel dalassen und mich kommende Woche nochmal melden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu Fuß durch die Stadt zurück zur Weidachmühle

zu latschen, dort meinen Daumen rauszustrecken und einen gutmütigen Fahrer zum Anhalten zu bringen. Das gelang dann auch. Zu Hause holte ich mein Fahrrad aus der Garage und fuhr lautlos und ziellos durch die sonnige Frühlingslandschaft. Die 18 Zeilen des nächsten Kalenderblatts vom Donnerstag, den 23. April sind leer. Es folgen noch neun Tage, die ich wohl am Sonntag, dem 3. Mai nachgetragen habe: Am Freitag, den 24. regnete es. Als ich nach der Schule nach Ebenhausen kam, war niemand zu Hause. Nach dem Mittagessen erledigte ich meine Hausaufgaben, zog mich um und fuhr zurück nach München. Ich kam zu spät zum Tanzkurs. Auf dem Programm stand *Foxtrott*. Ich quälte mich durch. Ute wollte mich abholen, aber sie kam nicht. Peterichs hatten Besuch. Ich hatte noch Geld für ein Bier und flüchtete tieftraurig in das *Wirtshaus Donisl* am Marienplatz. Dort war es recht gemütlich. Es folgte eine Zugfahrt nach Ebenhausen, während der ich den Kopf aus dem offenen Fenster hielt und die milde Frühlingsluft mich so beruhigte, dass ich kurz nach meiner Ankunft in der Zeller Straße ins Bett plumpste.



Nach der Schule am Samstagnachmittag gab es eine schöne Fahrt mit der Familie im VW über Wolfratshausen und Kochel nach Murnau, um mit den Wychgrams Renates Geburtstag zu feiern. Nach Kaffee und Kuchen spielten wir in ihrem Zimmer Canasta und blödelten bis wir uns vor Lachen schüttelten. Nach dem Abendbrot ging es zurück. Um 22 Uhr waren wir in Ebenhausen. Am Vormittag habe ich meine Hausaufgaben erledigt. Nachmittags kam Michael Ehrengut, genannt Micky, mit seiner Kreidler Florett vorbei und holte mich ab, um mit mir auf dem Rücksitz die Grenzen der Fliehkraft auf den Serpentinen zum Kloster Schäftlarn zu testen. Am Mittwoch hatte ich heftige Kreuzschmerzen und radelte zu Muttis Hausarzt Dr. Schmidt nach Icking. Der überwies mich zum Röntgen an eine Klinik in München. Am Donnerstag wanderte ich nach der Schule zum Hauptbahnhof, trank Buttermilch an der Milchbar und fuhr mit der Trambahn zur Klinik an der Maximilianstraße. Dort angekommen fragte mich die hübsche Assistentin, die mich zum Röntgenraum gebracht hatte, ob ich schon mal geröntgt worden sei und als ich verneinte, erklärte sie mir, dass ich mich als Erstes bis auf die Unterhose freimachen müsse. Dann sollte ich mich mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch legen, der unter einem Gerät stand, das von der Decke herab Röntgenbilder aufnehmen kann. Dann erklärte die Assistentin noch, dass ich keine Angst haben müsse, wenn sie den Raum vor der Aufnahme verlasse, sie würde danach zurückkommen. Das dauerte alles nur wenige Minuten. Sie kam zurück, ich konnte mich wieder anziehen und die Klinik verlassen. Die Röntgenaufnahme wurde per Post an Dr. Schmidt geschickt. Ich lief zu Fuß zurück zum Hauptbahnhof, weil ich kein Geld mehr hatte, um den Trambahnschaffner zu bezahlen. Gegen 17 Uhr kam ich zu Hause an. Ich rief die DKW-Werkstatt an und fragte, ob meine Hummel nun fahrbereit sei. Sie war es. Ich erfuhr auch den Rechnungsbetrag: 11,50 DM. Mutti half mir aus der Patsche. Ich rannte zur B11, streckte meinen Daumen raus und hatte sofort Glück. Jemand, der nach Geretsried fuhr, nahm mich mit und setzte mich direkt an der Werkstatt ab. Die Hummel hatte zwar genügend Zweitaktgemisch im Tank, aber die Leistung war nicht auf dem vorherigen Niveau. Am 1. Mai schraubte ich den Auspuff ab, brannte ihn aus und montierte ihn wieder, säuberte die Zündkerze und testete den Motor erneut. Keine Verbesserung! Ich baute den Vergaser aus und wusch ihn, setzte ihn wieder ein und startete zu einer Testfahrt nach München, um Ute zu treffen. Der Motor lief noch immer nicht mit voller Leistung. Ute war nicht da. Was für ein Scheißtag! In Solln fragte ich einen Tankwart, ob er eine Idee hat, was ich noch machen könnte. Er riet mir den Zylinderkopf abzunehmen und zu reinigen. Ich folgte seinem Rat und Simsalabim! Der Motor lief danach erstaunlich gut, ich war ganz begeistert. Als ich nach Hause kam, waren die Schroeters zu Besuch. Nach dem Abendbrot sind Wölfi und ich zu Frau Wohlers nach Irschenhausen ausgebüxt. Wölfi drückte auf den Knopf der Glocke neben der Tür am Eingang an der Neufahrner Straße, Frau Wohlers öffnete das Fenster des Salons im ersten Stock und als sie Wölfi und mich sah, rief sie uns zu, wir sollten reinkommen, die Tür sei offen. Direkt neben der Eingangstür führte eine schmale und steile Holztreppe in den ersten Stock zu einer Diele mit einem kurzen Gang am Badezimmer vorbei zu den Räumen der Westseite des Gebäudes mit Frau Wohlers Salon und dem Fernsehzimmer, das ich von meinem letzten

Besuch mit Otto und Karlheinz Hoffmann im Januar bereits kannte. Die Zimmer zur Ostseite mit dem großen Balkon hatte Frau Wohlers an die Schauspielerin Ingeborg Lapsien vermietet. Die beiden Frauen saßen im Fernsehzimmer und guckten die Nachrichten um 20 Uhr. Frau Wohlers hatte sich sogar meinen Vornamen gemerkt und schien erfreut, mich wiederzusehen. Sie forderte Wölfi und mich auf Platz zu nehmen. Wir kämen gerade rechtzeitig, denn nach dem Wetterbericht könnten wir die Premiere des im Bavaria Atelier in Geiselgasteig produzierten Fernsehfilms *Die Reise um die Erde in 80 Tagen* miterleben. Eine Jugendausgabe des Buchs stand bei Otto im Regal neben den *Drei Musketieren* und *Der Graf von Monte Christo* von Alexander Dumas. Ich kannte Jules Vernes Geschichte von Mr.



Fogg und seiner im Reformklub zu London geschlossene Wette darauf, in achtzig Tagen von London um die Welt und zurück nach London reisen zu können. Es gab auch viele farbige Bilder in dem Buch, die eine Vorstellung des Gelesenen vermittelten. Sie erweckten in mir eine starke Sehnsucht, diese Wirklichkeit zu erleben. Die Geschichte war spannend, lehrreich, unterhaltsam und man brauchte Zeit und Phantasie, um ihr zu folgen. Im Fernsehen, in schwarz-weiß auf einem flimmernden Gerät in der Größe eines Bierkastens, auf 90 Minuten Parodie komprimiert, wird aus der Geschichte eine Hetzjagd. Ich war überrascht die Tote von Beverly Hills, Heidelinde Weiß, als Auda, die indische Witwe, die Fogg vor der Verbrennung rettete, wiederzusehen. Ihr Auftritt in diesem schwarz-weißen Liliputfilm war witzig, aber ihr Aussehen war schrecklich. Wie auch immer. Nach dem Filmende versorgte Frau Wohlers uns mit Rotwein und wir ergötzten uns bis Mitternacht an unserer Konversation.



Am Sonnabend half ich vormittags im Keller, nachmittags düste ich auf meiner DKW-Hummel mit fast fünfzig km/h Richtung Kloster Andechs. Ich traf Micky, im Haus seiner Eltern in Hechenberg am Pilsensee und wenig später ratterten wir auf unseren Geräten in halsbrecherischer Fahrt über Feldwege nach Andechs, wo wir uns mit Herbert Lachner und seinem blondem Freund Rainer Hesse trafen. Nach einer Maß Bier auf der Terrasse der Klosterbrauerei brachten wir die beiden zum Bahnhof nach Herrsching und fuhren direkt zurück nach Hechendorf. Dort gab es eine kurze Brotzeit, bevor ich mich aufmachte, um über Starnberg nach Ebenhausen zurückzukehren. Mickey begleitete mich noch auf ein paar Kilometern. Wir tauschten unsere Mopeds und ich durfte seine Kreidler übernehmen. Was für eine tolle Maschine! Mit 4,2 PS konnte sie rasant beschleunigen und eine Spitzengeschwindigkeit von 75km/h erreichen. Die Gänge wurden nicht mit einem Handgriff, sondern wie beim Motorrad mit einer Viergang-Fußschaltung gewechselt. Dann verabschiedeten wir uns, Mickey und der *heilige Berg* samt

Kloster Andechs und die Aussichtterrasse vor dem Bierstüberl verschwand aus dem Rückspiegel am Lenker meiner DKW-Hummel. Pünktlich zum Abendbrot war ich zurück in Ebenhausen-Zell.



Der 1. Mai, der Tag der Arbeit, wurde 1889 in Paris von der zweiten *Sozialistischen Internationale* als *Kampftag der Arbeiterbewegung* ausgerufen. Die deutschen Delegierten August Bebel und Wilhelm Liebknecht meinten, nur durch das Eintreten für praktische Maßregeln zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen könne bei der Masse der Arbeiter das *Klassenbewusstsein* geweckt werden. Im Zentrum des Kongresses standen der Achtstundentag und die Forderung nach einer zusammenhängenden Ruhezeit von 36 Stunden pro Woche.
Am 1. Mai 1890 wurde dieser *Protest- und Gedenktag* zum ersten Mal mit Massendemonstrationen auf der ganzen Welt begangen. 1918 scheiterte der Versuch zu Beginn der Weimarer Republik, den 1. Mai zum Feiertag zu erklären, am Widerstand der bürgerlichen und rechten Parteien. Aber durch die *Anordnung der Regelung der Arbeitszeit gewerblicher Arbeiter* wurde der Achtstundentag Gesetz. Der Samstag blieb aber ein Regelarbeitstag und eine Arbeitswoche hatte also 48 Stunden Arbeitszeit und die Forderung nach 36 Stunden Ruhezeit wurden nicht erfüllt. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei wurde der 1. Mai 1933 als Tag der nationalen Arbeit zum Feiertag erklärt. Am Tag danach wurden die Gewerkschaften gleichgeschaltet, die Gewerkschaftshäuser gestürmt und die Vermögen beschlagnahmt. 1934 wurde der 1. Mai gesetzlicher Feiertag des deutschen Volkes. Er blieb das auch unter der Besatzung und nach Gründung der Bundesrepublik in Westdeutschland am 23. Mai 1949. Im Oktober desselben Jahres wurde der Deutsche Gewerkschaftsbund in der BRD gegründet. Der DGB forderte seit 1955 die 40 Stundenwoche als Regelfall und damit das Ende des Samstags als Regelarbeitstag. Auch am 1. Mai 1964 forderten der DGB die Durchsetzung der 40 Stundenwoche in allen Branchen einschließlich des Bildungswesens. Der Slogan lautete: *Am Wochenende gehört Papi uns!* Die Bildungsbürokratie antwortete: *Aber am Samstag nicht seine Kinder!* Ab 1965 wurde die 40 Stundenwoche als Regelarbeitszeit sukzessive in fast allen Branchen eingeführt, aber nicht an Schulen. Bis zum Abitur 1967 müsste ich weiter auch am Samstag mit der Eisenbahn nach München zur Schule fahren.
In vielen Bundesländern der BRD war man bis zur Maifeier zudem mit etwas anderem als der Zahl der Wochenstunden beschäftigt, sondern damit, den Maibaum zu schützen, den sie an diesem Feiertag auf dem Dorfplatz aufstellen wollten. Das geschah durch die örtlichen Burschenschaften, die Beschaffung, Entrindung, Bemalung und Montage der Zunftschilder sowie Lagerung und Bewachung der bis zu zwanzig Meter hohen Baumstämme bis zur Aufstellung am Festtag rund um die Uhr übernommen hatten, um eine Entführung durch Burschenhaften aus den umliegenden Gemeinden zu verhindern. Wenn die Entführer erfolgreich waren, konnten sie Lösegeld für die Rückgabe fordern. Meist wurde das friedlich durch einen Tausch von ein paar Fässern oder Kästen Bier erledigt, manchmal

flogen aber auch die Fäuste. Die Polizei musste nicht eingreifen. 1827 hatte Ludwig I., König von Bayern, in einer sittenpolizeilichen Verordnung festgestellt, dass es sich um *eine unschädliche und wohl zu gönnende Vergnügung des Landvolks* handelt. Die wurde seitdem nicht geändert. Die Burschen-



schaften, die die Maibäume bearbeitet und bewacht haben, stellen am ersten Sonntag im Mai den Maibaum auf dem Dorfplatz senkrecht auf. Das war mit Muskelkraft nicht einfach, aber mit langen Stangen und vielen *Hau-Rucks, Irxenschmalz und Massel* gelingt es ihnen alle paar Jahre einen neuen Maibaum im Bodenloch zu verankern. So geschah es auch in Irschenhausen, wo ich das Spektakel nach dem Sonntagsgottesdienst in der nahen Dorfkirche beobachten konnte. Mein Kommentar im Kalender klingt gelangweilt: „Na ja. Nach dem Mittagessen machte ich meine Hausaufgaben. Danach radle ich nochmal zum Rittergütl um Zigaretten aus dem Automaten zu ziehen. Nachdem ich zurückgekommen war, erschien zur Kaffeezeit Frau Tresselt, Muttis Nachbarin, die in Hohenpeißenberg den Hubertushof bewirtschaftet hatte, mit ihren beiden jüngeren Töchtern zu Besuch." Ich beteiligte mich am Kaffeekränzchen und erfuhr, dass auch Frau Tresselt inzwischen den Hubertushof verlassen musste. Der Eigentümer, der frühere Staatssekretär Adenauers im Auswärtigen Amt, Hilger van Scherpenberg wurde 1961 zum deutschen Botschafter am Vatikan in Rom ernannt. Im Jahr 1964 erreichte er das Pensionsalter. Er hat bereits einen Bauplan für einen Neubau neben dem bestehenden Gebäude am Hohenpeißenberg eingereicht und eigene Pläne für die Bewirtschaftung des Hauptgebäudes. Mutti mochte den Herrn van Scherpenberg. Er war verheiratet mit Inge Schacht, der ältesten Tochter des Reichsbankpräsidenten Hilmar Schacht, der die Republik von Weimar durch die Einführung der Rentenmark von der Hyperinflation befreit hatte. Außerdem wurde er vom Kriegsverbrechertribunal über die 24 angeklagten Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg von allen Anklagepunkten freigesprochen. Als Mutti nach Hohenpeißenberg zu ihren Eltern im Kurheim geflohen war, fand Schachts älteste Tochter Inge mit ihren drei Söhnen und einer Tochter, Zuflucht im benachbarten Hubertushof. Ihr Mann Hilger war seit 1946 beim bayerischen Wirtschaftsministerium im München angestellt. Als ich im April 1947 geboren wurde, waren Windeln Mangelware, aber *Simsalabim*, Mutti fand sie bei ihrer Nachbarin, Inge van Scherpenberg, die zwei Jahre vorher ihr letztes Kind, einen Jungen geboren hatte. Jens von Scherpenberg brauchte keine Windeln mehr und so kam es, dass ich die ersten Jahre meines Lebens in seine Windeln gewickelt wurde. Das habe ich nicht erfunden und meine Mutter wahrscheinlich auch nicht.



Den kältesten Winter seit Stalingrad vor meiner Geburt im April 1947 hat sie ja auch nicht erfunden. Wenn meine Mutter sprach, sagte sie die Wahrheit. Wenn sie die nicht kannte, schwieg sie.
„Ich verabschiedete mich von Frau Tresselt und ihren süßen Gören und setzte meine Hausarbeiten in meinem Zimmer fort. Zum Abendbrot erschienen weitere Besucher. Die Coubiers sind nette Leute, aber langweilig. Ich lese ein wenig, trödle und pauke Physik, bis ich müde bin.“ Damit enden am 3. Mai meine täglichen Eintragungen. Es folgen gähnend leere Kalenderblätter. Erst nach der Zeugnisvergabe am 22. Juli geht es weiter mit Notizen zu meiner Reise nach London. Es gibt aber einige Ereignisse, an die ich mich gut erinnern kann, weil sie noch in meiner Erinnerung lebendig und wichtig sind, weil sie entweder im Fortlauf meiner Entwicklungsgeschichte noch von Bedeutung sind oder einfach, weil ich mich noch immer gerne daran erinnere.
Der Wonnemonat Mai zeigte sich von seiner besten Seite. Er begann sonnig und an den Tagen der Eisheiligen gab es kaum Frost. Die Arbeiten am Haus waren beendet. Die fünfzehn Fenster und ihre Rahmen aus Kiefernholz waren inzwischen zweifach mit Holzlasur behandelt worden. Die Wege ums Haus und die überdachte Terrasse vor dem Wohnzimmer waren mit Trittsteinen ausgelegt. Die Gartenflächen waren planiert worden, Humus darauf verteilt und Rasensamen verstreut. Ende Mai bedeckte saftig grünes Gras die künftigen Rasenflächen vor und hinter dem Haus. Natürlich konnte man den Rasen noch nicht betreten, aber nächstes Jahr würde es möglich sein auf dem Platz hinter dem Haus zur Waldseite, Fuß- oder Federball zu spielen. Auch die großen kahlen Buchen am Zufahrtsweg zu den Garagen hatten begonnen zu blühen und waren Ende Mai von einem hellgrünen Laubmantel umhüllt.
Bei gutem Bergblick wanderte ich öfter mit Opas Fernglas in der Tasche über die Rüttgers-Straße durch den Wald zum Eggenberg in Richtung Irschenhausen. Auf der Anhöhe über der Schäftlarner Straße gab es eine stabile Bank mit einer großartigen Aussicht Richtung Südosten auf das Voralpenland und seine Seen vom Tegernsee bis zum Chiemsee und die Berchtesgadener Alpen mit dem Watzmann, dem mit über 2700 Meter dritthöchsten Berg Deutschlands oder dem Dachstein mit fast 3000 Meter Höhe und den Gebirgsstock des Steinernen Meeres auf der österreichischen Seite. Die Berchtesgadener Alpen sind etwa 140 Kilometer von Ebenhausen entfernt. Selbst die höchsten Berge waren mit dem Fernglas





nur bei klarem Wetter sichtbar. Der Hohe Göll, mit 2520 Metern der höchste Gipfel des Göll Massivs in den Berchtesgadener Alpen, war relativ einfach zu erkennen.



Das gilt auch für den zweithöchsten Gipfel im Steinernen Meer, die pyramidenförmige Schönfeldspitze mit einer Höhe von 2653 Metern. Der höchste Berg Österreichs ist der Großglockner mit 3798 Meter Höhe in den Hohen Tauern in den Zentralalpen. Alle Berge die mehr als 4000 Meter Höhe erreichen, liegen in den Westalpen. Der höchste davon ist der Mont Blanc mit 4810 Metern. Ich war bisher nur

mit der Seilbahn auf der Zugspitze. Der einzige Alpenriese, den man mit dem Auto befahren kann, ist der Großglockner. Die Hochalpenstraße ist 48 Kilometer lang. Sie führt in 36 Kehren bergauf und bergab über einen Pass auf 2504 Metern Höhe. Ein guter Anreiz, um nächstes Jahr den Führerschein zu machen und mit dem Auto und Shelagh über die Passstraße am Großglockner nach Venedig zu fahren.

Ein paar Tage nach der Maibaumfeier fand ich nach der Heimkehr von der Schule einen Brief von Shelagh auf dem Tisch im Esszimmer. Sie war zurück in ihrem Studentenwohnheim im Pentland House in London. Der Brief wurde am 1. Mai geschrieben:

„Lieber Burkhardt! Sehr vielen Dank für Deinen letzten Brief. Ich habe ihn an demselben Tag bekommen, an dem ich das Päckchen für Dich abgeschickt hatte und deswegen gab es eine Verwechslung. Also, meine Eltern wissen schon, daß Du zu uns kommst. Natürlich ist es recht und natürlich darfst Du. Aber, Burkhardt, weißt Du, daß auch Jörg zu uns kommen möchte? Wahrscheinlich wird er mit Birgit kommen. Ich weiß, daß Birgit das hofft, aber ich weiß nicht, ob ihr Brüder gemeinsam kommen werdet. Ich glaube, daß es besser ist, wenn ich gleich am 20. Juli nach Hause fahre, dann kannst Du mitfahren. Wir müßten uns in London treffen und dann nach Marple fahren, wenn Du willst. Mir ist es egal, aber Ende August fahre ich mit einer Freundin nach Europa. Wir wollen per Anhalter fahren und so viel wie möglich sehen. Das ist später. Jetzt denke ich nur an unsere Ferien. Wenn es geht, dann kommst Du ungefähr am 20. Juli und wir bleiben so lange zusammen, wie Du willst. Es gibt internationale Youth-Hostel Ausweise bei uns und wir können vielleicht in England per Anhalter reisen. Ich habe so einen Ausweis. Dein Englisch wird immer besser. Das ist gut, denn meine Eltern verstehen kein Deutsch. Ich habe Birgit schon gesehen und wir treffen uns heute Abend wieder. Vielleicht gehen wir ins Kino oder in ein Theater. Sie hat mit viel von Ebenhausen erzählt und hat mir auch Fotos gezeigt. Die waren sehr schön. Der Frühling ist nach England gekommen und ich fühle mich ganz froh und freue mich auf die Sommerferien. Schreib mir bald, was Du drüber denkst und wir werden bestimmt ein Übereinkommen finden. Ich hoffe Dich bald bei uns zu sehen und meine Eltern und meine Schwester Hillary hoffen es auch. Also bis bald, viele Grüße und alles Gute - Deine Shelagh.“

Ich war verwirrt. Was macht Birgit in London? Wie kommt Shelagh auf den 20. Juli? Die Zeugnisvergabe in München findet am 22. Juli statt. Wenn alles gut geht, kann ich erst am 25. Juli in London sein. Das Ganze beunruhigte mich. Ich musste raus. Die nächste Bank mit Bergblick war am Ende der Allee am Ende des Grundstücks und der Zufahrt zu Schloss Eggenberg. Ich brauchte Luft und Alpenblick.



Es war etwa fünf Uhr am Nachmittag. Auf der Bank saß ein junger Kerl in meinem Alter, der aussah wie James Dean nur etwas jünger, aber ebenso klein. Ich fragte, ob es ihn stört, ob ich mich dazusetzen darf. Er sagte: „Klar. Why not?“ Wir starrten beide schweigend Richtung Benediktenwand. Er machte keinen redseligen Eindruck, also fragte ich ihn, ob er auf jemanden wartet. Er grinste. „Also wegen des Bergblicks sitze ich hier nicht.“ „Sondern?“ „Ich warte, dass mein Vater aus der Stiftung kommt. Er will mit mir und meiner Mutter zum Bowling nach München fahren.“ „Was ist Bowling?“ „Kegeln automatisch auf Amerikanisch.“ „Macht es dir Spaß?“ „Klar. Es ist nicht langweilig.“ „Mein Stiefvater arbeitet auch für die Stiftung.“ „Aber ich habe dich noch nicht an der Ickinger Schule gesehen.“ „Ich muss jeden Tag nach München fahren, weil es in Icking kein Griechisch gibt.“ „Du Armer! Aber Englisch lernst du doch auch?“ „Erst seit diesem Jahr und nur zwei Stunden die Woche.“ „Aber mit dem Großen Graecum kannst du Medizin studieren.“ „Will ich gar nicht.“ „Was denn sonst?“ „Keine Ahnung. Ich soll Abitur machen.“ „Ich auch. Ist doch nicht schwierig.“ „Na, dir geht’s gut. Schon mal, was von *Vorrücken gefährdet* gehört?“ „Was machst du in den Sommerferien?“ „Wenn alles gut geht, fahr ich nach England.“ „Ach ne. Issa lustig.“ „Warst du schon

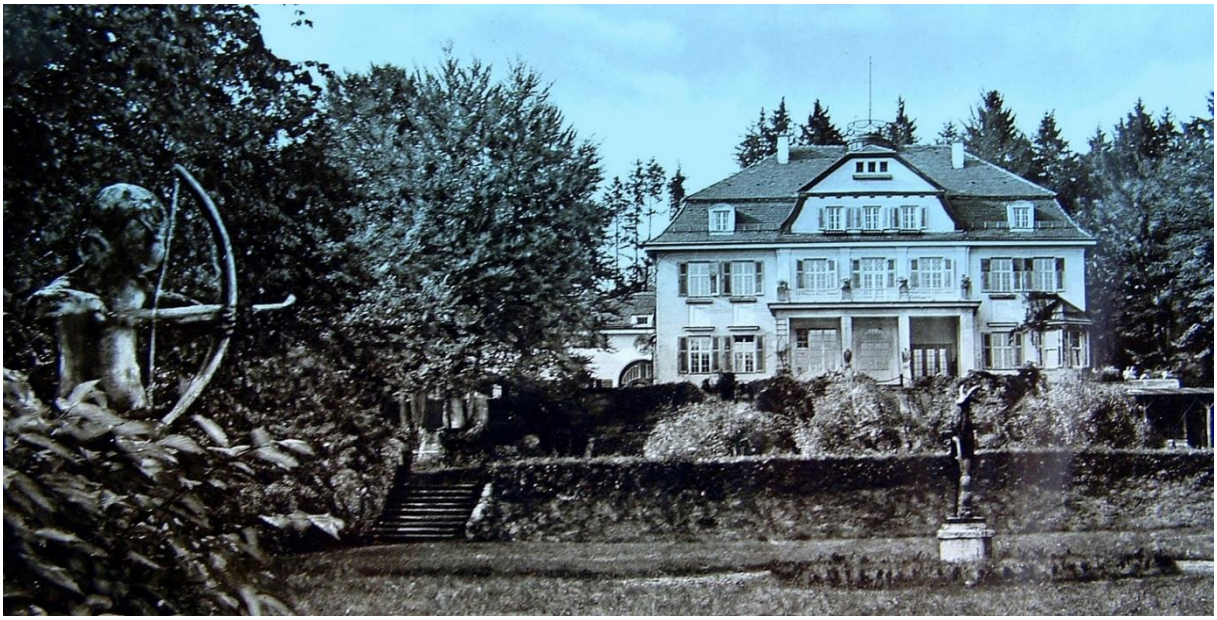


mal in England?“ „Ne, aber in Indien.“ „Aber da sprechen sie doch Englisch.“ „Mein Vater will, dass ich richtiges Englisch lerne. Ich glaube, er will in Indien Professor werden.“ „Aber er ist doch der Chef meines Stiefvaters.“ „Noch, aber nicht mehr lang. Das ist ihm zu langweilig. Er will nach Indien. Was macht denn dein Stiefvater?“ Dann erzählte ich im, dass mein Stiefvater Otto Kreppel seinen Dienst bei der Stiftung Wissenschaft und Politik am 1. Oktober 1963 begonnen und die Bauaufsicht und den inneren Dienst in Eggenberg übernommen hat. Vorher hat er ein Haus in der Nähe der SWP gebaut und seit Dezember bin ich täglich bis auf sonntags sechzig Kilometer unterwegs zum Theresien-Gymnasium in München. Scheiße das! Das soll so bis Juli 1967 weitergehen!“ Meinen Missmut konnte Ralph nachvollziehen. Zwar könnte er sich auch in Indien auf einer internationalen Schule weiter zum Abitur vorarbeiten, aber wahrscheinlich nur einmal im Jahr nach Deutschland fliegen. Jedenfalls hat sein Vater ihn für diese Sommerferien zu einem Urlaub bei einer befreundeten Familie in der Nähe von London angemeldet, die nur Englisch spricht. Nach der Zeugnisvergabe am Samstag, den 25. Juli, wird er von München per Bahn Richtung Ostende an der belgischen Nordseeküste zur Fähre nach Dover und weiter nach London zu seiner Gastfamilie reisen. Mir fiel die Kinnlade runter. Das war exakt zu der Zeit, in der ich meine Reise plante: Am 23. Juli wollte ich meinen Cousin Hubertus Huck in Aachen besuchen und am 25. Juli abends in Aachen in den Zug von München nach Ostende zusteigen. Ich war ganz begeistert von der Idee mit ihm weiter bis London zu fahren. Auch Ralph fand sie supergut. Auch er war wie ich voriges Jahr nach Ebenhausen gekommen. Seine Eltern hatten eine Wohnung im Erdgeschoß des Rilke-Hauses in Irschenhausen gemietet. Das Haus hieß eigentlich Pension Schönblick, aber nachdem der Dichter Rainer Maria Rilke von 1914-1915 dort gewohnt hat, erinnert eine kleine Marmortafel an seinen Aufenthalt und die Einheimischen nennen es das Rilke-Haus. Von dort aus besucht er seit September 1963 das technisch-naturwissenschaftliche Gymnasium am Anfang der Ulrichstraße in Icking. Ralph war ein Einzelkind. Sein Vater hatte gegen Ende 1961 im Petershof am Marienplatz in München das *Büro Dr. Kruse* eröffnet. Anfang 1962 konnte er in München Persönlichkeiten aus ganz Westdeutschland zur konstituierenden Versammlung der *Arbeitsgemeinschaft Wissenschaft und Politik* begrüßen. Wenig später stellte Dr. Kruse einen jungen Assistenten ein, der ein abgeschlossenes Wirtschaftsstudium mitbrachte, das ihn befähigte, die komplexen Fragen der Finanzierung des Instituts, seines Betriebshaushaltes sowie der Anstellung von Mitarbeitern und -innen tatkräftig und sachkundig zu lösen. Er hieß Herr Pfannenstiel und ich musste lachen, als Otto diesen Namen zum ersten Mal erwähnte. Im Frühling 1962 wurde die AWP von einem bayerischen Notar mit Sitz in München als eingetragener Verein registriert. Ein paar Monate später wurde die *Stiftung Wissenschaft und Politik* gegründet, deren Aufgabe der Betrieb eines Forschungsinstituts zu Fragen der internationalen Politik und Sicherheit war.

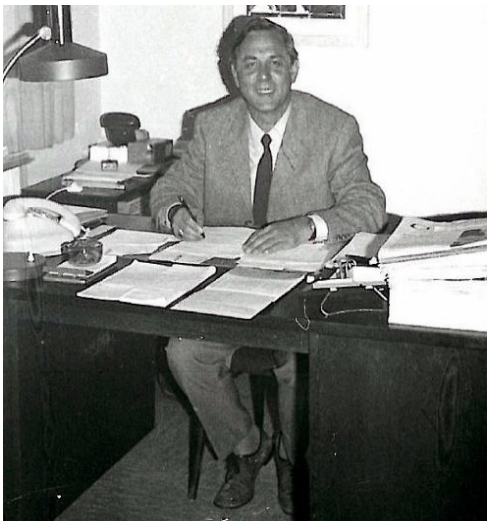


Im Sommer 1962 hatte Dr. Ritter mit Dr. Seitz einen Mitvertrag mit Vorkaufsrecht für das Anwesen unterschrieben, der am 1. Oktober wirksam wurde. Seit Januar 1963 konnten im Nebenhaus des Hauptgebäudes nun drei Büros und eine kleine Bibliothek mit Frau Wohlers als Bibliothekarin betrie-

ben werden. Die ersten Zwischenmauern im Haupthaus wurden im Februar eingerissen und im Anschluss wurden die Heizkörper angeschlossen. Im Juli begann ein Herr Kurz mit seiner Frau den Dienst als Hausmeister und Anfang September folgte ein Schäferhund mit Rufnamen Benno von der Polizeischule als Wachhund für Herrn Kurz. Bei Ottos Dienstantritt am 1. Oktober waren die Installationsarbeiten noch nicht beendet. Der zweite Stock des Haupthauses konnte aber Ende Oktober 1963 bezogen werden. Anfang April 1964 kehrte Dr. Kruse von einer Reise nach dem Nahen Osten und Indien zurück und bezog sein Büro in der Führungsetage in Ebenhausen. Ich war bisher noch nicht in dem Gebäude. Aber als der Dienstwagen von Dr. Kruse an unserer Aussichtbank kurz gestoppt hatte und Ralph zugestiegen war, stand ich auf und ging hinauf zum Schloss.



Die Eingänge zum Haupthaus und seinem Nebengebäude befanden sich unter dem hohen Gewölbe links neben dem Haupthaus. Eine breite Treppe führte zur schweren Tür mit herrschaftlicher Holzrahmung des Haupteingangs. Die kurze Treppe zum Nebeneingang war schmal, die Tür solide und unauffällig. Sie war unverschlossen. Ich trat ein und stand in einem Flur mit einer hölzernen Treppe zum ersten Stock und drei geschlossenen Türen. Hinter einer der Türen hörte ich eine Stimme. Es war Ottos Stimme. Er telefonierte. Ich wartete, bis er fertig war, dann klopfte ich. Er antwortete mit einem lauten „Herein!“ Er war erstaunt mich zu sehen, aber dann schien er angenehm überrascht. Er hatte ohnehin vor, mir in den nächsten Tagen seine neue Arbeitsstätte zu zeigen, aber da ich nun schon mal hier sei, könnten wir das ja heute machen. Das sei sogar einfacher, denn nach Dienstende sei niemand außer Herrn und Frau Kurz in der Hausmeisterwohnung im ersten Stock des Verwaltungsgebäudes anwesend. Im Raum neben Ottos Büro war eine Pförtnerloge mit großer Glasscheibe eingerichtet, von der aus an Werktagen der Zugang zum Haupthaus geregelt wurde. Auf der anderen Seite von Ottos Büro gab es einen Besprechungsraum mit Fernsehapparat. Vom Erdgeschoss führte eine steile, leicht geschwungene Holztreppe zu den Räumen im ersten Stock des Anbaus sowie einen Übergang zum Haupthaus. Außer den Büros gab es im Erdgeschoss zwei Toiletten, eine kleine Küche mit großem Kühlschrank, einer Geschirrspülmaschine, einem Herd mit Grill und Geschirrschänken an den Wänden. Der Speiseraum für etwa 20 Personen hatte eine große Doppeltür mit Glasfenstern zu einer großen Terrasse im westlichen Teil des Parks.



Die fünf Büroräume im ersten Stock waren durch die Dachschräge etwas beengter, aber wie auch die im EG bereits renoviert und auch der Übergang über der Kuppel des Eingangsbereichs zum Haupthaus war funktionsfähig. Nun standen wir im ersten Stock, der Beletage wie Otto ihn nannte, in dessen großzügigen Räumen die Familie des Justizrates Max Rüttgers aus Aachen lebte. 1907 beauftragte er einen Münchner Architekten mit dem Bau einer Sommerresidenz für sich, seine Frau und ihre fünf Kinder. In der Villa gab es eine Bibliothek mit Räumen für einen Bibliothekar, ein eigenes Treppenhaus für die Bediensteten, ein Rauch-Zimmer, ein Billard-Zimmer, ein Speisenaufzug von der Küche und den Vorratsräumen im Souterrain bis in den ersten Stock, ein Gewächshaus, und eine Ulmen-Allee. Der Garten war im symmetrischen französischen Stil angelegt, im weiteren Bereich wurden seltene Bäume nach englischem Vorbild gepflanzt. Emma Rüttgers starb bereits 1914, zwei Jahre nach Fertigstellung der Villa. Max Rüttgers starb 13 Jahre später in München. Es war erstaunlich wie Otto sich die Geschichte des Hauses zu eigen gemacht hatte. Das war weit mehr, als Fritzi mir vor ein paar Monaten erzählt hatte. Der Kern des Haupthauses war ein Treppenhaus zwischen dem Erdgeschoß und der Beletage. Die gut zwei Meter breite Treppe führte vom Eingangsbereich auf der Nordseite unter einem großen langgestreckten Fenster und einer noch großen nackten Wand an der Ostseite vorbei zu einem Umgang auf der Südseite, von dem die Räume mit Alpenblick auf der Südseite und die auf Ost-wie Westseite der Beletage sowie der Speiseaufzug zu erreichen waren. Küche wie Vorratsräume befanden sich bis zur Übernahme durch die SWP im Souterrain unterhalb des Erdgeschosses und des zentralen Treppenhauses. Sie waren durch einen separaten Eingang und ein zusätzliches in einem engen Rundturm am Haupthaus angebrachtes Treppenhaus zu erreichen, das als Dienstboteneingang zur Küche im Souterrain sowie den Schlafräumen des Personals im zweiten Stock über der Beletage genutzt wurde. Während der Zeit als Kindersanatorium wurden die Kinder in den Schlafräumen im zweiten Stock untergebracht. Kurz nach Ottos Dienstantritt waren dort Büros für die künftigen wissenschaftlichen Mitarbeiter bezugsfertig. Bereits Anfang 1964 konnte im Erdgeschoß die Bibliothek mit ihren dunkelbraun gebeizten Regalen auf der rechten Hälfte des Gebäudes unter der Führung von Frau Dr. Klein ihren Betrieb aufnehmen. Der südliche Teil der Bibliothek mit dem Erker konnte durch eine Schiebetür vom Bibliotheksraum getrennt werden und durch eine eigene Tür von der zentralen Halle aus betreten und als kleiner Besprechungsraum genutzt werden. Der große Raum auf der linken Seite des Erdgeschosses sollte künftig als Tagungsaal dienen. Ausreichende Bestuhlung war beschafft, aber ein entsprechend großer Konferenztisch wurde noch nicht geliefert. Auch die große Halle zwischen den beiden Gebäudeteilen des Erdgeschosses mit Zugang zur großen Terrasse mit Treppenanlage zu Park und Springbrunnen, war noch unmöbliert, ohne Vorhänge oder Wandschmuck.





Auf dem Luftbild ist auch die Liegehalle am rechten Ende des Gebäudes verschwunden. Sie wurde im Sommer 1964 unter Aufsicht von Otto Kreppel abgerissen. Die Vorrats- und die Küchenräume im Souterrain waren bereits geräumt. In dem Raum mit einer Neonleuchtröhre unterhalb des Erkers im Erdgeschoß stand eine Tischtennisplatte, spiel-

bereit mit Netz, ein paar Schlägern und Bällen. Da staunte ich und Otto lachte. Er war gut gelaunt und zufrieden mit den bisher erzielten Ergebnissen seiner Baubetreuung. Die Tischtennisplatte im Keller war vor ein paar Tagen der Knüller. Der vorgesehene gemeinsame Betriebswandertag der Mitarbeiter der AWP in München mit den neuen Mitarbeitern der SWP in Ebenhausen konnte wegen Dauerregen nicht stattfinden. Man hatte jedoch schon entsprechende Vorräte für ein gemütliches Zusammensein nach dem Ende der Wanderung eingekauft. Erst gegen Mittag klarte es auf. Bis dahin rettete die Tischtennisplatte im Keller den verregneten Vormittag. Danach konnten auch Wettbewerbe in Federball oder Boccia im Park vor dem Haupthaus stattfinden. Otto hatte in Ebenhausen ein neues Zuhause und neue Freunde in Dorf wie am Arbeitsplatz gefunden. Er kam auch gut mit Dr. Kruse zurecht, der nicht nur Bowling mochte, sondern auch so professionell Tischtennis spielte, dass Otto ihn nur selten besiegen konnte. Er spielte ein Spiel mit mir, um mir zu zeigen, womit ihn Dr. Kruse austrickste. Er hieß *Spin*. Das ist eine Drehung, mit der man den Ball beim Abschlag so beeinflussen, dass der nicht geradeaus, sondern nur schwer berechenbar nach oben, zur Seite oder nach unten fliegt. Wenn man es geschickt macht, fliegt er am Schläger des Gegners vorbei. Nach zwei Spielen verlor ich gegen Otto hilflos und deutlich mit jeweils fünf bzw. sechs von einundzwanzig Punkten. Er schien überrascht von meiner Unfähigkeit. „Du brauchst Nachhilfe! Warum trainierst du nicht mit Ralph Kruse. Er ist noch nicht auf dem Niveau seines Vaters, aber spielt deutlich besser als du. Er hilft nachmittags Herrn Eschenbach öfter bei Gartenarbeiten.“ Ich berichtete ihm, dass ich Ralph erst heute kennengelernt hätte und wir im Sommer gemeinsam nach London fahren würden. Das war clever von mir, denn Otto wusste noch nichts von meinen Plänen. Weder ich noch Mutti hatte ihn bisher darauf angesprochen. „Was willst du denn in London?“ „Englisch lernen. Ich treffe mich dort mit Shelagh. Du erinnerst dich doch an Muttis Haustochter aus England vom letzten Sommer in Hohenpeißenberg?“ Das tat er zwar, aber er wars so beschäftigt mit Baustelle, Umzug und Jörgs Verlobung mit Birgit, dass ihm meine Affäre mit Shelagh im Sommer letzten Jahres gar nicht aufgefallen war. Als ich dann noch sagte: „Ihre Eltern haben mich zu einem Gegenbesuch in ihr Haus in Marple bei Manchester eingeladen“ starrte er mich sprachlos an, bevor er seine Gegenfrage stellte: „Weiß deine Mutter davon?“ „Ja. Aber sie erwartet, dass ich zum Ende des Schuljahres versetzt werde.“ „Und, wirst du?“ „Es wird knapp, aber es ist machbar.“ Dann sah er mich mit einem Augenzwinkern an wie ein Leutnant der Wehrmacht, der einem Soldaten seiner Kompanie einen Befehl erteilt: „Dann mach mal und enttäusch uns nicht! Abmarsch, es ist Zeit fürs Abendbrot!“

Ich wunderte mich, dass Otto nicht Jörgs geplanten Ferienbesuch mit Birgit in England zur Sprache gebracht hatte oder wie ich meine Reise zu finanzieren zu gedenke. Er wirkte entspannter und auch unser Verhältnis verbesserte sich wie das Wetter. Seit dem Muttertag am 10. Mai. stieg die Temperatur täglich. Als die Pfingstferien am Samstag den 16. begannen, war es noch kühl aber ab dem 20ten sommerlich sonnig. Wölfi nahm mich mit zum Sonnenbaden und Schwimmen am Stausee zwischen Isar und Isarkanal unterhalb Ickings. Also radelten wir über Irschenhausen nach Icking zur B11 und vorbei an der Ickinger Dorfkirche in wilder



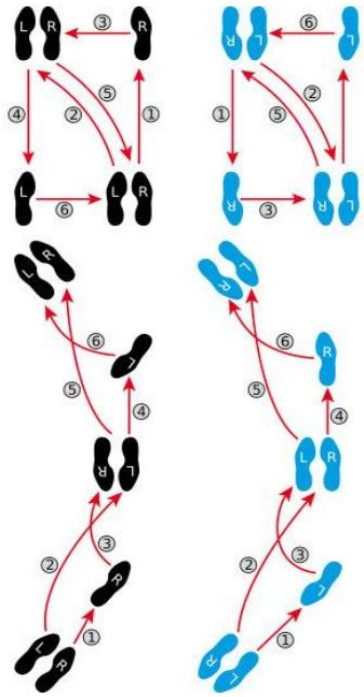


Fahrt bergab. Der enge, steile Waldweg war spärlich geschottert, seine Kurven tückisch. Die Stahltür am Eingang der Ickinger Wehranlage stand offen. Die Treppe, die zum überdachten Gang über die Schleusentore der Isar führte, war so gefährlich wie der Waldweg. Es war mühselig das Fahrrad über die steile Treppe nach oben und über den engen Gang über den Schleusen zum Ausgang mit einer Wendeltreppe nach unten auf der anderen Seite zu balancieren. Die Belohnung war großzügig: Die rauschende Wassermusik der Isarschleusen, fließende Oberflächen, in denen sich funkelnde Sonnen spiegeln und eine Luft, in der sich der Duft der Wälder mit dem Ozon des Hochgebirges paart. Im Musikunterricht, Thema *Nationale Musik im 19. Jahr-hundert*, habe ich durch meinen Musiklehrer, Gymnasial-Professor Gärtner, die symphonische Dichtung des tschechischen Komponisten Smetana, *Die Moldau* kennengelernt. Sie dauert nur zwölf Minuten, in denen er den Lauf der Moldau von ihrer Quelle bis zur Mündung in die Elbe musikalisch begleitet. Das Leitthema der Komposition war voller Nostalgie. Es war wie eine sanftmütige Erinnerung an eine Geschichte, die ihre Zukunft noch erleben muss. Zwiespältig aber wohldosiert zuversichtlich. Ich konnte es auswendig pfeifen und tat es mit meinen Blicken isarabwärts Richtung München. Da war meine Zukunft, dahin bewegte ich mich in das Herz Bayerns. Klingt schwülstig, aber so fühlte ich damals. Ich pfiff es vor mich hin, als ich auf der Schotterstraße am Kanalrand hinter Wölfi her radelte. Am Badestrand (am unteren Bildrand des Luftbilds) parkten wir unsere Räder unter einem Weidenstrauch und schlossen sie ab. Dann deckten wir den heißen Kiesboden mit unseren Badetüchern ab, zogen die Hosen aus unter denen wir bereits unsere Badehosen trugen und machten es uns bequem. Etwa hundert Menschen lagerten in kleinen Gruppen mit viel Abstand entlang des Kiesstrands, der beim Bau der Stauanlagen des Isarwehrs und des Hochdamms für den Kanals in Nähe der Baustelle am Flussbett entstanden war. Danach füllten sich die Kiesgruben zwischen der Isar in ihrem alten Flussbett und dem neuen Kanal auf der anderen Seite mit Grundwasser. Der Kiessee war also ein stehendes Gewässer. Nach ein paar sonnigen Tagen war seine Wassertemperatur deutlich höher als die von Isar oder Kanal. Jedenfalls behauptete Wölfi das. Ich war kein guter Schwimmer und fand schon das Wasser des Kiessee ziemlich frisch. Deshalb übte ich mich nur kurz in Brustschwimmen oder Schwimmen in Seitenlage. Das machte das Wasser nicht wärmer. In dieser Zeit hatte Wölfi bereits den See kraulend durchquert und winkte mir fröhlich zu ihm zu folgen. Ich antwortet eindeutig, in dem ich den See verließ und die steile Kiesböschung hinaufkletterte. Von meinem Badetuch aus winkte ich ebenso fröhlich zurück und sah ihm zu, wie er mit heftigen Arm- und Beinbewegungen quer über den See zurückkraulte. Es lag nicht am Altersunterschied, sondern an unseren unterschiedlichen Konstitutionstypen: Er war eindeutig Athletiker. Ich war aber weder Athletiker, Pykniker noch Astheniker. Also nach Kretschmer ein Dysplastiker, eine Abweichung von einer seiner drei Grundformen, denen ich im Biologieunterricht begegnet war. Außerdem war Wölfi inzwischen einundzwanzig Jahre, fünf Zentimeter größer und vier Jahre älter als ich. Er hatte überall starken Haarwuchs und einen feschen Oberlippenbart. Wir hatten eines gemeinsam: An der Sonne wurde unsere Haut schnell und intensiv braun. Er entstieg dem See wie ein griechischer Gott. Er wusste, dass sich die Mädels nach ihm umdrehten, wenn sie ihm begegneten und wie man ihren Blick erwidert und anbandelt. Er hatte inzwischen auch sein Stottern unter Kontrolle gebracht und besuchte tagsüber noch immer die Klasse für Gebrauchsgraphik an der *Blocherer Schule* in Schwabing, dem Sehnsuchtsort der Bohemien, der ungebunden lebenden Künstler. Er kannte die Bedeutung von *Accessoire* und konnte es elegant verwenden. Voriges Jahr war es ein zwei Meter langer schwarzer Schal, den er mehrfach gewickelt mit langen baumelnden, gefransten Enden um den Hals trug, so ein Accessoire. Dieses Jahr war es ein Russenkittel, ein besticktes Bauernhemd mit Rundkragen, das über der Hose getragen wurde. Er wohnte noch in Ebenhausen, aber war zum Jahresanfang aus dem großen Zimmer zum Wald im Erdgeschoß in das Zimmer im Souterrain neben der Garage gezogen. Das hatte zwar zwei Fenster zum

Garten und ein eigenes Waschbecken, aber den Nachteil, dass er, wenn er ins Bad oder aufs Klo wollte, über die Kellertreppe ins Erdgeschoß gehen musste. Es hatte aber auch den Vorteil, dass es durch die Betondecke und solide Mauern sehr gut isoliert gegen die Geräusche des Familienlebens im Erdgeschoß. Es hatte einen weiteren Vorteil: man konnte das Haus auch durch die Garage unbemerkt verlassen bzw. betreten. Das war sehr praktisch für ihn, denn seit Anfang des Jahres arbeitete er nach der Kunstschule in München als Aushilfskellner bis in den späten Abend im Gasthof zur Post und später auch im Café Hubertus. Ich bewunderte seine Ausdauer und Geduld. So war er auch heute: Der Kiessee war ihm zu warm oder ihm war zu warm, weil er beim Kraulen gar nicht gemerkt hatte, dass das Wasser höchstens sechzehn Grad *warm* war. Nach fünfzehn Minten Rast und einer Zigarette sucht er Abkühlung im Isarkanal, der in stetem Fluss mit Fahrradgeschwindigkeit Richtung München strebte. Die Böschung war steil und ohne Büsche oder Bäume, an denen man sich festhalten konnte, um auszusteigen. Das störte Wölfi nicht. Er hechtete von der Böschung in das fließende Wasser, ging in Rückenlage und ließ sich genüsslich treiben. Darum beneidete ich ihn. Wie bitte geht Rückenschwimmen und wie steuert man ein kahles Ufer an, klammert sich an ein Büschel Gras und zieht sich selbst mit einem Ruck aus dem Wasser wie sich Baron von Münchhausen an den eigenen Haaren aus dem Sumpf gezogen hat? Kein Problem für Wölfi. Er war vier Jahre älter und sein Selbstvertrauen beeindruckte mich mehr als Fritzis großmäulige Angeberei. Jörg und Fritzi waren nun wieder, wie in den fünfziger Jahren, aus dem Haus und Wölfi würde nächstes Jahr folgen. Dann wird er seine Ausbildung an der Staatlichen Hochschule in Bremen fortsetzen. Dort hatte Ottos Freund und Exschwager aus seiner ersten Ehe in den 50er Jahren, Jobst von Harsdorf, 1924 geboren in Wilhelmshaven, nach seinem Studium als Grafiker mit Schwerpunkt Illustration und Buchgestaltung an der Akademie der Künste in Stuttgart, 1961 einen Lehrstuhl für Verlagsgrafik übernommen. Wenn Wölfi sein Studium am Lehrstuhl von Jobst abgeschlossen hat, kann er als Grafiker überall Arbeit finden. Vielleicht war er auch deshalb so selbstbewusst und angstfrei.
Nach der Geburt unseres jüngsten Bruders wanderte im Januar 1951 mein Kinderbett aus Muttis Schlafzimmer in das große Zimmer daneben, in dem meine drei älteren Brüder untergebracht waren. Ich wusste damals noch nicht, was Angst ist, aber ich lernte bald den Angsthasen kennen. Der hieß Puzel und das war ich. Puzel der Angsthase. Vor allem Fritzi hatte Spaß daran mich zu erschrecken und in einen Hasen zu verwandeln. Er hatte einen ganzen Bauchladen mit Schreckgespenstern, die auf mich in der Dunkelheit warteten, um mich aufzufressen oder mich mit riesigen Händen einfach wie eine Fliege zu erdrücken. Er kannte Schlangen, die im Wasser unter der Kloschüssel lebten und nur darauf warteten, mit ihren Zähnen in meinen nackten Po zu beißen oder riesige Greifvögel, die im Laub der Bäume lauerten, um mich an ihren Klauen in ihre Nester zu schleppen. Das war vor vierzehn Jahren. Die Gesichter dieser Angst sind zwar verschwunden, aber nicht die Angst und ihr Kern: Die Ohnmacht. Kontrollverlust, Realitätsverlust, Ichverlust, Hilflosigkeit, Taubheit der Gefühle, ausgeliefert sein an böse Kräfte, die mich im Dunkel der Allee auf dem Weg nach Hause verfolgten wie früher die Gespenster, die mich nachts im Dunkel des Schlafzimmers heimsuchten, aber vor denen ich mich unter dem Bett verstecken konnte.
Nach dem Ende der Pfingstferien waren es noch zwei Monate bis zum Beginn der Sommerferien. Mehr als drei Wochen nach Shelaghs Brief, hat Birgit mir folgende Nachricht geschickt: „London, d. 26-5-1964: Lieber Puzzi! Gerade eben habe ich mit Shelagh gesprochen und sie hat mir gesagt, dass Du am 25. Juli kommst. Du sollst in Marple wohnen, das weiß ich, aber ich hoffe, dass Du auch mal nach London kommst und mich besuchst. Ich freue mich schon. Seit dem 15. April bin ich hier in London an der dänischen Botschaft. Ich habe ziemlich viel Arbeit, aber ich treffe sehr viele bekannte und interessante Leute. Wie geht es Dir? Ich möchte gern ein paar Zeilen von Dir hören. Als Shelagh mir sagte, dass Du kommen würdest, wollte ich es gar nicht glauben. Wieso willst Du nach England? Ich hatte geglaubt, dass Du eine Freundin in Saarbrücken hast. Na ja. Morgen Nachmittag habe ich frei, dann werde ich Shelagh im College besuchen. Gott sei Dank, dass ich sie hier kenne, sie ist die einzige. Pfingsten war ich mit ihr in Marple, es war sehr nett. – Zum Schluss die herzlichsten Grüße – Birgit.“

Ich war beunruhigt. Birgit scheint meinen Bruder Jörg nicht zu heiraten, treibt sich in London rum und erzählt Shelagh von Ute aus Saarbrücken? Birgit weiß nicht, was ich in England will? Im August letzten Sommer ist sie aus Hohenpeißenberg abgereist, als Shelagh und ich uns verliebt haben. Also hat

Shelagh ihr das nicht erzählt. Warum auch? Ich habe mich hingesetzt und einen Brief an Shelagh geschrieben. Auf Shelaghs Antwort musste ich nicht lange warten: „Pentland House, Old Road, Lewisham, London SE 13 – 4-6-64: Lieber Burkhardt! Sehr vielen Dank für Deinen Brief, der mir sehr gut gefallen hat. Ich freue mich schon auf Deine Ankunft, die jetzt bald sein wird. Wirst Du am 25 oder 26 Juli in London sein? Ich fahre am21 Juli nach Hamburg und werde am 22 Juli in London sein, aber leider kann ich nicht dortbleiben, um Dich abzuholen. Die Fahrt von London nach Manchester dauert vier Stunden und ich werde Dich dann in Manchester abholen. Ich glaube, daß Birgit Dir geschrieben hat. Vielleicht, wen sie Zeit hat, kann sie Dich London treffen und mit Dir zum Bahnhof gehen. Dann wird es einfach für Dich. Ich sage Dir später, welchen Bahnhof und Zug Du nehmen musst.
Du weißt noch nicht was für ein Haus wir haben. Es ist nicht schön oder neu oder groß, aber Marple ist eine ganz nette Gegend. Meine Eltern können kein Deutsch und meine Schwester Hilary hat nur sechs Monate Deutsch studiert. Deshalb musst Du viel Englisch lernen. Birgit war auch an Pfingsten bei uns und obgleich wir nicht viel gemacht haben, hat es mir gefallen, zu Hause zu sein. Also, ich glaube überhaupt nicht, daß Du schüchtern bist. Es stimmt gar nicht und Du solltest Mädchen einladen. Oder sind sie nicht nett? In der Schule habe ich Tanzen gelernt, aber ich kann es nicht gut und ich gehe fast nie in ein Tanzhaus.
Weißt Du schon oder hast Du vergessen, daß ich Kirchenglocken läute. Ich habe beim Läuten einen anderen Studenten kennengelernt, der eigentlich ganz nett ist. Es ist vier oder fünf Jahre her, daß ich ihn in Manchester traf, aber er studiert jetzt in London. Wir gehen manchmal ins Kino oder ins Theater. Du weißt nicht viel von mir, aber ich will Dir sagen, daß ich nur zwei Freunde gehabt habe und Du warst ein besonderer Freund, weil Du nicht englisch bist. Ich werde nie meine Ferien in Deutschland und auch nicht Dich vergessen, aber ein Mädchen denkt anders als ein Mann an solche Sachen und es ist schwierig zu erklären.
Ich bin froh, daß Ebenhausen Dir besser als früher gefällt. Ich bin sehr neugierig, es zu sehen, weil ich von Birgit gehört habe, wie schön es ist. Hier ist es nicht so schön. Der Frühling und vielleicht ist der Sommer schon vorbei. Alles ist so kalt und jeden Tag gibt es Sturm und Regen. Nächste Woche fangen unsere Prüfungen an und in zwei Wochen werde ich in Hamburg sein. Es würde mir besser gefallen, in Ebenhausen zu sein, aber vielleicht später. Letztes Wochenende waren meine Eltern in London. Wir haben meinen Vetter besucht, der ganz in der Nähe eines Sees wohnt. Es war ein sehr schöner Tag, aber leider war es ein sehr kurzer Besuch. Also jetzt muß ich Schluß machen, weil ich so viel Arbeit zu tun habe. Ich freue mich riesig Dich wiederzusehen und ich werde Dir meine deutsche Adresse schicken – bis bald, viele Grüße von Deiner Shelagh.“
Am meisten beruhigte mich, dass sie fast nie ins Tanzhaus geht. Ich war nicht nur schüchtern, sondern auch kein guter Tänzer. Das wurde mir klar, als wir zum Höhepunkt des Tanzkurses kamen: Den Wiener Walzer. Ich hatte drei Abende Zeit, den Tanz zu lernen, der im Mittelpunkt des Debütanten Balls der Tanzschule Bach Mitte Juni im Regina Palast Hotel am Maximiliansplatz stattfinden sollte. Eltern und Freunde waren eingeladen, um im großen Saal bei Kaffee und Kuchen unsere Darbietung anzusehen. Wir hatten also eine Bühne und ein Publikum, das einen professionellen Auftritt in festlicher Bekleidung erwartete. Die Grundregel des Walzers klingt einfach: Eins, Zwei, Zwischenschritt. Aber die Umsetzung ist delikater, denn mehrere Paare müssen sich nebeneinander auf einer begrenzten Fläche synchron zur dynamischen Walzermusik mit bis zu 60 Takten pro Minute vorwärts und rückwärts bewegen, ohne die Choreografie durcheinanderzubringen. In meinem Kalender sind keine Tagebucheinträge, aber im Adressverzeichnis steht noch der Name meiner Partnerin Johanna Strunz, ihre Adresse und Telefonnummer in Gröbenzell. Sie war etwas kleiner, aber ebenso schlank wie ich. Wir kannten uns nur von der Tanzfläche, wo wir vor allem auf unsere Fußschritte achteten, ohne uns dabei zu tief in die Augen zu sehen. Wir waren beide mittelmäßige Tänzer, aber entschlossen die gesetzten Erwartungen nicht zu enttäuschen.



Die Tage der dritten Juniwoche vor dem Abschlussball am Samstag, dem 20. Juni war sommerlich heiß und der Tanzraum am Odeonsplatz ebenso. Wiener Walzer üben bei dreißig Grad Hitze ist unangenehm und schweißtreibend. Rechtzeitig zum Wochenende ließ die Hitze nach. Am Samstag war es deutlich kühler, aber sonnig. Nach der Schule fuhr ich mit der Bahn nach Hause und bereitete ich mich nach dem Mittagessen für den Tanzball im Regina Palast Hotel vor. Mutti gab mir ein frisch gebügeltes Hemd, ich band meine schwarze Fliege um den hochgestülpten Kragen, klappte ihn zurück, zog Hose und Jackett an, schlüpfte in meine frisch polierten schwarzen Schuhe mit Ledersohle und verschnürte die Schuhbänder mit einem Doppelknoten. Als ich mich Mutti im Wohnzimmer präsentierte, inspizierte sie mich von allen Seiten. Sie war zufrieden mit meinem Aussehen: „Gut schaust du aus. Wenn du so gut tanzt, wie du aussiehst wirst du deine Partnerin glücklich machen. Werden ihre Eltern anwesend sein?“ Als ich das bejahte, bedauerte sie, dass sie nicht mitkommen kann. Sie war mit Otto nach Zell zu einem Abendessen im Haus der Schriftstellerin Marianne Langewiesche und ihres Gatten, dem Schriftsteller und Theaterregisseur Heinz Coubier eingeladen. Dann drückte sie mir einen Zehnmarkschein in die Hand, gab mir einen Kuss auf den Mund, sah mich verschmitzt an und sagte: „Eins fehlt noch: Eine rote Rose für deine Partnerin. Der Blumenladen von der Ibler Anni an der B11 hat noch offen. Vergiss nicht das Papier abzunehmen, bevor du sie überreichst!“
Anni, die übergroße Gärtnerin, die aussah wie eine Mulattin, aber fließend bayrisch sprach, lachte schallend, als ich im Anzug mit meinem Fahrrad an ihrem Laden anhielt, um bei ihr eine rote Rose zu kaufen. „Der junge Herr ist auf Brautschau. Wer ist denn die Auserwählte?“ „Meine Tanzpartnerin.“ „Was tanzt ihr denn? Polka?“ „Wiener Walzer.“ „In Minga?“„In München.“ „Do konnst doch net mit oana Rosn auftreten.“ „Mutti sagte EINE Rose.“ „Braver Bub. Dann kriagst oane. Zwoa Mark fufzge kosts mit Verpackung. Nachat kon neamand seng, dass du a Rosenkavalier bist.“
Samstagnachmittag nach dem Ladenschluss um 13 Uhr machte die Weltstadt München bis zum Beginn der Abendveranstaltungen ein Nickerchen. Züge und Trambahnen waren halb leer, die Innenstadt nur noch von Touristen bevölkert. Vom Holzkirchner Bahnhof konnte ich ohne Aufsehen mit meiner verhüllten Rose mit der Tram zum Maximiliansplatz fahren. Auch vor den dorischen Säulen des Hoteleingangs, gegenüber den Grünanlagen des Maximiliansplatz, gab es wenig Verkehr aber wenig freie Parkplätze. Die Tische im Gartenlokal unter den Sonnenschirmen und Außenrollos waren gut besetzt von Besuchern, die sich zum Nachmittagskaffee versammelt hatten. Viele Leute, die zum Eingang strebten, waren wie ich frisch gebadet und festlich gekleidet und ich fiel nicht mehr auf. Die Tanzschule hatte einen großen Saal links neben dem Eingang von 16 bis 19 Uhr gebucht. Hinter etruskischen Säulen gab es zur Straßenseite hohe Fenster, die das Tageslicht einließen und auf der gegenüberliegenden Wand, zwischen schlankeren etruskischen Säulen, drei Glasportaltüren zu einem Innengang. Der Saal war etwa acht Meter breit, vier Meter hoch und achtzehn Meter lang. Zwei der





Tischreihen unter den drei Kronleuchtern waren bereits abgebaut. Das war unsere Tanzfläche. An den anderen, etwa dreißig Tischen, war Platz für die etwa hundertfünfzig Teilnehmer, ihre Freunde oder Familienangehörigen. Johanna war schon da. Sie trug ein türkisfarbenes Ballkleid mit weitem Rock und Oberteil mit kurzen Ärmeln, die die Schultern bedeckten, einen BH mit festen Körbchen, der ihren Busen größer erscheinen ließ, als er war und eine schimmernde Perlenkette um ihrem schlanken Hals.

Ihr brünettes Haar war am Hinterkopf zusammengebunden und zu einem Knoten gedreht. Sie sah entzückend aus und schien erleichtert und erfreut, als sie mich erblickte. Wir begrüßten uns mit einem Händedruck, den ich mit einer Verbeugung und einem angedeuteten Handkuss begleitete. Dann öffnete ich das Krepppapier der Verpackung und überreichte ihr die Rose. Sie bedankte sich mit einem Lächeln, nahm mich an der Hand und führte mich an den Tisch, an dem ihre Eltern und eine jüngere Schwester saßen. Ich war innerlich ziemlich aufgeregt. Ich kannte ihre Eltern nicht und die hatten anscheinend auch kein Interesse daran, mich näher kennenzulernen. Wir begrüßten uns nur kurz mit Händedrücken, dann wünschten sie uns alles Gute für unsere Vorstellung und Johanna führte mich zu unserem Platz an den Tischen an denen nicht nur meine Klassenkameraden mit ihren Tanzpartnerinnen, sondern auch Teilnehmer anderer Kurse auf ihren Auftritt warteten. Während der Leiter der Tanzschule in einer kurzen Ansprache den Verlauf der Veranstaltung erklärte, überkam mich ein sonderliches Gefühl von Abwesenheit. Die Nachmittagssonne erhellte den großen Saal mit einem Licht, das mich traurig machte. Ich hatte das Gefühl zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Ich hatte Angst davor mich zu blamieren, wenn ich jetzt einfach Unwohlsein vortäusche und den Saal verlasse. Ich fühlte mich wie vor einer Schulaufgabe in Griechisch oder Latein.

Ich kann mich nicht erinnern, ob ein Orchester gespielt hat oder ob die Musik von Schallplatten über Lautsprecher zugeschaltet war. Nach der Einführung von Herrn Bach bezogen die Tanzpaare ihre Position auf der Tanzfläche, eine Big Band spielte einen Cha-Cha-Cha: Rechter Fuß zur Seite nach rechts, linker Fuß nach vorn, rechter Fuß zurück, der linken Fuß zurück in einen Cha-Cha-Cha Schritt nach links, mit dem rechten Fuß zurück, vor und dann mit einem Cha-Cha-Cha Schritt nach rechts und dann das Ganze weiter mit Anfassen: Ihre rechte Hand fassen, wobei sie ihre andere Hand auf meine linke Schulter legt und ich meine andere Hand auf ihre rechte Schulter lege während die Fußarbeit dieselbe bleibt: Cha-Cha-Cha. Der Tanz dauerte nur ein paar Minuten, die ich fehlerfrei überstand. Auch den folgenden Foxtrott im 4/4-Takt und selbst den langsamen Walzer überstand ich, ohne auf die Schuhchen meiner Partnerin zu treten. Dann gab es eine Tanzpause. Etwas hat mich davon abgehalten, die Pause zu nutzen und mich zu verabschieden. Vielleicht hat Johanna mich gelobt, oder Kaffee und Kuchen hatten mich gestärkt – jedenfalls blieb ich.

Nach der Pause folgte der tanztechnische Höhepunkt des Balls: ein Wiener Walzer von Johann Strauß. Ich stand wieder mit Johanna zwischen 40 Tanzpaaren auf der Tanzfläche. Beim Klang der von mir geliebten Melodie von *An der blauen Donau*, merkte ich nach wenigen Minuten, dass ich mit dem 1, 2, 3, Wiegeschritt zwar mitkam, aber mit dem vorwärts seitlich in rückwärtiger Bewegung sowie dem Drehen unter rechter bzw. linker Hand überfordert war. Bei dem Versuch, Johanna wieder einzufangen, brachte ich die Choreografie durcheinander, rempelte gegen ein anderes Paar und konnte den Tanz mit Johanna nur noch mühselig beenden. Mit meinem Patzer habe ich sie enttäuscht. Ihre Mundwinkel zeigten nach unten und ihre Augen erkalteten. Sie kehrte nicht mit mir zurück an unseren Tisch, sondern bedankte sich kalt und kurz für die gute Zeit mit mir und ging zum Tisch ihrer Eltern, die sie freudig erwarteten. Winke, winke, das wars dann. Meine Kameraden trösteten mich, indem sie so taten, als ob sie mein Versagen nicht bemerkt hätten. Nachdem die meisten wie Johanna an den Tischen ihrer Familien Platz genommen hatten, gab es keinen Anlass länger zu bleiben. Ich verdünnisierte mich, verließ das Hotel, überquerte die Straße und spazierte unter dem dichten Blätterdach der Laubbäume des Maximilianplatzes Richtung Wittelsbacher Brunnen am Lenbachplatz. Es war noch immer hell, Strahlen der Abendsonne brachen durch das Laub, tanzten wie feurige Teufel auf dem schattigen Gehweg. Sie erinnerten mich an das jenseitige Licht der Nachmittagsonne im Ballsaal des Regina



Hotels, das mich so traurig gemacht hatte. Als ich an einer Bank auf Rückseite des Wittelsbacher Brunnen ankam, überkam mich die Erinnerung an meinen ersten Besuch der großen unbekannten Stadt. Ich setzte mich auf die Bank, lehnte mich zurück mit Blick auf die funkelnden Gipfel der Bäume und lauschte dem Plätschern und Rauschen des Wassers der unsichtbaren Brunnenanlage in meinem Rücken. Es war Samstag, acht Uhr abends. Der sonst tosende Verkehr am Lenbachplatz war kaum hörbar. Die Vögel des Maximilianparks, allen voran die Amseln beteiligten sich lebhaft an der stabilen und stetigen Tonkulisse, die das Wasser aus vielen Düsen und überlaufenden Hochschalen plätschernd erzeugte. Es war wie bei meiner ersten Exkursion nach München vor vier Jahren. Das Rauschen des Wassers, die einfallsreichen Melodien der Vögel und das Licht, das nun wie viele Kobolde im Laub der Bäume tanzte, versetzten mich in Trance, einen Zustand außerhalb von Raum und Zeit, aber nicht jenseitig und überzeitlich, sondern wie eine Einladung, die eigene Geschichte als konzentrierte Erinnerung an Freud wie Leid von Raum, Zeit und Menschlichkeit zu erforschen.
Als ich vor fast vier Jahren nach der Fahrt mit Dietmar von Eichenau nach München, von unserer kleinen Abschiedsfeier am Starnberger Bahnhof und der Besichtigung von Hauptbahnhof und Stachus erschöpft hier Rast machte, ging es mir wie heute: Das Plätschern des Wassers, das aus den Hochschalen des Brunnens herabregnete und das geheimnisvolle Raunen der Bäume des Parks führte mich den Innenraum meines Gedächtnisses, in dem die Erinnerungen gespeichert sind. Damals blickte ich auf die Zeit zurück, in der ich das Haus am Hohenpeißenberg verlassen hatte, um Priester zu werden. Ich war zwar auserwählt aber nicht berufen und wurde vorzeitig aus dem Kloster entlassen, so dass ich das Schuljahr nicht beenden konnte und die 7. Klasse am Gymnasium Weilheim wiederholen musste. Diesmal gab es im Falle des Scheiterns keine Wiederholung. Meine Traurigkeit war Selbstmitleid und dafür war keine Zeit. Nur mit Entschlossenheit konnte ich meine Versetzung in die 11. Klasse noch erreichen. Bis zur Zeugnisausgabe am 20. Juli 1964 hing sie vom Ergebnis der letzten Schulaufgaben in Latein, Griechisch und Mathematik ab. Ich durfte nicht wie beim Wiener Walzer patzen, denn dann konnte ich nicht mal Bankkaufmann werden. Als ich aus meiner Grübelei wieder auftauchte, war die Sonne untergegangen und die Vögel schwiegen. Die Bäume verschwanden in der Dunkelheit, ich verließ den Park und erreichte den vorletzten Zug Richtung Wolfratshausen. Als ich zu Hause ankam waren alle bereits zu Bett gegangen.

Ende Mai habe ich Birgits Brief aus in London beantwortet, um Näheres über ihre Situation zu erfahren. Am 22. Juni traf ihre Antwort ein: „London d. 15.6.1964: Lieber Burkhardt! Danke für Deinen Brief. Ja ich habe ihn also gekriegt, aber es hat allerdings über zwei Wochen gedauert. Meine Straßennummer ist I. also I. Cadogan Square, wenn Du mir wieder schreibst. Wann kommst Du eigentlich? Jörg wollte auch nach England kommen, aber jetzt hat er mir geschrieben, dass er vielleicht doch nicht kommt, es ist nicht so gut, wenn man gerne möchte, aber kein Geld hat. Er will dann mit einer Jugendgruppe an die Nordsee fahren, und ich hoffe, dass er es dabei auch nett hat.
Hier gibt es nichts Neues, außer viele Gäste und Cocktail-Parties. Freitag kommen 40 Leute zur Party, es ist furchtbar. Das Wetter hier ist wunderbar schön, wenn ich Dienst habe. Heute zum Beispiel scheint die Sonne vom blauen Himmel und ich muss den ganzen Tag drinnen bleiben. Gestern habe ich den ganzen Tag frei gehabt und es hat geregnet. Aber ich war trotzdem in der Kirche und danach habe ich Tower, Westminster Abbey und The Monument besucht. Entschuldigung! Ich sehe schon ein, dass Du die richtige Einstellung in Beziehung zu Freundinnen hast. Bitte grüße alle herzlich und für Dich liebe Grüße von Birgit.“



Ein paar Tage später erreichte mich ein Brief von Shelagh: „Hamburg 13, Schlüterstraße 81, Deutschland – 23-6-1964. Mein lieber Burkhardt! Jetzt bin ich hier in Deutschland und Du kannst nicht wissen, wie sehr ich wünsche, bei Dir zu sein. Hamburg ist gewiß eine schöne Stadt, aber ich fühle mich so allein und einsam und will Dich doch so gerne sehen und bei Dir bleiben. Hoffentlich wird dieser Monat schnell vorübergehen und dann treffen wir uns wieder. Aber jetzt bin ich sicher, daß ich Dich in London abholen muß. Vielleicht, aber nur vielleicht fahre ich nach Hause über München und dann können wir

zusammenfahren, aber ich weiß es noch nicht. Ich weiß nur, daß ich nie so eine Fahrt wie die von London nach Hamburg erlebt habe und ich will nie wieder mit dem Zug fahren. Es war so anstrengend und ich konnte die ganze Nacht nicht einschlafen. Es war kalt und unbequem. Also deswegen hole ich Dich in London ab. Glaubst Du, daß Du am 21. Juli statt am 25. Juli fahren kannst, dann könnten wir uns in Dover oder in Ostende treffen oder ist das ganz unmöglich? Ich wünsche so sehr, daß Du jetzt hier in Hamburg sein könntest. Aber das ja jetzt unmöglich. Ich wohne ganz in der Nähe von Klose, deshalb werde ich sie vielleicht besuchen. Letzten Freitag habe ich Birgit gesehen. Sie hat mir gesagt, daß Du bei ihr oder irgendwo in London bleiben willst. Du musst natürlich London sehen, aber ich wusste nicht, was sie damit gemeint hat. Hier ist meine Telefonnummer 457385. Ich möchte gern, daß Du mich bitte einmal anrufst, wenn es nicht so teuer ist. Wie geht es mit Dir? Wir haben gerade unsere Prüfungen gehabt und obgleich ich es nicht genau weiß, glaube ich, daß ich keine bestanden habe. Aber ich muss jetzt warten.
Entschuldigung, wenn dieser Brief voller Fehler ist, aber ich kann nicht richtig denken. Ich denke nur an London und an Ebenhausen. Schreibe mir bitte bald wieder – so bald wie möglich, dann werde ich mich nicht so allein fühlen und sage mir, wenn Du glaubst, daß wir zusammenfahren können. Jetzt mach ich Schluss. Grüße Deine Familie recht herzlich von mir. Also bis bald, viele liebe Grüße von Deiner Shelagh.“
Ich war baff. Was treibt Birgit für ein Spiel? Erst will sie mit Jörg im Sommer nach Marple reisen, dann meldet sie sich aus London und schließlich scheitern ihre Reisepläne daran, dass mein Bruder Jörg, den sie heiraten wollte, seine Reise nach England nicht finanzieren kann? Er studiert in Köln und wohnt in Rodenkirchen nicht unweit von Opladen, wo unser Vater in der Schillerstraße 14 lebt. Papu ist sein Erziehungsberechtigter und weiß nichts von der bevorstehenden Eheschließung seines ältesten Sohnes? Viele Fragen die ich nicht beantworten konnte. Also setzte ich mich hin und antwortete Shelagh mit einem Brief, den ich noch am selben Tag abschickte. Am nächsten Tag, einem dieser samtgrauen Sommertage voller Melancholie, war ich nachmittags allein zu Hause. Ich nutzte die Gelegenheit und schlich in Ottos Arbeitszimmer zum Telefon. Ich stand unter Hochspannung. Ich wollte die Gunst der Stunde nutzen und ein Ferngespräch mit Hamburg führen. Dazu musste ich die Vermittlung anrufen und die Nummer, die mir Shelagh aufgeschrieben hatte, anrufen. Mein Herz pochte laut. Ich sah aus dem Fenster in den Garten, der inzwischen von sattgrünem Rasen bedeckt war. Der Blick beruhigte mich. Eine Vermittlerin meldete sich, ich nannte die Stadt und die Telefonnummer. Die Vermittlerin sagte: „Ich stelle Sie durch.“ Ich sah in den Garten und wartete auf das Klingeln des Telefons in Hamburg. Es läutete mehrfach, bis jemand abhob und ich eine Frauenstimme hörte: „Wohnheim Schlüterstraße, wen wollen Sie sprechen?" Ich antwortete: „Shelagh Coyne.“ „Die Engländerin?“ „Ja.“ „Warten sie, ich hole sie.“ Ich starrte wieder in das satte Grün, bis ich endlich Shelaghs sanfte Stimme hörte. Sie war vertraut, klar und ganz nah, als ob sie vor mir stand. Es war, als ob ich sie sehen und riechen konnte. Wir sprachen Deutsch und ich konnte ihr endlich erklären, dass die Zeugnisvergabe in München erst am 22. Juli stattfindet und ich erst am nächsten Tag verreisen könne. Am 23. Juli morgens wolle ich per Anhalter nach Aachen fahren und am 25. Juli abends per Zug und Fähre über Dover nach London weiterreisen. Ankunft 26. Juli neun Uhr morgens. Dann hörte ich wie Ottos VW sich über die Einfahrt dem Haus näherte und ich das Gespräch beenden musste, wenn ich nicht ertappt werden wollte. Shelagh verstand meine Situation und wir beendeten unser Gespräch.

„Hamburg 13, Schlüterstraße 81 – 30-6-64: Mein lieber Burkhardt! Vielen Dank für Deinen lieben Brief, der mich so froh gemacht hat. Ich habe so viel zu erzählen, daß sicher dieser Brief voller Fehler sein wird. Hoffentlich wirst Du mich verstehen. Als Du mich angerufen hast, war ich so froh, daß ich nicht glauben konnte, daß Du wirklich sprichst. Es ist zehn Monate her, seit ich in Hohenpeißenberg war, aber wie Du schreibst, es scheint eine Ewigkeit und der letzte Monat wird der ewigste! Aber ich bin hier seit einer Woche und die Zeit geht bestimmt schnell vorbei. Ich hatte Deine Stimme fast vergessen, aber als ich Dich hörte, habe ich mich an alles erinnert und das war so schön. Ich freue mich schon auf unsere Ferien. Also ich konnte nicht alles sagen, was ich wollte, weil die Wirtin unserem Gespräch zuhörte, aber jetzt kann ich alles schreiben. Hamburg ist eigentlich ganz nett, aber ich wünsche so sehr, dass es München wäre. Ich wohne bei einer Studentin, die an Ostern in London war und wir haben ein Zimmer. Ihre Eltern wohnen ungefähr 50 Kilometer weg und deswegen sind wir allein. Sie hat einen

Freund, der immer am Abend kommt und dann bin ich allein. Ich weiß nicht was zu tun, weil es gibt nur ein Zimmer und es ist ein bißchen schwierig. Meine beiden anderen Freundinnen, die auch in Hamburg sind, wohnen bei einer Familie und haben die ganze Zeit etwas zu tun. Aber für mich ist es nicht so schlimm, weil Renate (die Studentin) sehr nett und freundlich ist. Ich muß natürlich zu den Vorlesungen in der Universität gehen und das ist nicht so schön, weil es sehr langweilig ist. Ich bin jetzt in einer Vorlesung, aber ich verstehe kein Wort und deshalb schreibe ich diesen Brief. Das Wetter ist auch schlecht, weil es so kalt und windig ist. Gestern hat es den ganzen Tag geregnet. Das war schade, weil wir in der Lüneburger Heide gewandert sind und nachher ganz naß waren. Ich bin schon mit einem Dampfer auf der Elbe gefahren und bin jetzt nicht mehr so blaß, weil an diesem Tag die Sonne geschienen hat. Deinen Brief habe ich am Sonnabendnachmittag bekommen und seitdem bis jetzt habe ich keine Zeit zum Schreiben gehabt. Sonnabend am Abend war ich mit den zwei anderen Engländerinnen bei einer deutschen Studentin und kam erst spät nach Hause. Sonntag vormittags habe ich 25 Mark verdient mit Arbeiten in einem großen Haus in Blankenese. Wir haben so wenig getan, Tische gelegt und weggeräumt, daß es sich lohnte so viel Geld zu verdienen. Aber nächstes Wochenende fahre ich nach Berlin. Wir fahren am Freitag um 4 und kommen am Montagabend wieder nach Hause. Ich freue mich sehr darauf, weil Du mir davon erzählt hast. Am 11. Juli ist Sommerfest und es wird auch, wie alle sagen, wunderbar. Es wäre schön, wenn Du kommen könntest. Dann kommt unser Professor aus England zu Besuch nach Hamburg und wir fahren alle nach Lübeck oder irgendwohin. Ich weiß nicht genau. Jetzt weißt Du alles über mein Leben in Hamburg.

Also nun zu Deiner Reise nach England. Willst Du, daß ich Dich in London abhole oder nicht? Vielleicht kann mir mein Vater unser altes Auto leihen, so daß ich nach London fahren kann. Ich werde ihn fragen, aber ich glaube, daß er nein sagen wird. Von London nach Manchester sind es 200 Meilen. Also wenn meine Schwester mitfahren will, dann können wir beide per Anhalter fahren und Dich in London abholen. Die Fahrt von Manchester nach Marple kostet nur 2 oder 3 Shillinge, aber das brauchst Du nicht wissen. Von Manchester fahren wir mit dem Auto, weil es nur 12 Meilen sind und es nur eine halbe Stunde dauert. Wenn ich von hier nach Hause fahre, fahre ich mit einem Jugendzug, der alle vier Tage fährt. Deshalb fragte ich, ob Du mit einem Zug fahren könntest. Von München und Hamburg treffen sich die Züge in Aachen und alle Studenten fahren zusammen nach London. Wir können mit irgendeinem Zug fahren, aber es muss ein Jugend- oder Studentenzug sein. Aber wir können nicht später als am 21. Juli fahren.

Ende August und im September muß ich unbedingt eine Stelle haben. Hier in Hamburg kostet alles so viel, daß ich kein Geld mehr habe. Ich mußte schon meinen Vater um Hilfe bitten. Ich wußte nicht, daß ich auch für das Essen bezahlen muß, weil wir nicht bei Renates Eltern wohnen. Deshalb muß ich eine Stelle haben, damit ich es meinem Vater zurückzahlen kann. Vielleicht kann ich im Sommer an einer Schule lehren, aber davor habe ich Angst. Ich muß nur warten.

Ich versprach, daß ich einen Brief an Birgit schreiben würde, aber leider habe ich zu wenig Zeit. Sie wird vielleicht auch im August nach Marple kommen, aber sie weiß es nicht genau. Freilich müssen wir London besuchen, aber wir können nicht lange dort belieben können, weil alles so teuer ist. Sage mir, wieviel Geld Du hast, dann werde ich auch sparen. Wir müssen immer per Anhalter fahren, weil es so viel billiger ist. Du kannst dann auch mehr von England sehen und vielleicht auch von Schottland. Schreibe mir, was Du sehen, besuchen und machen willst.

Jetzt muß ich Schluß machen, weil es Zeit ist nach Hause zu gehen. Ich fühle mich jetzt nicht so allein, aber ich sehne mich nach München, Du warst so nett, daß Du mir so schnell geschrieben und auch angerufen hast. Ich kann noch nicht glauben, daß Du es warst. Schreib mir bald wieder und ich werde so schnell wie möglich antworten. Ich freu mich riesig auf die Ferien und meine Rückkehr nach England. Viele liebe Grüße bis bald (es muß ja bald sein) von Deiner Shelagh.“

Der Brief muss mich am 3. Juli erreicht haben. Nachdem ich ihn gelesen hatte, fiel mir auf, dass ich bisher, freudetrunken vom Wiedersehen mit Shelagh, einige materiell wichtige Aspekte meiner Reise noch gar nicht berücksichtigt hatte. „*Sage mir wieviel Geld Du hast, dann werde ich auch sparen.*“ Das Problem hatte ich bei meinen bisherigen Reisen nach Wien noch nicht. Im letzten Sommer, als ich Shelagh kennenlernte, war ich ganztägig auf der Baustelle in Ebenhausen und wurde als Bauhilfsarbeiter so gut bezahlt, dass ich anschließend ins Saarland reisen konnte und danach noch so viel Geld auf meinem Sparkonto übrighatte, dass ich bei Peterichs in Ramersdorf nicht darben musste. Meine

Osterreise ins Saarland war nicht umsonst. Den Skikurs im Winter und den Tanzkurs im Sommer hatte Mutti bezahlt. Ich musste gute Gründe haben, um sie zu überreden, meine Reise zu finanzieren. Ich hatte gerade noch etwa 50 Mark auf meinem Sparbuch. Nicht genug, um die Zugfahrt von Aachen nach London zu bezahlen: Mit meinem *Würmelingrabatt* von 50% für kinderreiche Familien kostete die lange Bahnfahrt inklusive Seereise von Ostende nach Dover und über Land nach London und zurück 54 Mark. Aber dann? 10 Mark Taschengeld für August waren nicht genug. Ich wusste noch gar nicht, ob ich in Marple bei Shelaghs Eltern kostenlos wohnen konnte, ohne für die Mahlzeiten zu bezahlen. Ich beantwortete ja Shelaghs Besuch bei uns nicht als Haustochter, die Frau Coyne im Haushalt hilft, sondern mit ihrer Tochter Ausflüge nach Schottland und London unternehmen will. Andererseits war Mutti mich los und hatte einen Kostgänger weniger im Esszimmer. 30 Tage x 1,50 Mark pro Tag = 45



Mark. Ich wusste noch nicht wieviel eine Mark in England wert ist und habe auf dem Weg zur Schule in den Schaukästen des *Münchner Merkur* in der Bayerstraße im Wirtschaftsteil unter *Wechselkurse* gelesen, dass 1 Englisches Pfund 11 Deutsche Mark kostet. Wenn ich das Taschengeld für August addiere, würde ich mit 5 Pfund nach England reisen. In Österreich war vieles deutlich billiger als in Westdeutschland, etwa Bier und Zigaretten. Ist das auch in England so? Die Österreicher rechneten mit Groschen und Schillingen. Die Deutschen zahlten mit vier Münzen in Pfennig und zwei Münzen in Mark, deren Zahlen gut lesbar waren.





Die Briten plagten sich jedoch mit acht Münzen ohne Zahlen, aber dem Wert der Münze auf der einen Seite und dem Profil der Königin Elizabeth II auf der Rückseite aller Münzen. Das wusste ich von Ralph, der weder über die Finanzierung noch die Ziele seiner Reise nachdenken musste. Er wird vor London in der Stadt Canterbury in der Grafschaft Kent aussteigen und von seiner Gastfamilie vom Bahnhof abgeholt. Per Anhalter fahren stand nicht auf

seinem Programm. Er wurde auch nicht aufgefordert: „*Schreibe mir, was Du sehen, besuchen und machen willst.“*
Doktor Kruse musste auf dem Rückweg von seiner Indienreise nach München in London zwischenlanden. In einem Souvenirladen hat er die oben gezeigte Münzsammlung gekauft und sie Ralph mitgebracht. Daher kannte der bereits die Münzen, mit denen die Engländer ihre Alltaggeschäfte bezahlten. Mit dieser praktischen Schautafel konnte er mir das Zwölfersystem des britischen Währungssystems erklären und ich schrieb mit: 1 Penny = 1 d, 3 pennies = 3 d (Three Pence), 6 pennies = 6 d (Six Pence), 12 pennies = 12 d = 1 Shilling = 1 s, 2 shillings = 2 s (Florin), 10 Florin = 1 £, 1 Half-Crown =12,5 d, 8 half Crown = 1 £, 4 Crowns = 1 £. Ralph grinste mich schelmisch an: „Ein £ kostet 11 Deutsche Mark. Rechne die mal um in Pennies!“ „100 d = 1 £ x 11 DM = 1100 d?“ „Ein Glas Bier kostet 2s 3d; wie viele Pfennige?“ „25 d x 0,9 Pfennige = 225 Pfennige?“ „So Pi mal Daumen. Eine Schachtel mit 20 Zigaretten kostet 4 s 11 d?“ „Etwa 530 Pfennige! Das wird langsam teuer oder ich rechne falsch!“ Wahrscheinlich stimmte beides, aber das war mir auch egal. Ralph ging es besser: Er war das einzige Kind, sein Vater wurde als Beamter gut entlohnt und seine Mutter arbeitete halbtags als Lehrerin. Andererseits war als Einzelkind auch oft allein und fühlte sich einsam, weil seine Eltern oft umzogen und er die wenigen Freunde vermisste, die er bisher kennengelernt hatte. Aber das konnte ich nur ahnen, denn er war vorsichtig und nicht sehr kontaktfreudig. Es waren nur noch etwa zwei Wochen bis zu unserer Abreise nach England und unser erstes Treffen in der Wohnung seiner Eltern im Rilke Haus war das letzte vor unserem Wiedersehen am 25. Juli in Aachen.
Die Noten der letzten Schulaufgaben waren nicht gut aber retteten meine Versetzung. In Latein konnte ich mich auf 4 verbessern dafür segelte ich mit einer 5 in Griechisch durchs Ziel. English verbessert auf 4, Deutsch, Erdkunde und Geschichte blieben stabil bei 3, Mathematik stabil bei 4, Physik verbessert auf 3, Biologie stabil bei 4, Musik verbessert auf 3, Turnen stabil bei 5. Sinnigerweise erreichte ich in Religion die beste Note: Eine 2! Das konnte ich am 10. Juli ausrechnen. Nun war es klar: Nach der Zeugnisausgabe hatte ich die mittlere Reife erreicht. Nun konnte ich mit Mutti verhandeln. Denn eins war auch klar: Auch 45 DM reichten nicht für vier Wochen England. Ich wusste, dass Mutti die Briefe gelesen hat, die Shelagh mir geschickt hatte. Ich konnte die nicht verstecken, nur in Pullovern oder Unterwäsche so verbergen, dass ich feststellen konnte, ob sie jemand herausgenommen und versucht hat, sie spurenlos zurückzulegen. Sicherlich hatte Mutti Shelaghs Brief an mich gelesen. Sie war die einzige Person, die mein Zimmer täglich inspizierte, um etwa meine Bettwäsche zu wechseln oder Hemden, Socken oder Unterwäsche einzusammeln, um ihre neue automatische Waschmaschine damit zu füttern. Ab 8 Uhr war Jan im Kindergarten und Otto im Institut. Sie war dann allein und ungestört. Sie war schließlich meine Erziehungsbevollmächtigte und für mich bis zu meinem 21sten Lebensjahr verantwortlich. In den Briefen, die Shelagh mir geschrieben hat, stand ja nichts, was ich vor ihr verbergen musste. Auch die Hefte der *Sowjetunion heute*, die ich so versteckte, können ihr nicht entgangen sein. Aber das hat sie für sich behalten. Wir waren keine Komplizen aber kollaborativ, wenn es darum ging ohne Otto Angelegenheiten zu regeln, die sie und mich betrafen. Außerdem verwaltete sie die Konten des Kindergelds, das der Vater ihrer Kinder monatlich überwies und entschied über Barauszahlungen. Ich war froh, als ich bemerkte, dass sie Shelaghs Briefe gelesen hatte und über die möglichen finanziellen Probleme meiner Reise informiert war. Ich wartete auf einen günstigen Augenblick am Nachmittag, an dem sie entspannt und Otto in der Stiftung eingesperrt war, um sie anzusprechen.
Am Dienstag, den 7. Juli, hatte ich Glück. Eine Stunde war ausgefallen und ich war schon um 13 Uhr mittags zurück in der Zeller Straße. Otto war bereits in der SWP. Mutti wärmte meine Mittagsessen auf und setzte sich, bevor sie sich wie üblich zum Mittagsschlaf mit Jan in das elterliche Schlafzimmer zurückzog, zu mir. Nun konnte ich ihr meine Finanzsorgen vortragen. Selbst wenn ich von München nach Aachen und von London per Anhalter nach Marple und zurückfahren würde, wären Eintrittsgelder, Fahrkosten und Reiseverköstigung an 30 Tagen nicht mit einem Tagessatz von 1,50 DM pro Tag zu bezahlen. Das läge vor allem Wechselkurs: Für 45 DM würde ich nur etwas mehr als 4 Pfund Sterling erhalten, ich bräuchte aber mehr, um sorgenfrei mit Shelagh England per Anhalter zu bereisen und einen kostenfreien Sprachkurs zu absolvieren, also mindestens 7 Pfund oder 77 DM. Nach meiner Rückkehr könnte ich vom 24. August bis zum Ferienende noch zwei Wochen arbeiten, etwa beim Bauunternehmer Bauer in Ebenhausen, bei dem ich letztes Jahr als Hilfsarbeiter an unserem Haus gut

verdient hatte. Meine Erwähnung des kostenfreien Sprachkurses war genial. Jörg war vor vier Jahren in Marple, um die Sprache zu lernen, mit der sich die Piloten militärischer wie ziviler Luftfahrzeuge verständigen: Englisch, die Sprache der Sieger. Die Bundeswehr hat Aufenthalt und Sprachkurs bezahlt, denn Jörg wollte Pilot werden. Mutti hatte an der Reinhardtswaldschule Englisch und Französisch gelernt. Otto konnte nur Deutsch und Latein. Er hatte zwar Bücher von englischsprachigen Büchern im Regal, aber nur in deutscher Übersetzung. Obwohl er nach dem Krieg für Readers Digest gearbeitet hat, mochte er weder die amerikanische Konsum- und Wegwerfgesellschaft noch ihre Unterhaltungsindustrie. Er lebte in einer Vergangenheit, die ihre Wirklichkeit und Deutungsmacht verloren hat wie die alten Sprachen und Religionen. Englisch war unter der Führung der Vereinigten Staaten zur Weltsprache der kapitalistischen Ideologie des wissenschaftlich-technischen Zeitalters geworden und konkurrierte mit der marxistisch-materialistischen Ideologie des wissenschaftlichen Sozialismus unter der Führung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. Ich hatte also einen riesigen Nachholbedarf. Das spukte in meinem Kopf herum, aber damit konnte ich bei Mutti nicht punkten und schon gar nicht mit den Preisen für Bier und Zigaretten in England. Sie zeigte Verständnis für meine Sehnsucht Shelagh wiederzusehen, meine Sprachkenntnisse zu verbessern sowie Land und Leute kennenzulernen.



Jan, Mutti, Burkhardt Ostern 1964

Mutti erzog ihre sechs Söhne weniger durch Belehrungen oder Befehle, sondern mit der Gabe der Beeinflussung, die Otto Intuition nannte. Intuition sei die Fähigkeit, etwas sofort zu verstehen oder zu wissen, ohne bewusst darüber nachzudenken oder sich auf Fakten oder Beweise zu verlassen. Sie entsteht aus dem Unterbewusstsein und beruht auf vergangenen Erfahrungen und angesammeltem Wissen. Ich konnte mir das merken, weil ich erfahren habe, dass unbewusste Handlungen nicht aus Bewusstlosigkeit entstehen, sondern aus der Abschaltung des Denkens in kausalen und verifizierbaren Mustern. Intuition erweitert die Fähigkeiten des Bewusstseins sich an den ständigen Fluss des Lebens anzupassen. Entweder hatte Mutti Shelaghs Briefe gelesen, oder sie hatte von Jörg erfahren, dass Birgit inzwischen an der dänischen Botschaft in London Anstellung gefunden hat. Jedenfalls war sie bereit meinen Vorschlag unter der Bedingung anzunehmen, dass ich mich auch mit Birgit in London treffe. Sie und Onkel Hayo hatten enge Beziehungen zu ihren dänischen Verwandten in Kopenhagen: Den Sechers, Assens und besonders zu Annie Plum, die sogar eine Postkarte mit dem Stempel der dänischen Botschaft in Rio de Janeiro, damals noch Hauptstadt Brasiliens, nach Hohenpeißenberg geschickt hat. Sie betrachtete nun auch Birgit als Teil der dänischen Familie. Nicht alle Beziehungen zu den Familien der Brüder Huck nach ihrer Scheidung von meinem Vater wurden abgebrochen. Sie schlug deshalb vor, dass ich in Aachen meine Tante Dorothea und meinen Vetter Hubertus besuche. Ich könne dort auch bis zur Abfahrt des Zuges nach London übernachten und auch auf meiner Rückfahrt nach München, dort Station mache. Sie war bereit das mit ihrer Schwägerin, der Witwe meines Onkels Joachim Huck, der im Januar 1945 in Ostpreußen gefallen war, zu arrangieren. Sie versprach auch mir das Reisegeld in sieben Pfundscheinen zu besorgen.

Ich war überrascht und meine Freude über ihre pragmatische und schnelle Entscheidung war mir wohl anzusehen. Mutti sah mich mit klaren blauen Augen an: „Ich sehe es dir an: Du bist überrascht und freust dich. Wo bleibt die Belohnung?“ Ich bedankte mich und küsste sie auf den Mund. Sie mochte keine halben Sachen wie gehauchte Küsschen auf die Wange. Dann verschwand ich in meinem Zimmer und übermittelte die frohe Botschaft in einen kurzen Brief an Shelagh. Eine Woche später erreichte mich ihre Antwort: Hamburg 13, Schlüterstraße 81, 11-7-64

Mein lieber Burkhardt! Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief und das Bild, die mir sehr gefallen haben, obgleich ich bessere Bilder von Ebenhausen gesehen habe – Birgit hat solche schönen Bilder und ich möchte gerne dort wohnen. Letztes Wochenende in Berlin war toll. Wir haben alles Mögliche

dort erlebt. Ich kann Dir bald erzählen, was ich da gemacht habe. Ich musste auch zum Konsulat gehen, weil man mir bei der Kontrolle gesagt hat, daß mein Paß falsch war. Es stimmte nicht, aber trotzdem mußte ich zum Konsulat gehen und jetzt ist alles in Ordnung.
Du wirst sicher gemerkt haben, daß ich keinen Wunsch habe, Briefe zu schreiben, aber ich freue mich so riesig auf England und auf Dich, daß ich nur reden will. Während ich schreibe, höre ich einer englischen Sendung zu und denke viel an England. Ich weiß, ich sollte deutsche Sendungen hören, aber ich bin allein und habe ein bißchen Heimweh. Es bleiben noch zehn Tage und ich habe viel zu tun. Heute Abend ist das Unifest, Montag fahre ich nach Helgoland – sieben Stunden mit dem Dampfer! Mittwoch geht es nach Lübeck und an die Ostsee und am Freitag kommt unsere Deutschlehrerin aus England. Das wird bestimmt schön!! Ich hole Dich am 26. Juli an der Victoria Station ab und wir können zusammen nach Hause fahren. Wenn Du willst, schreibst Du an Birgit und sagst ihr, daß wir am Sonntag in London sein werden, aber ich schreibe nicht. Ich weiß nicht, ob sie freie Zeit haben wird oder nicht. Meine Eltern sind nett, aber ein wenig unmodern. Sie sind beide einundfünfzig und auch duldsam. Mein Vater hört nicht gerne Jazz, Schlager oder The Beatles und deswegen gibt es Streit zwischen ihm und meiner Schwester. Hillary ist 16 und ganz modern. Alles neu, Musik, Mode usw. gefällt ihr und oft ist sie sehr komisch darin. Leider können sie alle kein Deutsch, aber für Dich ist das gut, weil Du englisch sprechen mußt.
Du mußt einen warmen, dicken Pullover mitbringen, falls es kalt wird. Vor einer Woche war es heiß und schön, aber ich glaube, jetzt regnet es und ist kälter. Man kann nie wissen, wie Du immer sagst! Natürlich weiß ich immer noch, als wir im Kino waren und allem, was letztes Jahr geschehen ist. Aber Burkhardt, Du sollst mich bitte nicht lieben. Du bist mir sehr lieb, aber es geht nicht, wenn wir uns lieben. Du sollst nicht immer an mich denken, weil ich so weit weg bin. Nur wenn wir zusammen sind, ist es so schön und das kann nicht immer sein. Oh, ich wünsche es wäre das nächste Wochenende, dann würdest Du bald fahren und ich wäre bald zu Hause. Natürlich gefällt es mir hier, aber es ist besser, wenn man bei Bekannten ist. Ich freue mich auf England und daß ich Dir England zeigen kann. Viel Geld brauchst Du nicht, ich habe auch keins, aber wir können überall trampen. Rufst Du nochmal an (Du mußt mir den Tag sagen) oder ist das zu teuer? Wenn ich nicht mehr schreibe, dann treffen wir uns am Sonntagmorgen an der Victoria Station und wenn etwas nicht klar ist, dann schreibst Du mir nochmal. Ich wollte so viel schreiben, aber ich glaube Du verstehst, wie ich jetzt fühle und daß ich jetzt mit Dir reden und sprechen will, statt zu schreiben. Ich freue mich, daß ich Dich bald sehen werde. - Viele liebe Grüße und komm gut nach England – Deine Shelagh.

Damit war alles klar. Ich war erleichtert. Nur ein Dokument fehlte mir noch: Ein Schülerausweis für eventuelle Übernachtungen in einem Youth Hostel. Am Tag vor der Zeugnisübergabe beantragte ich kurz vor Dienstschluss im Sekretariat des ThG einen Schülerausweis. Beim Ausfüllen des Ausweises machte ich einen kleinen Fehler in der Zeile *Geburtsdatum*, der aber nicht auffiel, weil die Sekretärin keine Zeit oder keine Lust hatte Akten zu wälzen. Sie stempelte und unterschrieb das Dokument und ich war plötzlich 18 Jahre und konnte nun auch ohne Angst vor Zurückweisung Filme ansehen, die eine Altersbeschränkung hatten. Das Passbild machte ich in einem Fotoautomaten am Hauptbahnhof.





Am Nachmittag habe ich eine Packliste erstellt: 2 Hosen, 1 Pulli, Walkjanker, 1 weißes Hemd, drei bunte Hemden, 4 Unterhosen, Badehose, 5 Paar Socken, 2 Schlafanzüge, Kulturbeutel, Moccasins, Leinenschuhe, Holzsandalen, 2 Krawatten, 1 Fliege, Taschentücher, Langenscheidt, Kurt Tucholsky *Schloß Gripsholm*, Robert Musil *Drei Frauen*, Papier, Schreibzeug. Reisebekleidung: Pepita Hose, Gürtel, graues Jackett, Nylonhemd, Krawatte, Tanzschuhe, Knirps Regenschirm.

Am 22. Juli ist im Tagebuch vermerkt: Zeugnisausgabe, Kofferpacken. Am 23.: FERIEN, Abfahrt 4 ½ stand -> 10 Uhr am Autobahnrodel am Ende der Verdistraße, ohne dass mich jemand mitgenommen hat. Ich ging aufs Ganze und habe keck einen älteren Herrn in einem parkenden DKW angesprochen und ihn gefragt, ob er nach Köln fährt und mich mitnimmt. Der warf einen Blick auf meinen Koffer, musterte mich und antwortete, dass er nur bis Wiesbaden fährt. Aber das wäre schon mehr als zwei Drittel der Strecke, sagte ich. Stimmt, sagte er, wenn sie mich nicht stören können sie mitfahren. Wenn sie das tun, fliegen sie raus. Dann forderte er mich auf, meinen Koffer auf den Rücksitz zu stellen und auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen. Das Wetter war angenehm, nicht sehr sonnig, aber trocken. Der Verkehr war gering, der Fahrer hatte keinen Gesprächsbedarf, sondern war aufs Fahren konzentriert. Sein fast neuer F12 hatte einen vierzig PS-Motor, Frontantrieb und eine Gangschaltung am Lenkrad. Damit konnte man selbst bergauf flott fahren. Ich fühlte mich wohl mit dem älteren Herrn, der kaum sprach oder rauchte, noch Tank- oder Pinkelpausen einlegte, sondern so schnell wie möglich die 420 Kilometer nach Wiesbaden überwinden wollte. Das Auto hatte noch etwas, was mir gefiel: Große Panoramafenster. Es war das dritte Mal, dass ich auf der A8 den schwäbischen Alb überquert habe. Diesmal war es besonders eindrucksvoll: Nach dem mühseligen Albaufstieg öffnete sich kurz vor dem Albabstieg der Himmel, die Sonne durchdrang die Wolken und überdeckte die weite Landschaft zwischen Alb und Schwarzwald mit einem Flickenteppich aus goldenen Strahlen. Mir war, als hätte ich auf dem Gipfel eines Hügels weit in der Ferne die Silhouette der Burg der Hohenzollern gesehen. Der Fahrer freute sich über meine Phantasie, aber antwortete trocken, dass man sie von hier nicht sehen könne. Aber er war auch





älter und trug eine Brille. Kurz vor Wiesbaden zeigte ein Schild die Entfernung nach Köln an: 160 Kilometer. Ein Kilometer mit der Bahn kostete damals 10 Pfenning. Ich rechnete nach: 50% Nachlass für kinderreiche Familienmitglieder auf 160 km und ich musste nur 8 Mark ausgeben, um mit der Bahn am Rhein entlang nach Köln zu kommen. Das war nicht teuer und deutlich bequemer als mit einem Koffer an der Autobahnzufahrt lange zu warten und von der Polizei abgemahnt zu werden. Ich erzählte

das dem Fahrer und der war so freundlich, dass er mich vor dem prachtvollen Gebäude des Hauptbahnhofs absetzte. Die Fahrkarte kostete tatsächlich nur acht Mark. Ich musste nur 30 Minuten warten, bis ein Zug Richtung Köln abfuhr. Ich hatte Zeit mich frisch zu machen und viel Wasser zu trinken. Da der Bahnhof ein Sackbahnhof war dauerte es etwas, bis der Fernschnellzug den Rhein bei Eltville erreichte und mit hoher Geschwindigkeit auf der rechten Rheinseite Richtung nach Köln eilte.

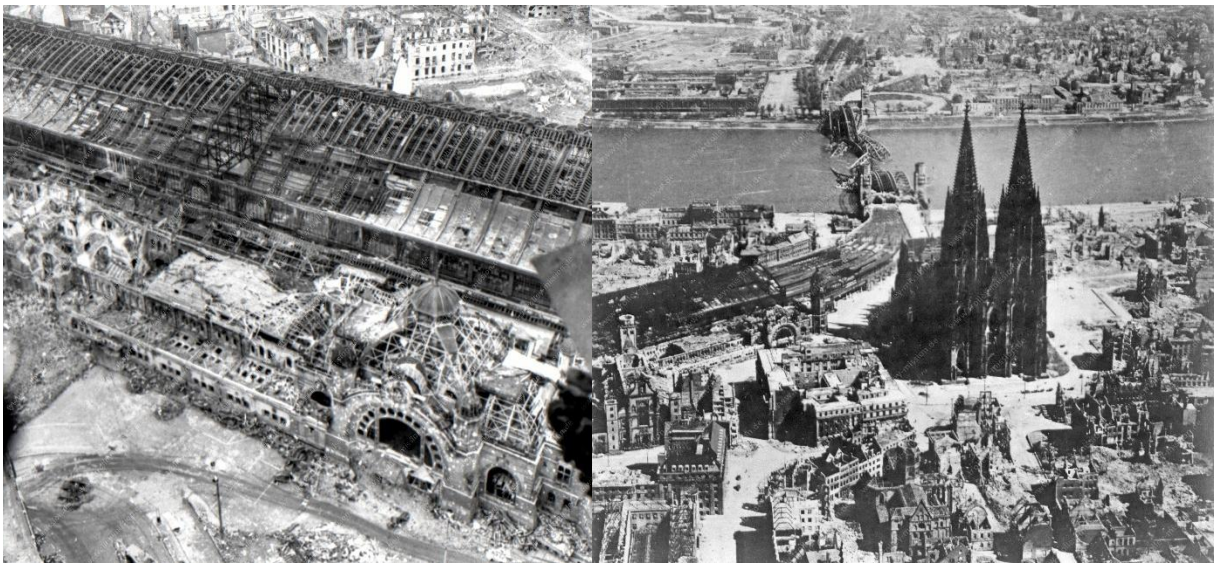


Ich hatte Glück und fand einen Platz in einem der Abteile des Reiszugwagens durch dessen Fenster man eine gute Aussicht auf den Fluss, die Passagierschiffe und Lastkähne auf seinem Wasser, die Städte an seinem Ufer und die Burgen auf den Anhöhen beiderseits des Rheins. In der ersten Stunde der Fahrt folgte eine Überraschung der anderen. Bis Koblenz fühlte ich mich wie in einem Märchen aus vergangenen Zeiten. Zwischen Hunsrück und Taunus hat sich der Rhein eingegraben und bahnte sich nun, durch den Zufluss der Mosel gestärkt, seinen Weg zwischen Eifel und Westerwald ins Kölner Becken



und das nördliche Tiefland. Nach einem kurzen Halt in der Bundeshauptstadt Bonn, von der ich nicht viel sehen konnte, erreichte der Zug nach zwanzig Minuten Köln, die viertgröss-





te Stadt Deutschlands. Der Zug überquerte den Rhein über die Hindenburgbrücke und stoppte wenig später in der großen Halle des Hauptbahnhofs direkt neben dem Kölner Dom. Ich war erstaunt, aber nicht überrascht. Ich wusste, dass die Stadt im Zweiten Weltkrieg über zweihundert Mal von englischen und amerikanischen Luftgeschwadern angegriffen wurde. Die Kölner Altstadt wurde fast völlig zerstört. Am 2. März 1945 griff die Royal Air Force die Stadt zum letzten Mal mit fast neunhundert Bombern in zwei Phasen an. Zwei Tage später wurde die Stadt von amerikanischen Truppen besetzt. Die Bilder oben zeigen den Bahnhof nach seiner Eröffnung um 1900, das rechts daneben um 1955 nach dem Neubau des Langhauses und der restaurierten Kuppel des alten Gebäudes, die 1955 abgerissen wurde. Die Bilder darunter zeigen den Bahnhof, die Hindenburgbrücke und die Ruinen der Altstadt rings um den Dom, den die Angreifer pietätvoll verschonten, nach Kriegsende im Mai 1945.



Im Herbst 1957 wurde die neue moderne Eingangshalle mit einer Glasfassade eröffnet, durch die man direkt auf den Dom blicken kann. Eine geniale Lösung, an der man sich vielleicht beim Neubau des Münchner Hauptbahnhofes orientiert hat. Inzwischen war es sechs Uhr nachmittags. Ich hatte keine Zeit, den Dom zu besichtigen, sondern musste erst einen Stadtplan finden, um die Lage der Adresse



von Jochen Kannegießer herauszufinden, der inzwischen von Paris, wo er als Journalist in Paris für *Jeune Afrique* gearbeitet hatte, nach Köln umgezogen war, wo er für den Rundfunksender Deutsche Welle arbeitete. Er hatte eine Wohnung nahe dem Bahnhof in der Nähe der *Hohen Straße,* einer Einkaufsstraße, in der alle Geschäfte bereits geschlossen hatten. Sie wirkte trostlos und öde. Schließlich fand ich seine Adresse in einer Seitenstraße. Dort erwartete er mich in einer Zweizimmerwohnung mit einer kleinen Dachterrasse mit einem Tisch und zwei Stühlen, von der aus man den Turm des Doms sehen konnte. Links auf dem Foto ist er mit meinem Halbbruder Jan

zu sehen, als er 1962 bei uns in Hohenpeißenberg wohnte. Ich fühlte mich wie zu Besuch bei meinem ältesten Bruder. Er lud mich zum Abenbrot auf der Terrasse ein. Dazu gab es ein leckeres Bier, das Kölsch hieß. Es wurde wie im Saarland aus kleinen Gläsern getrunken. Ich durfte Rauchen und er klatschte Beifall, als er hörte, dass ich die Mittlere Reife geschafft habe. Das hat sonst niemand gemacht. Jochen war ein angenehmer Mensch mit Mitgefühl. Er erkundigte sich nach meinem Reiseverlauf und als ich ihm von meiner beeindruckenden Bahnreise am Rhein entlang berichtete, fragte er nicht, wie ich denn heute noch nach Aachen komme, sondern schlug vor mich nach dem Abendessen mit seinem Auto hinzufahren und bei meiner Tante abzuliefern. Im Kalender steht: „*Old Joe* hat mich netterweise um 10 Uhr nachts mit seinem Ford 12m 80 km nach Aachen gebracht. Gut angekommen.“ Während der Fahrt konnte ich Jochen endlich fragen, was die Deutsche Welle ist und was er dort macht. Ich erfuhr, dass das ein 1960 gegründeter Kurzwellensender der Bundesrepublik ist. Der Sender hat seit 1961 den Auftrag in über zwanzig Sprachen selbst in weit entfernten Ländern in ihrer Heimatsprache Informationen über unser Land, seine Politik, Wirtschaft und Kultur zugänglich zu machen. Jochen war zuständig für die französisch sprechenden Länder Afrikas, die nun als unabhängige neue Staaten auch Mitglied der Vereinten Nationen wurden. Die BRD wie die DDR waren als Feindstaaten von einer Mitgliedschaft ausgeschlossen, aber beide Staaten strebten trotzdem nach der Mitgliedschaft. Dazu brauchten sie auch die Zustimmung der neuen Staaten. Aber haben die Leute in Ghana oder der Elfenbeinküste überhaupt Radios? Jochen meinte nicht viele, aber viele Transistorradios mit Batterien an Plätzen, an denen sich viele Menschen versammeln, um Radio zu hören.



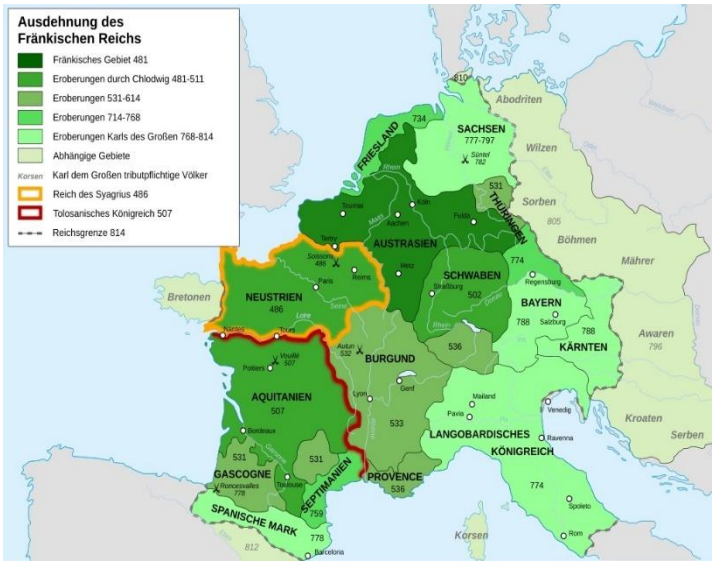
Ich habe die Adresse, zu der er mich chauffiert hat, nicht mehr parat, aber als ich an der Tür der Wohnung im dritten Stock eines Gebäudes aus der Vorkriegszeit in der Aachener Altstadt auf den Klingelknopf neben dem Namen Rauch drückte, waren der Polizeipräsident von Aachen, meine Tante, die ich nie gesehen hatte und mein Vetter Hubertus, die auf mich gewartet hatten, sichtlich erleichtert. In meiner Erinnerung lebten sie in einer altmodischen Wohnung mit Möbeln der Antike, tapezierten Wänden und Brokatvorhängen. Ich hatte vor meiner Reise in der Familienchronik unter Jochen Huck die Geburtstage erkundet: Mein Onkel Jochen wurde am 5.9.1918 in Jästersheim, Kreis Guhrau geboren, Dorothea Schade am 19.6.1925 in Ellguth, Kreis Guhrau. Dort wurde am 23.3.1944 auch ihr Sohn Hubertus geboren. Sein Vater ist am 27.1.1945 in Heiligenbeil in Ostpreußen gefallen. Seine Mutter war damals 19 Jahre alt. Hubertus blieb wohl ihr einziges Kind. Der Mann, mit dem sie lebte, war deutlich älter als sie. Hubertus nannte ihn Onkel Fred. Dorothea war 1964 also 39 Jahre alt. Sie war nicht sehr groß, schlank, gut aussehend und hatte ein angenehmes Wesen, das Ruhe und Wohlwollen ausstrahlte. Onkel Fred war schlank und mit über 1,80 Meter deutlich größer und mehr als 20 Jahre älter als meine Tante. Die geräumige Wohnung hatte auch ein Gästezimmer mit einem frisch bezogenen Bett, in das ich nach



unserer kurzen Begrüßung gegen Mitternacht, wie ein Stein plumpste und sieben Stunden durchschlief, bis mein Reisewecker mich um sieben Uhr morgens weckte. Die Sommerferien in Nordrhein-Westfalen begannen erst am 29. Juli. Nachdem Frühstück begleite ich Hubertus zu seiner Schule und er zeigte mir den Weg in die Innenstadt, wo ich den Aachener Dom besichtigen wollte. Der zentrale Platz der Stadt war leicht zu finden, ich musste nur in Richtung der hohen Türme in der Stadtmitte gehen, bis ich nach einigen hundert Metern im Zentrum des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation stand, das mit der Krönung des Frankenkönigs Karl I durch Papst Leo III zum römischen Kaiser in Rom im Jahr 800 begann.

Das Kapitel in meinem Geschichtsbuch für die Mittelstufe aus Weilheim hatte den Titel: *Karl der Große, Vater des Abendlands.* Daran dachte ich, als ich vor dem Königsstuhl Karls des Großen im Oktogon der Kaiserpfalz des Aachner Doms stand. Beleuchtung und Farben waren vor 60 Jahren nicht so opulent wie auf dem Foto. Im Gegenteil: der Raum war düster und muffig, die Farben verblasst und matt. Er erinnerte mich an die Apsis im Straßburger Münster, die gegen Ende des 19ten Jahrhundert so ausgestaltet wurde, wie sie heute zu sehen ist. Es war der Stil des byzantinischen oströmischen Reiches und seiner Hauptstadt Konstantinopel. Nachdem Karls Vater, Pippin der Jüngere 751 zum König des Frankenreichs ausgerufen wurde, bat Papst Stefan II, der von den Langobarden bedrängt wurde, 754 das Frankenreich um Hilfe. Pippin sagte zu. Ein Jahr später rückte er gegen die Lombarden aus und konnte 756 den Langobardenkönig zur Anerkennung der fränkischen Oberherrschaft und zur Abgabe des ehemals oströmischen Exarchats von Ravenna zwingen. Danach schenkte er es dem Papst und übernahm zudem das Patriziat über Rom. Als Gegenleistung legitimierte Stephan II die Karolinger als Könige des Frankenreiches. Das römische Kaisertum im Westen endete, als 476 der letzte Kaiser in Italien abgesetzt worden war. Durch die Krönung Karls wurde sie erneuert. Nach der Kaiserkrönung Karls in Rom 800 konnten sich die fränkischen Kaiser als Beschützer des Christentums und des Kirchenstaats nach außen darstellen. Missionare aus Irland und England bereiteten mit der Christianisierung die Eroberung der Stammesgebiete im Osten vor: Sachsen, Bayern, Kärntner und auch die Langobarden, die Karl Martell geholfen hatten, die Mohammedaner bei Poitiers zu besiegen und über die Pyrenäen zurückzutreiben, wurden nun Teil von Karls Reich. Um künftige Angriffe aus dem spanischen Grenzgebiet zu verhindern, wurde zudem eine spanische Mark eingerichtet.



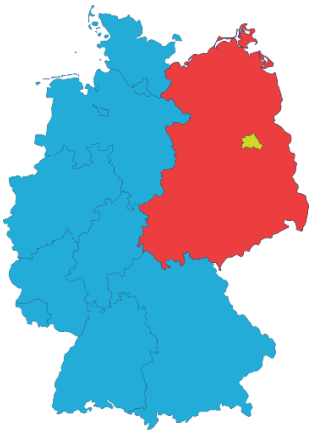


Nach 46-jähriger Herrschaft starb Karl 814 in Aachen. Ihm folgte sein Sohn Ludwig der Fromme auf den Kaiserthron. Der versuchte entgegen der fränkischen Tradition, welche die Aufteilung des Erbes vorsah und wie es Karl der Große bestimmt hatte, die Reichseinheit zu wahren. 817 erließ er ein Reichsteilungs- oder besser Reichseinheitsgesetz. Schließlich galt auch die Kaiserwürde als unteilbar. Deswegen bestimmte Ludwig seinen Sohn Lothar zum Mitkaiser. Das Gesetz sah vor, dass stets der älteste Sohn des Kaisers den Titel des römischen Kaisers erben sollte.



Ludwig entschied sich für den Reichseinheitsgedanken, wenn auch unter kirchlichem Einfluss, der die Einheit des Reiches als Pendant zur Einheit der Kirche sah. Daher spielten die Bischöfe auch eine besondere politische Rolle: Sie stellten sich gegen die Söhne des Kaisers, die für die Aufteilung des Reiches waren. Seit 829 führten diese Spannungen zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und seinen Söhnen. Nach Ludwigs Tod 840, wurde Lothar I zwar Kaiser, aber 843 einigten sich Karls drei Söhne im Vertrag von Verdun das Frankenreich aufzuteilen. Die Reichseinheit wurde nicht wieder hergestellt. Die einzelnen Teile entwickelten unterschiedliche Sitten, Bräuche, Sprachen und wurden eigenständige Staaten. Einige Zeit sprach man noch von einem West- und Ostfränkischen Reich, bis dieser Hinweis auf die gemeinsame Herkunft ein Jahrhundert später verschwand. Vom alten Frankenreich sollte nur der westliche Teil den Namen Frankreich übernehmen. Das aus dem Ostfrankenreich entstehende Heilige Römische Reich, aus dem tausend Jahre später das Deutsche Kaiserreich unter Obhut des preußischen Königs hervorging, führte die Tradition des römischen Kaisertums fort, bis der letzte Kaiser ins Exil in den Niederlanden floh. Nach einer kurzlebigen Republik ergriff ein Großmaul, das ein neues tausendjähriges Reich mit mehr Lebensraum im Osten versprach, die Macht. Es dauerte jedoch nur zwölf Jahre, bis die Alliierten, die vom Großdeutschen Reich besetzten Gebiete erobern konnten, um das Kernland des National-sozialismus zu befreien und unter sich aufzuteilen. Die Westalliierten besetzten das Gebiet des ehemaligen Ostfrankenlandes, die UdSSR die Gebiete östlich der Elbe entlang der bayerischen Grenze bis zum Inn. Restdeutschland wurde in zwei Staaten geteilt. Ich lebte in der BRD in Westdeutschland, der BRD. Die war doppelt so groß wie Ostdeutschland und doppelt so lang wie die DDR, die sich eingemauert hatte. Die Westgrenzen aber waren für alle offen, die einen Reisepass der BRD hatten. Die Stadt Aachen grenzte sogar an zwei Länder: Belgien und die Niederlande. Ihre Grenzen waren so offen wie die von Saarbrücken nach Frankreich. Westdeutschland war wieder Teil des Frankenreichs unter Karl dem Großen. Am 14. Januar 1963 gab General de Gaulle eine Pressekonferenz, auf der er sich gegen den Beitrittsantrag des Vereinigten Königreichs aussprach. Er berief sich auf die Unvereinbarkeit der wirtschaftlichen Interessen des Konti-





nents mit denen des Inselstaates. Er forderte, dass Groß-britannien alle Bedingungen der sechs Mitgliedstaaten EWG (BRD, Italien, Frankreich, Niederlands, Belgien, Luxemburg akzeptiert und seine Verpflichtungen gegenüber den Staaten in seiner Freihandelszone aufgibt. Der französische Staatspräsident befürchtete, dass durch eine neue Bewerbung die Gemeinsame Agrarpolitik (GAP) in Gefahr gerät und die Europäische Wirtschafts-gemeinschaft (EWG) sich in eine große Freihandelszone verwandelt. Er sah Großbritannien als Trojanisches Pferd der Vereinigten Staaten, denn der britische Beitritt würde in seinen Augen das europäische Europa zu einem atlantischen Europa entstellen. Er sprach sich für die Vertiefung und die Beschleunigung und gegen die Erweiterung des Gemeinsamen Marktes aus. Er stellte die europäische Gesinnung Großbritanniens in Frage. Die Haltung des Generals de Gaulle lässt sich auch unabhängig von den Interessen der EWG erklären. Zu den anti-englischen Ressentiments, die er seit seinem Londoner Exil hegt, kamen Befürchtungen bezüglich eines anglo-amerikanischen Atombündnisses hinzu. Durch die Lieferung amerikanischer Raketen an Großbritannien im Oktober 1962 wurde das gute britisch-französische Bündnis erschüttert, während de Gaulle sich immer weiter an Deutschland annäherte. Nach den drei Kriegen von 1870 bis 1945 zwischen den *Erzfeinden* in denen Millionen meist junger Männer gefallen war, unterzeichneten Bundeskanzler Adenauer und Präsident de Gaulle am 22. Januar 1963 den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag im Élysée-Palast in Paris. Am 28. Januar zwang die französische Regierung ihre fünf europäischen Partner, die noch unter dem Schock dieses einseitigen Vetos standen, die Beitrittsverhandlungen mit den Kandidatenstaaten zu vertagen.

Köln war als Teil der Rheinlandbesetzung nach dem Ersten Weltkrieg eine Besatzungszone unter britischer Führung. Sie endete 1926. Am Ende des 2. Weltkriegs waren in Köln zunächst amerikanische Truppen einmarschiert. Die britische Militärregierung übernahm am 21. Juni 1945 die Verwaltung von der amerikanischen Besatzungsmacht. Sie umfasste nicht nur Köln, sondern auch den nördlichen Teil der alten Rheinprovinz. Die Briten waren für die Verwaltung der Stadt und die Reorganisation der lokalen Verwaltung zuständig. Konrad Adenauer, der von 1917 bis 1933 Oberbürgermeister von Köln von den Amerikanern wieder eingesetzt worden war, wurde im Oktober 1945 von den Briten wieder abgesetzt. Vielleicht lag es daran, dass die beiden alten Herren sich so gut verstanden.

Vielleicht lag es auch an Karl dem Großen zu dessen Zeit England keine große Rolle bei der Entstehung Europa spielte, sondern als Zufluchtsort von Stämmen, die aus Karls Europa flüchteten, um der neuen Herrschaft von Staat und Kirche zu entkommen. Die Siedlungsgebiete der Sachsen und Angeln im Süden und Südwesten wurden alsbald von seefahrenden heidnischen Wikingern aus Norwegen und Dänemark überfallen. Alfred der Große, König von Wessex wehrte sich gegen die Dänen und 886 eroberte er mit London das künftige Zentrum des Landes. Alfreds Sohn Eduard baute das Verwaltungssystem aus, in dem Kronbeamte als *Sherrifs* an der Spitze von *Shires* genannten Verwaltungseinheiten standen, die für das Gerichtswesen und Heeresaufgebot zuständig waren. Alfred starb im selben Jahr wie Karl der Große, 899. Nach seinem Sieg über die Dänen 910 konnte sein Sohn König Eduard bis 918 auch die Königreiche der Angelsachsen dazu bringen, ihn als Herrscher anzuerkennen. Um 950 bestand



ein englisches Reich von der Kanalküste bis Schottland mit Edinburgh als nördlichster Grenzstadt. 978 begann die Regentschaft von König Aethel-red, einem Sohn aus König Edgars zweiter Ehe, der damals 12 Jahre alt war. 980 begannen die Wikinger eine neue Welle von Angriffen von See aus. Größere Kämpfe fanden nicht statt, weil der König sich mit Tributzahlungen freikaufte. Die Wikinger setzten dennoch ihre Bestrebungen fort. 991 kam es zur Schlacht. Die Wikinger gewannen, Aethelred musste zahlen, um den Abzug der Wikinger zu erreichen. Das ging in den Folgejahren munter weiter. 1002 heiratete Aethelred die normannische Herzogstochter Emma in der Hoffnung auf normannische Unterstützung gegen die gierigen Nordmänner. Damit legte er den Grundstein für die spätere normannische Eroberung. Als 1012 der dänische König Sven Gabelbart

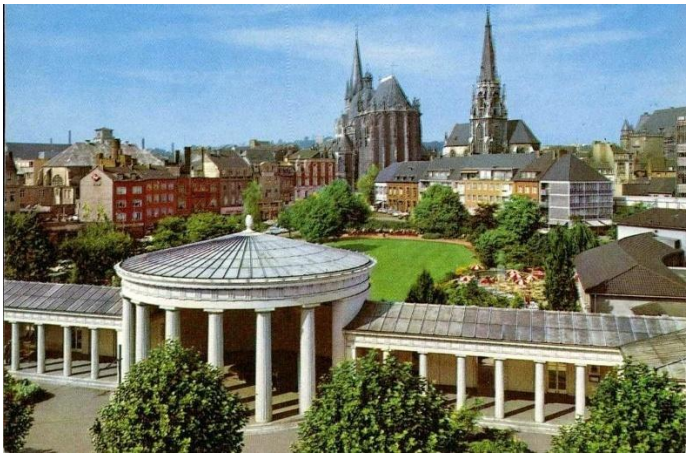
zu einem neuen Beutezug in England anlegte, floh Aethelred in die Normandie. Als Sven Gabelbart wenige Tage nach seiner Krönung zum englischen König gestorben war, verbündete sich Aethelred mit dem norwegischen König Olaf Haroldson und kehrte auf den Thron zurück. Knut, der Sohn Gabelharts beanspruchte allerdings den Thron für sich und segelte 1015 mit einer großen Flotte aus Dänemark nach England, wo er Edmund Ironside, den Sohn des während der Belagerung verstorbenen Aethelreds, besiegte. Knut wurde 1016 zum König von England gekrönt und regierte ab 1018 in Personalunion auch Dänemark sowie weite Teile Norwegens und Südschwedens. England war damit Teil eines durch Seefahrt zusammengehaltenen Großreiches. England erholte sich nach jahrzehntelangen Wikingerraubzügen und das Danegeld wurde abgeschafft. Knut heiratete Emma, die Witwe von Aethelred und konvertierte zum Christentum. Nach seinem Tod 1035 regierte sein Sohn Hardiknut bis 1042. Danach übernahm sein Halbbruder Eduard aus der Ehe von Aethelred und Emma das Königreich. Der hatte den Großteil seines Lebens in der Normandie verbracht und bevorzugte normannische Adlige an seinem Hof. Das erzeugte Spannungen. Anführer war sein Schwiegervater Godwinson, Earl of Essex, die Opposition gegen die Normannen an. Er verlangte, dass der kinderlose Eduard seinen Sohn Harold zu seinem Nachfolger ernennt. Harold war aber nicht mit dem Könighaus verwandt. Also beanspruchten nun der Norwegerkönig Harald III als Enkel Knuts des Großen sowie Wilhelm, Herzog der Normandie und Großneffe von Emma die Thronfolge. Nach dem Tod von Eduard 1066 wurde Harold Godwinson von den Großen des englischen Reichs als Nachfolger anerkannt. Harald von Norwegen und Wilhelm von der Normandie begannen sofort nach der Wahl mit Vorbereitungen für Feldzüge nach England. Harald erreichte als Erster die Insel und landete mit 300 Langschiffen in Yorkshire. Harold schlug die Invasionsarmee zurück. Am Morgen des 28. September landeten die Normannen im Südwesten. Harold musste sein von der Schlacht geschwächtes Heer in Eilmärschen dem neuen Angreifer entgegenführen. Am 14. Oktober 1066 unterlagen die englischen Truppen in der Schlacht von Hastings, in der Harold und seine Brüder fielen. Danach stieß Wilhelm kaum noch auf Widerstand. Am Weihnachtstag 1066 wurde er in Westminster zum englischen König gekrönt.

Der gestickte Wandteppich von Bayeux (um 1070) beschreibt auf 48-53 cm Breite und 68 Metern Länge in 58 Bildern die Geschichte der Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm der Eroberer vom Treffen von Harald Godwinson mit dem englischen König Edward bis zur Schlacht von Hastings im September 1066 an der südlichen Kanalküste. Eine originalgetreu gearbeitete Kopie aus dem 19. Jahrhundert findet sich im Stadtmuseum von Reading in zwischen London und Oxford.



Die Geschichte Europas im Mittelalter erschien mir wie ein Labyrinth aus ständigen Machtkämpfen zwischen feudalen Monarchien, mächtigen Adelsfamilien und der Kirche um Einfluss und Territorien in Grenzen, die sich über die Jahrhunderte veränderten, bis eine neue Weltordnung entstand, die von Nationalstaaten geprägt wurde. In den Monarchien wurde der Kampf der Stände gegeneinander schärfer, Bauern standen gegen Bürger und Fürsten, Fürsten gegen König und Kaiser. Die Kirche hat viel von ihrem ursprünglichen Einfluss verloren. Zugleich hatten neue Entdeckungen die Kenntnis des Menschen von der Erde erweitert und zu kräftigem Wachstum der Wirtshaft des Kontinents geführt. Mit ähnlichen Worten endet der Band II, *Das Abendland in der Einheit* auf Seite 161 mit den Schlussworten*: Der Mensch am Ende des Mittelalters.*

Nach der Überquerung des Rheines durch Caesar im Jahr 55 v.Chr. haben die Römer eine Kette von militärischen Stützpunkten und Stadtgründungen den Rhein entlang angelegt. Von dort aus, aber auch aus dem Inneren Galliens, zogen Kundschafter in die neuen Regionen, um nach Bodenschätzen, feindlichen Stämmen und auch nach Thermalquellen Ausschau zu halten. Eine dieser Patrouillen wurde im heutigen Aachen fündig, was zur Gründung mehrerer Thermalbäder im Raum Aachen führte. Eines davon entstand in der Stadtmitte in der Nähe des Elisengartes, wo entsprechende archäologische Spuren gefunden wurden, die auf die Nutzung des Thermalwassers durch die Römer hinweisen. Das natürliche Wasser, das durch Geothermie auf hohe Temperaturen erhitzt und reich an Spurenelementen und Mineralien war, sprudelt an vielen Stellen der Stadt aus dem Boden. Bad Aachen war also von alters her ein bekannter Bade- und Kurort. Ende des 17. Jahrhunderts wurde daraus ein modischer Kurort, der von gekrönten Häuptern wie von Berühmtheiten seiner Zeit besucht wurde. 1819 beschloss der Aachener Stadtrat den Bau einer Brunnenhalle. In einem repräsentativen Gebäude im Stil des *Neoklassizismus* sollte auch eine Trinkhalle gebaut werden, in der die Kurgäste das 52 Grad heiße Wasser aus der nahegelegenen Kaiserquelle oral zu sich nehmen konnten. Das Ensemble wurde 1828 eröffnet. Das Wasser aus den Quellen enthält viel Schwefel und es riecht deshalb wie der Teufel nach faulen Eiern. Die Abgabe war kostenfrei und weil Mutti mir empfohlen hatte, diesen Brunnen aufzusuchen, wollte ich sie nicht enttäuschen und besuchte nach dem Dom den nahegelegen Elisenbrunnen, um einen Zinkbecher mit dem Heilwasser abzuholen. Das Wasser roch nicht nur schrecklich, sondern schmeckte auch so. Weil es so gesund sein soll, stellte ich mich sogar an, um eine zweite Füllung abzuholen und sie mit zugehaltener Nase auszutrinken. Danach fühlte ich mich gestärkt wie Siegfried, der, nachdem er im Drachenblut gebadet hatte, nicht wusste, dass der Wind ein Lindenblatt auf seine linke Schulter geweht und damit eine Stelle der Verwundbarkeit hinterlassen hatte.



Im Elisengarten gab es direkt hinter der Brunnenanlage ein Restaurant mit einem großen Gartencafé. Dort erholte ich mich mit einem Paar Wiener und einem kleinen Bier von dem schrecklichen Heilwasser. Dann schrieb ich Postkarten an Mutti und Otto sowie an Renate und Sybille in Murnau und warf sie auf dem Weg zurück zur Wohnung in einen Briefkasten. Ich las ein wenig, dann fuhr Hubertus mit mir zu einem Freund, mit dem er sich auf eine Matheaufgabe am Samstag vorbereitet. Später haben wir zwei kleine Bierchen in einer Straßenkneipe getrunken. Am Sonnabend nahmen mich Onkel Fred und Dorothea im Auto mit, um in der niederländischen Kleinstadt Vaals, nur ein paar Kilometer entfernt von Aachen, einzukaufen. Ich erfuhr, dass Kaffee, Käse oder Butter dort billiger waren als in Deutschland und Zigaretten und Benzin deutlich weniger kosteten. Das lockte viele über die Grenze und die Geschäfte von Vaals waren entsprechend voll. Nachmittags hat mich Hubertus mit seinem Freund ins Hangeweiher Freibad mitgenommen. Die großzügige Anlage





war so gut besucht wie die Kleinstadt Vaals. Im großen Becken blieb dennoch genug Platz um zügig zu Schwimmen. Das hat mich entspannt und nach dem Besuch einer Eisdiele war ich fit für die lange Reise nach Marple bei Manchester. Um ½ 7 brachte mich Hubertus zum Aachener Bahnhof. Die Preußischen Staatseisenbahnen hatten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wie wenige Jahre vorher in Köln, für den Neubau eines Hauptbahnhofs entschieden. 1905 wurde er eingeweiht. Der wuchtige Bau wurde im Krieg nicht wie der Kölner Hauptbahnhof schwer, sondern kaum beschädigt. Der vierzig Meter Turm des Hochhauses auf dem Bahnhofsvorplatz wurde 1925 von der Stadt Aachen als Verwaltungsgebäude im Stil der *Neuen Sachlichkeit* erbaut. Hubertus parkte auf dem Bahnhofsplatz und begleitete mich zum Schalter. Dort kaufte ich für 30 DM Sonderpreis für kinderreiche Familien eine Hin- und Rückfahrkarte nach Ostende und eine Bahnsteigkarte für Hubertus, damit er auf den Bahnsteig mitkommen konnte. Wir kamen rechtzeitig am Gleis an. Der Tauern-Express, ein Schnellzug von Laibach in Slowenien über Villach, Salzburg, München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Mannheim, Mainz, Köln, Aachen und Brüssel nach Ost-





ende, fuhr eben auf Gleis 1b der Haupthalle ein. Er hatte zehn Minuten Aufenthalt in Aachen. Wir standen in der Mitte des Bahnsteigs und als der Zug anhielt, sah ich in einem geöffneten Fenster nahe dem Zugende Ralph, der mir mit erhobenen Armen zuwinkte. Ich verabschiedete mich von Hubertus und schleppte meinen Koffer im Eilschritt zum Wagen Nr. 8. Ralph erwartete mich in einem Abteil, in dem wir die einzigen Passagiere waren und beide am Fenster sitzen konnten. Dorothea hatte mir Reiseproviant eingepackt und vom Bahnhofskiosk hatte ich zwei kalte Flaschen Bier mitgebracht. Wir waren entspannt, die Abendsonne tauchte die langweilige Landschaft in überirdisches Licht. Wir schwelgten in hoffnungsvoller Erwartung nie gekannter Erlebnisse. Irgendwann vor Brüssel stöhnte Ralph: „Hier muss es gewesen sein. Waterloo. Es gibt ein Denkmal. Siehst du es?“ Ich rülpste und sagte: Hier gibt’s nur ein Herrenklo ohne Spülung, das heißt Plumpsklo.“ Ein Leben ohne Kalauer ist öde.



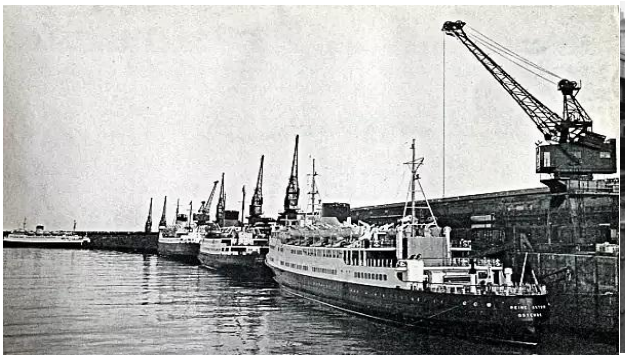
Dann wurde es dunkel und das Denkmal für den Sieg über Napoleon verschwand wie meine Hinterlassenschaften nach dem Zuklappen des Deckels im Plumpsklo der geschlechtsneutralen Toilette des Tauern-Expresses kurz vor Brüssel. Es war dunkel und man merkte gar nicht, dass die Stadt einen unterirdischen Hauptbahnhof hatte, der *Midi* hieß. Erst als der Zug aus dem Unterleib der Hauptstadt Belgiens wieder auftauchte, realisiert man, dass die Belgier anders ticken. Dann ging es im Dunklen weiter und als wir in Ostende ankamen, war es fast Mitternacht. Die wenigen Reisenden, die bis dahin durchgehalten hatten, verließen den Zug in einem Bahnhof, der nahe am Meer in einem Hafengelände lag, von dem aus man direkten Zutritt zu Fähren hatte, die damals fast eine Millionen Reisende pro Jahr auf Dampfschiffen nach Dover oder von Dover nach Ostende zurückbrachten. Die Bahnfahrer verließen den Zug und wurden mit vom Schlaf verquollenen Augen von ebenso müden Mitarbeitern der Fährgesellschaft empfangen und zu den Ticketschaltern und danach zur Passkontrolle geleitet. Das Licht in den Abfertigungsräumen war schummrig und das Personal ebenso übermüdet wie die Fahrgäste, bis sie auf kaum beleuchteten Treppen das Schiff betreten konnten, das sie über die unbe-



rechenbare Nordsee auf die andere Seite des Channels bringen sollte. Im Dunkeln sah die Fähre nicht so gut aus wie im Sonnenlicht ein paar Stunden später. Einige hatten Kabinen gebucht, in die sie sich zurückziehen konnten, andere besetzten Deckstühle, bis sie merkten, dass eine Nacht im feuchten Nebel auf dem Achterdeck ohne Wolldecke ziemlich unangenehm ist. Endlich war ich mit Ralph fast allein auf dem Achterdeck, ganz nah an einer Wand, die Wärme ausstrahlte. Ich hatte ein Fläschchen Whiskey mit dem lustigen Namen *Ballantines* im zollfreien Schiffskiosk gekauft und zum ersten Mal mit einer Pfundnote bezahlt. Ich habe 2 Crowns, 1 half Crown und 1 Shilling zurück-bekommen. Mit dem Whiskey begannen wir uns nach der Abfahrt nach Mitternacht warm zu halten, bis wir nach innen flohen und es uns auf einer Bank horizontal bequem machten. Whiskey scheint auch ein gutes Schlafmittel zu sein, denn wir wachten erst wieder auf, als die Morgensonne unsere Bank im Passagierraum mit ihrem Licht erreichte und der Kapitän um 6 Uhr morgens über Bordlautsprecher die bevorstehende Ankunft in Dover ankündigte. Es gab keine Getränke mehr und selbst zum Zähneputzen fehlte die Zeit. Immerhin schien die Sonne als das Schiff an der Mole vorbei in den Hafen einfuhr, anlegte, angetaut wurde und die müden Passagiere mit ihrem Gepäck in der Hand über eine Schiffstreppe zum Admirality Pier hinabsteigen konnten. Dort warteten Gepäckträger auf die Kunden,



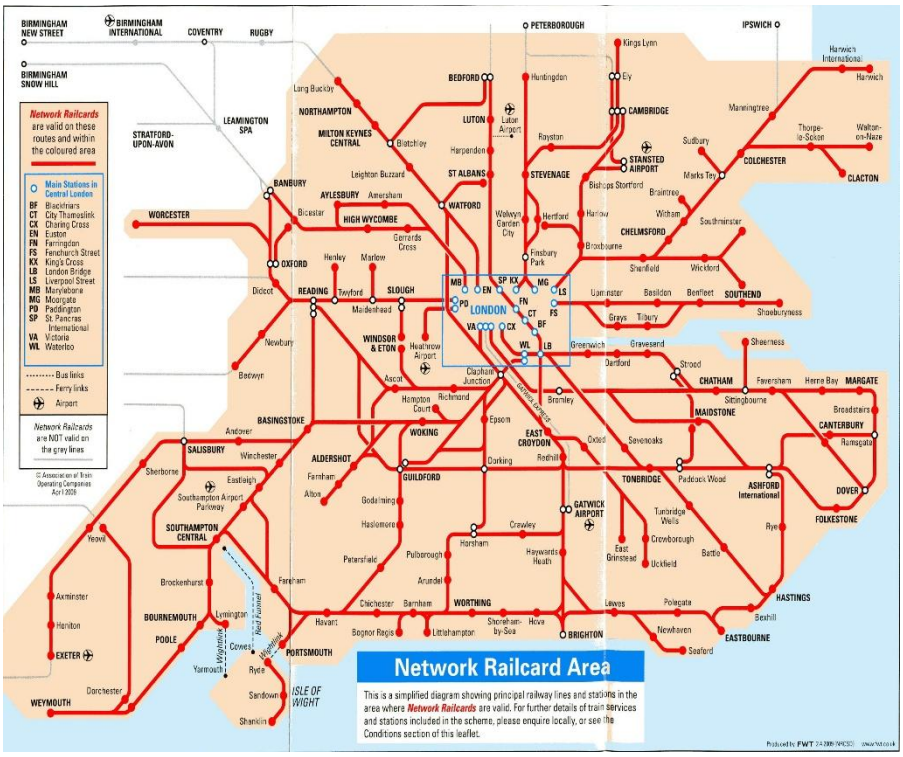
die es sich leisten konnten, den langen Weg zu dem weißen, mehrstöckigen Gebäude der Dover Marine Station (sieh Bild oben) unbeschwert auf dem Pier zurückzulegen. Dort mussten wir lange anstehen, bis die Einreisebeamte unsere Koffer inspiziert hatten und die Pässe durchblätterten, um sie danach lautstark mit einem Einreisestempel zu versehen und uns mit einem *Goodbye* abzufertigen. Die Marine Station der Britischen Eisenbahn befand sich direkt hinter dem weißen Empfangsgebäude. Dort wartete ein Zug, der auch alsbald Richtung London abfuhr. Es war nicht so trist wie auf den schwarz-





weißen Fotos, sondern wir waren beide beschwingt. Ralph, weil es nur noch dreißig Minuten dauerte, bis er sein Reiseziel erreicht hatte und ich, weil die Zöllner meine Mitbringsel für Shelaghs Eltern, eine Flasche Mosel und eine Hartwurst nicht beschlagnahmt hatten. Außerdem hatten wir wieder zwei Fensterplätze mit Aussicht. Aber nach der Ausfahrt des Zuges wurde es erstmal dunkel, bis der Zug in drei Tunneln die Hügel der Küste durchquert hatte und nun mit Höchstgeschwindigkeit die sattgrünen Wiesen, wohlbestellten Felder und vielfältige Mischwälder durcheilte. 100 km/h entsprechen etwa 62 mp/h = *Miles per hour*. Nach Canterbury waren es knapp dreißig Kilometer. Die bukolische Aussicht schläferte mich ein und ich begann zu schlummern, bis Ralph mich weckte: „Waterloo war kein Plumpsklo, sondern der Sieg der Briten unter General Wellington und der Preußen unter Feldmarschall Blücher beendete die französische Vorherrschaft in Europa endgültig. In London gibt es einen Bahnhof *Waterloo Station*. Also pass auf, wenn du dich mit Engländern über Geschichte unterhältst. Sie haben weder die Einkesselung und Flucht ihrer Truppen aus Dünkirchen noch die Luftschlacht um England mit der Zerstörung der Kathedrale von Coventry, oder den jahrelangen Beschuss und die Zerstörungen ihrer Hauptstadt durch Werner von Brauns Raketen vergessen. 1942 bombardierte die deutsche Luftwaffe mit *Baedeker-Blitzen*, benannt nach den *Baedeker Reisführern*, militärisch unbedeutende Städte in England, die bedeutende historische Gebäude besaßen. Canterbury, Sitz des Erzbischofs und das von König/Königin ernannte Oberhaupt der anglikanischen Kirche war eines dieser Ziele. In weit über hundert Angriffen wurden mehr als zehntausend Bomben abgeworfen und zerstörten über tausend Wohn- und andere Gebäude in der Stadt aber nicht die Kathedrale.“ Ich saß ihm wohl mit offenem Mund und starräugig gegenüber, dann sagte ich: „Woher weißt du das alles und was willst du mir damit sagen?“ „Von meinem Vater: Kapitel: Verhaltensregeln in früherem Feindesland. England und Frankreich, die Schutzmächte Polens haben dem Reich im Herbst 1939 den Krieg erklärt, aber zugesehen wie das Reich Polen mit den Sowjets besetzte und teilte. Nach dem Sieg über Frankreich 1940, im August versuchte Hitler in einer Luftschlacht um England das Königreich zu enthaupten. Das misslang, weil die Briten neue Flugzeuge entwickelt hatten. Hitler entschied sich, wie Napoleon, Großbritannien mit einer Kontinentalsperre und dem Atlantikwall aus Europa auszusperren. Dann wandte er sich nach Osten und nach einem Nichtangriffspakt mit Stalin überfiel er die Sowjetunion.“ Ich beneidete Ralph um seinen Vater. Der eierte nicht rum mit *kann sein, möglicherweise, vielleicht gab es da falsche Informationen, wenn das und das gelungen wäre, hätte er…ja wer wohl?* Ralph konnte meine Gedanken lesen. „Beruhig dich! Kennst du die Eltern deiner Freundin? Wie alt sind sie?“ „Shelagh ist zwanzig.“ „Dann war ihr Vater im Krieg.“ „Gut möglich.“ „Vielleicht war er Bomberpilot?“ „Quatsch, so jemand würde doch nicht tolerieren, dass seine Tochter Deutsch studiert und einen Deutschen einlädt.“ „Why not? Vielleicht ist er ein Nazi?“ „Hey Ralph hör auf, du nervst!“ „Ich muss sowieso gleich





aussteigen. Denk trotzdem daran: Die Briten verlieren gerade ihr Weltreich. Das ist so schmerzhaft wie der Verlust des Deutschen Reiches.“ Der Bahnhof von Canterbury East, einer Stadt von etwa 50.000 Einwohnern, wurde von Görings Luftwaffe jedenfalls nicht getroffen. Ralph griff nach seinem Koffer und sah plötzlich sehr weltmännisch aus und verabschiedete sich mit: „See you later alligator in Irschenhausen!“ Was zum Geier ist ein Alligator? Ich hatte Langenscheidts Wörterbuch in meinem Koffer und sah nach: Es war ein amerikanisches Krokodil aus Florida. Ralph war weg, der Zug fuhr weiter, die liebliche Landschaft änderte sich. Es waren noch 100 Kilometer nach London, wo Shelagh auf mich wartete. Ralph spitzfindige Fragen klangen nach. Aber ich hatte keine Kraft sie zu beantworten und mein Hirn schaltete auf Schlummer, einen Zustand zwischen Traum und Schlaf, den ich nicht mochte, aber nicht beeinflussen konnte. Nach der Schlummerpause hatte ich genug Kraft aufzustehen, ein Fenster herunterzuziehen und meinen Kopf dem Fahrtwind auszusetzen. Der Zug fuhr schnell und es dauerte, bis ich meine Augen öffnen konnte. Die Landschaft war noch üppig grün, aber wenig später erreichte er dicht besiedeltes Gebiet und stoppte an einem Bahnhof, der Gillingham hieß. Kurz darauf verschwand er in einem Tunnel, tauchte wieder auf, hielt an einem Bahnhof mit dem Namen Chatham, bevor er wieder





durch einen Tunnel fuhr, um wenig später auf einer Brücke einen Nebenfluss der Themse zu überqueren. Dann ging es wieder weiter durch Wälder, Wiesen und Felder wie vor Chatham. In den nächsten zehn Minuten war von der Riesenstadt London wenig zu sehen. Nach einem Bahnhof mit dem Namen *St. Paul's Cray* wurde die Bebauung immer dichter. Die Bahntrasse durchquert ganze Stadtteile auf einem Damm mit Straßentunneln. Schließlich treffen sich die Bahnlinien aus vielen Richtungen und sammeln sich auf Gleisanlagen, die auf einer zehnspurigen Brücke die Themse überqueren, so dass die Züge über eine breite Zuführkurve direkt die große Halle der Endstation *Victoria Station* im Zentrum Londons einfahren können. Das war großartig und beeindruckend. London war mit über acht Millionen Einwohnern die größte Stadt Europas. Nur oder New York-Newark mit vierzehn Millionen oder Tokio mit zehn Millionen hatten mehr Einwohner. Auf der Karte des Eisenbahnnetzes oben sieht man, dass die Bahnlinien aus allen Himmelsrichtungen in fünfzehn Bahnhöfen rings um die Innenstadt enden. Die Victoria Station war einer der größten.

Es war neun Uhr, als ich den Zug verließ, meinen Koffer auf dem Bahnsteig in der riesigen Gleishalle abstellte und versuchte Shelagh in der Menge zu orten. Nun war ich so aufgeregt, wie ich vorher schläfrig war. Mein Herz pochte, als ich sie endlich sah. Sie kam direkt auf mich zu, umarmte und küsste mich. Tausend Glocken läuteten begleitet von hundert Signalpfeifen der Eisenbahner. Dann hörte ich ihre Stimme: *„Welcome to England! How are you?"* Es war nicht mehr wie in der ersten Schulaufgabe in Englisch Ende Oktober des letzten Jahrs. *„I am so glad to meet you! I am happy!"* Ihre Augen musterten mich: *You look pale. Did you have breakfast?" „Not yet." „We shouldn't start our long journey with empty stomachs. Let's go to a restaurant!"* Wir gingen den Bahnsteig entlang, passierten die Fahrkartenkontrolle und durchquerten die belebte Eingangshalle. Dann standen wir auf dem Bahnhofsvorplatz. Dort warteten rote Doppeldeckerbusse auf Passagiere und viele Autos fuhren vor den Haupteingang der Schalterhalle, um Bahnreisende abzusetzen oder abzuholen. Aber je weiter wir uns vom Bahnhof entfernten, desto geringer war der Verkehr. In meinem Tagebuch steht: „Die Stadt schien wie ausgestorben." Es war Sonntagvormittag und vielleicht hatten sich viele Menschen in den Kirchen der Riesenstadt zum Gottesdienst versammelt. Shelagh hat mich jedenfalls zu einem *Breakfast Restaurant* gebracht, das ein reichhaltiges Frühstück für einen Shilling und einen Six-Pence versprach. Es war ein *Self Service Restaurant* ohne Kellner also mit Selbstbedienung. Auf dem Bild oben sieht man die Auswahl, die Shelagh für mich getroffen hat: *Baked beans, sclice blood sausage, two pork sausages, two stripes crisp fried bacon, fried egg, fried tomato, two fried potato triangles, slices of toasted white bread.* Ich mochte Shelaghs *English Breakfast.* Gestärkt und vom Tee aus Indien belebt,







brachen wir auf *Richtung Piccadilly Circus*, um von dort mit der U-Bahn zum Stadtrand Londons zu fahren. Shelagh wollte die Gelegenheit nutzen und mir, bevor wir nach Norden fahren, den *Buckingham Palace, The Mall* und den *Trafalgar Square* zeigen. Der Palast steht nicht weit von *Victoria Station* umgeben von weitläufigen Parks und Gärten mitten in der Stadt. Eine breite Straße, genannt *The Mall*, führt etwa einen Kilometer unter hohen kühlen Bäumen durch den *St. James Park.* Wenn große Paraden stattfinden, gilt hier Parkverbot und dutzende von Fahnenmasten mit dem *Union Jack*, der Nationalflagge des Vereinigten Königreiches flattern, wo sonst Autos parken. Gegenüber des königlichen Palasts steht ein Triumphbogen mit halbrunden Gebäudeflügeln an beiden Seiten.



Der *Admirality Arch* wurde 1910 erbaut. Durch zwei der drei Bögen kann der Straßenverkehr das Gebäude in beide Richtungen durchqueren. Für Fußgänger gibt es seitlich zwei Durchgänge. Durch einen gelangten wir auf die andere Seite und standen auf dem *Trafalgar Square*. Von englischer Geschichte wusste ich nicht viel. In Band III meines Geschichtsbuches für die Mittelstufe gab es nur zwei Einträge: *England im Zeitalter der Reformation* (2 Seiten), *England zur Zeit Cromwells und der Stuart-Könige* (3 Seiten) und eine Erwähnung im Kapitel *Frankreichs Kriegsherrschaft unter Napoleon. „1805: in diesem Jahr wurde die französische Flotte bei Trafalgar durch Nelson vernichtet. Er selbst fand an Bord des Admiralschiffes Victory den Tod, aber der Sieg war vollkommen. Für ein Menschenalter gab es keine französische Seemacht mehr.“* Napoleon antwortete mit der Kontinentalsperre, aber nach seiner Niederlage in Waterloo kontrollierte Großbritannien die Weltmeere. Shelagh erzählte mir, dass die Säule für den siegreichen Admiral 1842 errichtet wurde und mit 51 Metern so hoch ist wie der Hauptmast seines Schiffes *Victory*. Das Gebäude mit den dorischen Säulen im Hintergrund ist das Nationalmuseum. Vielleicht gibt es dort Gemälde auf denen Nelsons Riesenschiff zu sehen ist? Ich nahm mir vor auf der Rückreise nochmal herzukommen. Jetzt war keine Zeit. Im Gegenteil, wir mussten

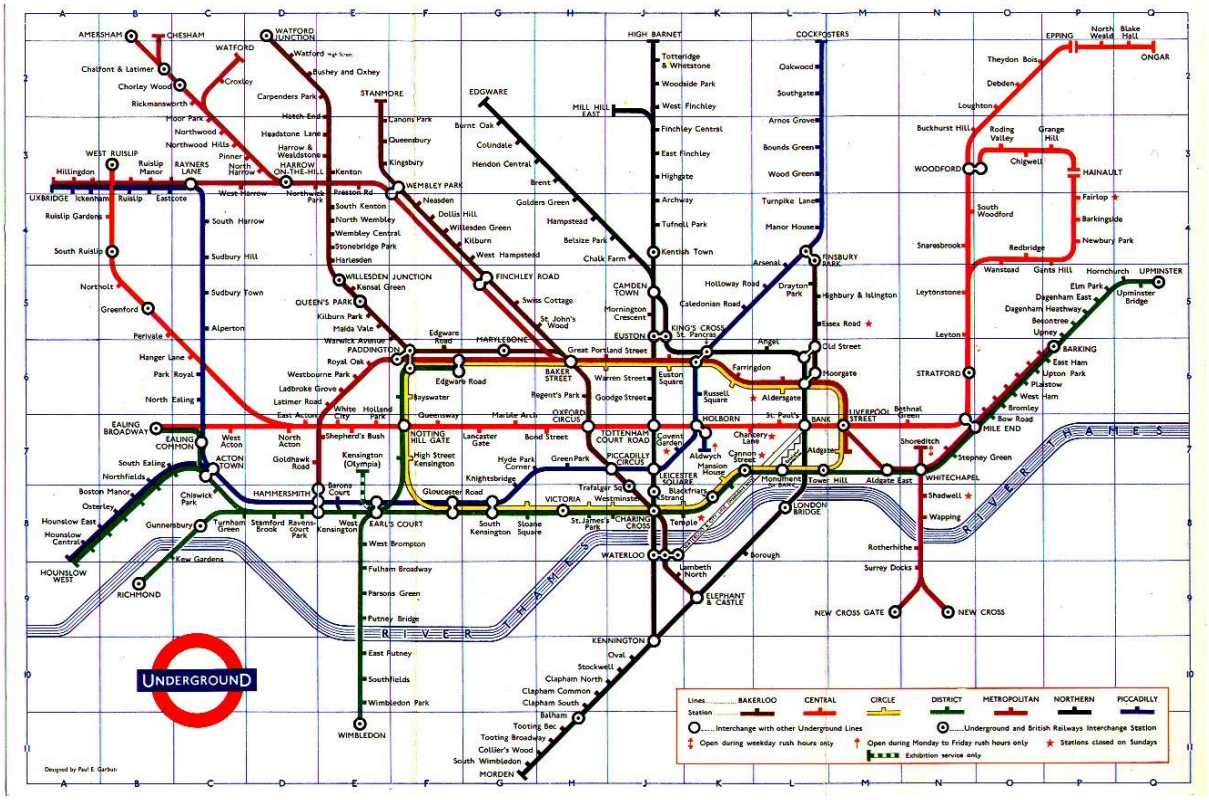








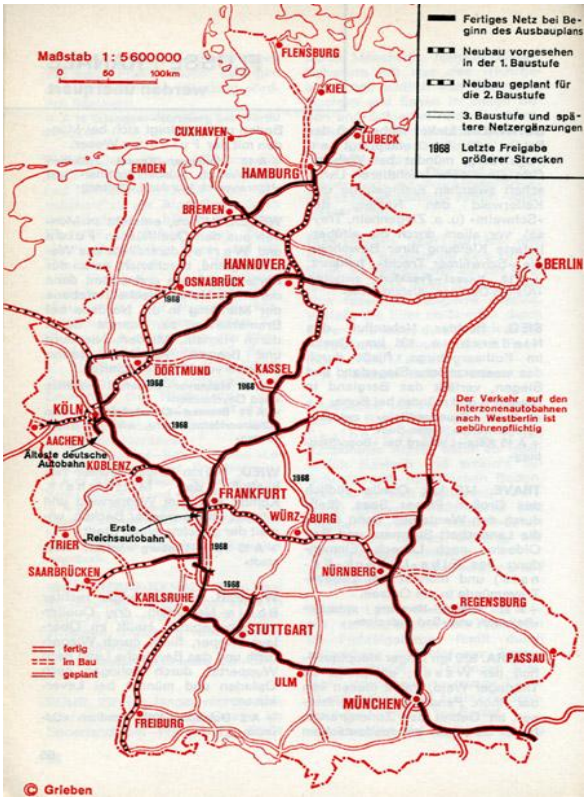
uns sputen, es war bald Mittag. Die Straße, auf der wir links vom Nationalmuseum Richtung Piccadilly gingen, hieß *Haymarket Street.* Es gab dort aber keine Kühe! Ha, ha, ein Witz ohne Beine. Ich hätte mir den Piccadilly gerne länger angeschaut. Irre viel Reklame und Spielhallen mit den merkwürdigsten Maschinen, Wettbüros für Hunde- oder Pferderennen, Cricket oder Fußball, Bettler und Typen wie aus Edgar Wallace Filmen. Shelagh suchte einen U-Bahnhof. Der war nicht einfach zu finden, weil der Eingang unauffällig in einer Häuserzeile versteckt war. Aber dann standen wir auf dem Bahnsteig des Fahrrohrs, das die Londoner Tube nennen. Kein Platz zum Wohlfühlen und außerdem war es warm wie in einem Backofen. Endlich konnte ich meinen Koffer abstellen und neben Shelagh sitzen und mich erholen. Immerhin waren die Fenster geöffnet und der Fahrtwind war etwas kühler als die Innenstadt im Hochsommer. Von Piccadilly nach Stanmore sind es 13 Meilen oder 21 Kilometer oder 30-40 Minuten.



Im Kalender steht: „Wir versuchen mitten in der Stadt zu trampen. Erfolglos. Wir fahren weiter raus nach Watford-Junction. Von dort geht es mit verschiedenen Autos weiter.“ Das erste Auto, das uns mitnahm, war ein *Humber Hawk*, es hatte vier Türen und war geräumig wie ein Opel Rekord. Der Kofferraum war so groß, dass auch mein Koffer noch Platz fand. Es war ein Ehepaar mit einer etwa

zehnjährigen Tochter auf dem Rücksitz, auf dem noch Platz war für Shelagh und mich. Sie setzte sich auf den Mittelplatz und ich saß links von ihr am halbgeöffneten Fenster. Ich war wohlig erschöpft. Während der Wagen auf der Autobahn M1 durch die sonnige Landschaft rollte, der Fahrtwind sanft säuselte und meine Hand in Shelaghs Hand ruhte, während sie sich mit ihrer lieblichen Stimme mit dem freundlichen Ehepaar in Englisch unterhielt, überkam mich große Erleichterung und ich schlief ein wie ein Baby an der Hand seiner Mutter. Erst als sie meine Hand drückte und sagte: *„Burkhardt, please wake up, we have to leave!“* erwachte ich wieder. Ich wusste nicht, dass es damals in England noch kein Autobahnnetz wie in Deutschland gab. Aber das bestehende Straßennetz war deshalb nicht schlecht. Es hatte nur etwas, was ich auch nicht kannte: *Round abouts*. Das heißt Kreisverkehr. Den gab es nun auf Weiterfahrt mehr oder weniger vor jedem Ortseingang und Ortsausfahrt. Das war jedenfalls mein Eindruck. Das nette Ehepaar mit Tochter in einem *Humber Hawk* fuhr weiter auf der M1 nach Leicester und Shelaghs magischer Daumen verhinderte, dass wir länger als zehn Minuten





warten mussten. So reisten wir an der zweitgrößten Stadt Englands, Birmingham vorbei, ohne einen Schornstein zu sehen. Irgendwann zwischen Stafford und Chester hat uns ein Gentleman sogar zum Nachmittagstee mit seiner Gattin in seinem Landhaus eingeladen und uns später wieder an der Landstraße zum Weitertrampen abgesetzt. Ein netter alter Mann brachte uns schließlich am frühen Abend nach Chester, der Hauptstadt der Grafschaft Cheshire zu der Shelaghs Heimatstädtchen Marple gehört. Von dort fuhren wir mit dem Zug nach Manchester und erreichten etwa 70 Minuten später



den, laut Kalender „schmutzigen Central-Bahnhof, wo Mister Coyne wartete, um uns abzuholen. Nach einer nächtlichen Nebelfahrt trafen wir in Marple ein. Mistress Coyne und auch Schwester Hilary waren noch wach, aber ich ahnte bereits, dass die Verständigung nicht einfach wird, denn sie sprachen zwar English, aber in einer Art, die ich kaum verstehen konnte. Es war wie ein Dialekt. Aber sie erwarteten von mir auch keine Redekunst, sondern angenehme Umgangsformen. Shelagh führte mich in ihr Zimmer im ersten Stock, das ich benutzen durfte, solange ich in Marple war.

Sie teilte sich für die Zeit das Zimmer ihrer Schwester Hilary. Ich öffnete meinen Koffer, packte meine Gastgeschenke aus und übergab sie am Esstisch der Küche im Erdgeschoß. Herr Coyne lachte über die riesige Salami in seiner Hand und seine Frau hielt die Flasche hoch und schien erfreut über den deutschen Riesling von der Mosel. Dann war Zeit für einen Henkelbecher mit heißem Gute Nacht Kakao, der lecker schmeckte. Ich verabschiedete mich mit *„Good Night*“, ging mit Shelagh nach oben, sank glücklich in ihr duftendes Bett und sie verwöhnte mich mit Küssen und Streicheleinheiten. Dann verließ sie mich und ich schlief sofort ein. Ich wachte erst wieder auf als es hell war. Shelagh saß auf der Bettkante, streichelte meine Wangen, bis ich meine Augen öffnete und ihre Augen blickte. Sie lachte: *„Ah, there you go! Good morning! Welcome in Marple!*“ Dann gab sie mir einen leidenschaftlichen Kuss: „*Time for breakfast!*“ Mein Engel mit dem Wuschelkopf verschwand mit fröhlichen Lachen. Es war zehn Uhr morgens. Ich sah aus dem Fenster: Der Himmel über den einstöckigen Doppelhäusern aus rötlichen Klinkersteinen an der Church Street war blassblau, das Wetter trocken. In der Küche erwartete mich Shelagh. Sie fragte mich, was ich bevorzuge: *scrambled, soft or fried eggs.*



Ich sagte *scrambeld* und war gespannt, was das war. Sie fragte: *With ham or cheese.* Ich entschied mich für *both*. Sie quirlte zwei Eier mit einer halben Tasse Sahne in einer Schale, briet ein paar Streifen Kochschinken in einer Pfanne auf dem Gasherd bei kleiner Flamme an, fügte die gequirlten Eier hinzu, drehte den Gasknopf auf mittlere Hitze und rührte es in der Pfanne, bis es fertig war. Deshalb heißt es Rührei. Dann überstreute sie es mit geraspeltem Käse. Es gab *rolls* = Brötchen, *butter* = Butter oder *peanut butter* = Erdnussbutter oder *Marmite* = einen Brotaufstrich mit intensivem salzigem und leicht bitterem Geschmack. Alles war spannend, nahrhaft und wohlschmeckend. Dazu gab es heißen, schwarzen *English Tea* ohne Milch.

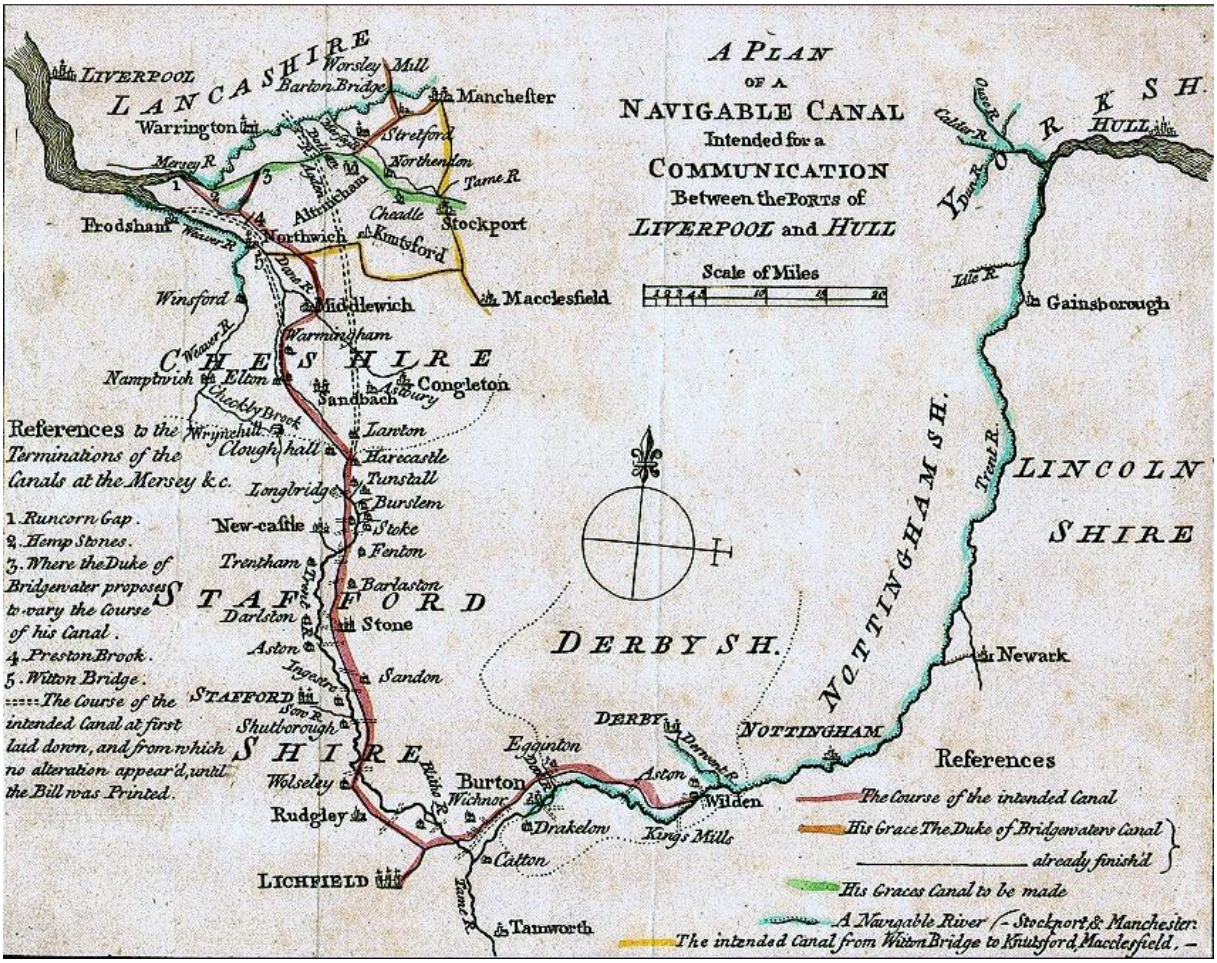




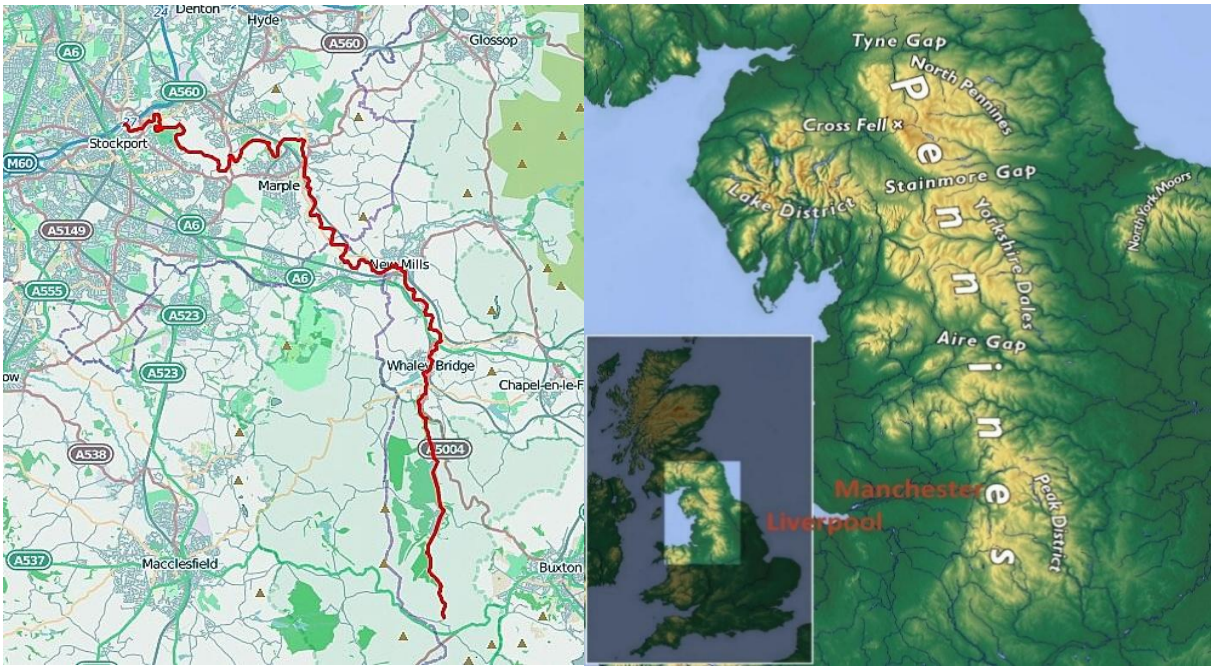
Wir waren allein in der Küche. Ihr Vater war zur Arbeit in Manchester und ihre Mutter erledigte Montagseinkäufe. Shelagh nahm mich mit, um mir Stadt und Landschaft zu zeigen. Auf dem Bild oben in der Mitte ist die *Church Street* zu sehen, auf dem Bild darunter markiert ein roter Punkt die Lage des Hauses. Wir gingen bis zum Ende der *Church Street* und dann in Richtung des Kanals auf der rechten Seite des obigen Bildes. Auf der linken Hälfte dieses Bildes unter dem großen Baum liegt die *Marple*



Lock Flight = eine Schleusenkammer, die es Booten oder Frachtkähnen ermöglicht, die Höhenunterschiede der Landschaft zu überwinden. Marple liegt zwar in der Grafschaft Cheshire, aber das Kanalsystem entstand in einer Zeit als Manchester noch kein industrielles Zentrum Großbritanniens war, als König Ludwig XIV 1767 im Süden Frankreichs mit dem Bau der Erweiterung des *Canal Midi* vom Atlantik bis Toulouse über Béziers nach Séte zum Mittelmeer begonnen hatte. Vielleicht hat das die Engländer dazu inspiriert Liverpool an der Irischen See mit Hull an der Nordsee u verbinden. 1771 begann die Planung just in dem Jahr, in dem der junge Töpfer Josiah Wedgwood nahe Stoke-on-Trend eine Manufaktur für porzellanähnliches Steingut in Betrieb genommen hatte und damit so erfolgreich

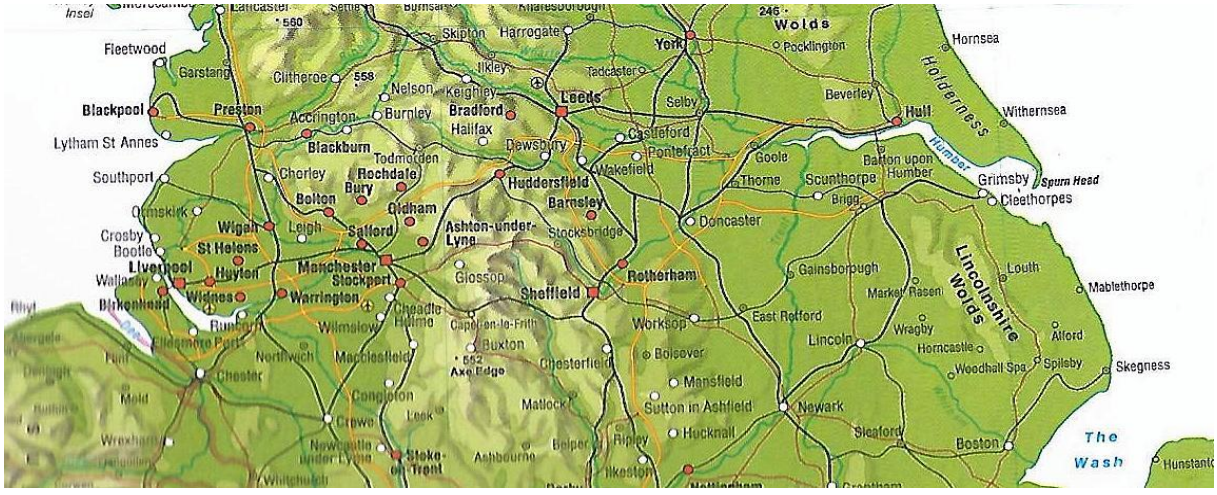


war, dass er wenige Jahre später für seine Betriebstätte einen eigenen Stadtteil mit dem Namen der Stilrichtung seiner Ware errichtete: *Etruria.* Der bestand nicht nur aus den Gebäuden der Manufaktur, sondern auch aus einer Wohnanlage für die Beschäftigten. Der 150 km lange *Trent and Mersey Canal* wurde 1777 eröffnet. Der Kanal von Liverpool nach Hull ist bis Burton-upon-Trent nur von *Narrowboats* befahrbar, die zwar 22 Meter lang, aber nur 2,20 Meter breit sind. Von Burton bis Hull kann der Kanal auch von Booten bis 14 Fuß = 4,27 Meter Breite befahren werden. Der *Goyt River* (rot, linkes Bild) fließt von Süden nach Norden und mündet bei Stockport in den *Mersey River*. Der *Tame River* kommt aus dem Nordosten, fließt an Manchester vorbei nach Süden und mündet ebenso bei Stockport in den



Mersey River. Von Stockport fließt der Mersey River durch ein liebliches Tal etwa 15 Kilometer Richtung Westen bis eine weiterer Fluß, der *Irwell,* der etwa 70 Kilometer nördlich von Manchester in den *Pennines* entspringt und die Großstadt im Süden durchfließt, bevor er im Südwesten der Stadt in den Mersey River mündet, der nun seine Richtung Südwesten ändert und nach weiteren 10 Kilometern die Bucht von Liverpool erreicht. Der drittlängste Fluss der Insel, der *Trent* entspringt im Süden der Pennines nur wenige Kilometer unterhalb des Gipfels des Axe Edge entfernt nahe der Stadt Stoke-on-Trent. Er fließt aber nicht nach Westen, sondern in einer Schleife um die Südspitze der Pennines herum nach Osten und dann Richtung Norden, bis er die Bucht des River Humber erreicht hat.

Während mir Shelagh den Zusammenhang zwischen dem Kanalsystem und Fluss-System der



nördlichen Midlands vermittelte, gingen wir auf sandigen Gehwegen im angenehmen Schatten von Laubbäumen entlang des *Peak Forest Canal* Richtung Süden. Shelagh redete nicht mehr über

Wasserwege, sondern die Römer, die in dieser Gegend zwar keine Spuren hinterlassen haben, denn die *Roman Lakes* entstanden als Reservoir für Wasser aus dem Fluss Goyt, das ab 1795 den Betrieb der Maschinen einer Baumwollspinnerei ermöglichte. 1804 waren 10.080 Spindeln im Einsatz und 550 Beschäftigte bevölkerten das riesige, sechsstöckige Fabrikgebäude, das 1892 durch einen Brand zerstört wurde. Alles, was übrigblieb, waren die römischen Seen. Die wollte sie mir zeigen. Diese letzten Zeugen liegen aber im Westen, der sowohl durch die Schienen der Bahn als auch vom Goyt River blockiert ist. Schließlich können wir auf einer *Roman Bridge* den Goyt überqueren und am anderen Flussufer weitergehen, bis wir zu einem Viadukt kamen, über den die Eisenbahn den Goyt überquert und ungestört zum Bahnhof von Marple durchfahren kann und wir darunter unsere Wan-







derung fortsetzen konnten. Aus dem Geschichtsunterricht wusste ich, dass Julius Cesar während seines Gallien Feldzugs etwa 50 v.Chr. auch einen Abstecher nach England unternahm, aber durch den Widerstand der Gallier alle seine Kräfte einsetzen musste, um seinen Sieg auf dem Festland nicht zu gefährden. Damit wurde die Invasion um hundert Jahre aufgeschoben. Erst einer seiner Nachfolger, Kaiser Caligula, der nur vier Jahre 37-41 n.Chr. regierte, zog wieder Truppen an der Kanalküste zusammen. Erst Jahre später schaffte sein Onkel und Nachfolger Claudius es, vier Legionen mit etwa 20.000 Soldaten und ebenso vielen Hilfstruppen zu mobilisieren, um eine Invasion im Südosten der Insel durchzuführen. Dort unterwarfen sich acht Stämme. Camulodunum wurde zum Verwaltungsmittelpunkt der neuen Provinz. Kaiser Vespasian rückte weiter nach Westen vor und brachte bis 79 n.Chr. den größten Teil Englands unter die Kontrolle der römischen Kaiser. Die Karte rechts zeigt den Verlauf des Grenzwalls, den der römische Kaiser Hadrian nach einer Inspektionsreise von 122 bis 127 errichten ließ. Der 117 Kilometer lange britannische

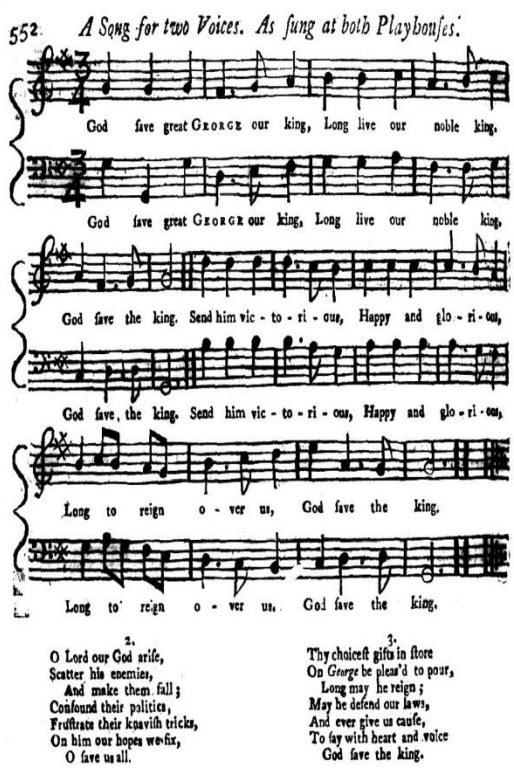


Limes bestand aus bis zu 5 Meter hohen Mauern oder Erdwällen mit 350 Wachtürmen, 80 Meilenkastellen, Brücken und Grabenanlagen. Er sollte nicht nur die Kaledonier wie Kelten, Skoten und Iren fernhalten, sondern auch den Handel schützen und die Erhebung von Zöllen erleichtern. Antoninus, der nach Hadrians Tod 138 als römischer Kaiser folgte, hat Italien während seiner Regierungszeit bis 161 nie verlassen. Dennoch konnte er die Grenze der Provinz Britannia 160 Kilometer nach Norden verschieben. Das führte zu Auseinandersetzungen mit den dort ansässigen Stämmen und der Entscheidung des Kaisers, die Grenze nach Norden an der schmalsten Stelle zwischen dem Lowland und den Highlands Schottlands, den Fjorden *Firth of Clyde* im Westen mit dem *Fjord Firth of Forth*, zu befestigen und für die römische Provinz *Britannia* in Besitz zu nehmen. 142 wurde er deshalb auch als Imperator akklamiert, weil er nun auch seine Fähigkeit gezeigt hatte, das Reichsgebiet durch einen militärischen Sieg zu erweitern. Der neue Limes war 65 Kilometer lang, 5 Meter Breit und 4 Meter hoch, bestand aber zum Großteil aus Erdwällen, die Kastelle meist aus Holz. Antoninus hatte sich aber übernommen. Er konnte trotz dem Wall und dem Bau von Straßen im neuen Gebiet die heimischen Pikten und Kelten nicht unterwerfen und bereits 155 zogen sich die Römer aus dem schottischen Lowland zurück hinter den *Hadrianswall* in Nordengland. Belege aus den letzten Jahrzehnten der römischen Herrschaft bis zum Jahr des Rheinübergangs 406, der eine für Gallien verheerende Invasion barbarischer Gruppen eingeleitet hatte, beweisen, dass die Verbindung zwischen Britannien und der kaiserlichen Regierung in Ravenna zu dieser Zeit bereits abgerissen war. Seitdem deuten viele Zeichen auf den Niedergang bzw. die Rückkehr zu vorrömischen Lebensweisen, die auf der Insel ohnehin nie ganz verschwunden waren. Konstantin III. verließ die Insel und floh kurz danach mit den letzten verfügbaren britischen Kampf-truppen über den Ärmelkanal nach Gallien. Damit hatte die römische Militärpräsenz in Britannien faktisch ihr Ende gefunden. Nach Ansicht der Forscher lassen die archäologischen und literarischen Quellen lediglich eine grobe Rekonstruktion zu: Bald nach dem Abzug der römischen Truppen brach offenbar die Verteidigung der Nordgrenze zusammen. Die britischen Städte wurden von Skoten und Pikten ausgeplündert, niedergebrannt und angeblich ihre gesamte Bevölkerung ermordet.



Die römische Brücke bei Marple, auf der wir eben den Goyt überquert hatten, war zwar nicht über 1700 Jahre alt, aber eins ist gesichert: Die Römer waren hier. England war Teil ihres Weltreiches. Erst nach den Niederlagen Napoleons in Trafalgar und Waterloo und der folgenden industriellen Revolution im eigenen Land wurde Britannien selbst zu einer Weltmacht, die Ozeane und Kolonien auf allen Kontinenten beherrschte. Die inoffizielle Nationalhymne von 1740 *Rule Britannia!* Hat diese Zukunft bereits vorhergesehen. Der Refrain lautet: *Herrsche Britannia! Britannia beherrsche die Wellen; Briten werden niemals Sklaven sein.*

„Als Britannien erstmals, auf Geheiß des Himmels, aus der blauen See entstieg, war dies die Gründung des Landes und Schutzengel sangen diese Melodie: Herrsche, Britannia! Britannia beherrsche die Wellen; Briten werden niemals Sklaven sein. Die Nationen, die nicht so gesegnet sind wie du, werden mit der Zeit Tyrannen anheimfallen; während du blühen sollst, groß und frei, zu ihrer aller Schrecken und Neid.- Refrain -Noch majestätischer sollst du aufsteigen, noch schrecklicher durch jeden fremden Schlag; weil das laute Krachen, das die Himmel zerreißt, nur dazu führt, deine eingeborene Eiche zu verwurzeln.- Refrain -Dich sollen hochmütige Tyrannen niemals zähmen; alle ihre Versuche dich niederzubeugen, werden nur deine edelmütige Flamme anfachen, und nur für deren Leid und deinen Ruhm sorgen. -Refrain - Dir gehört die Herrschaft über das Land, deine Städte sollen im Glanze des Handels strahlen; ganz dein soll sein das Meer als Untertan, und jedes Gestade dein, das es umschließt. -Refrain - Die Musen, noch mit Freiheit zu finden, sollen zu deiner glücklichen Küste zurückkehren; Gesegnetes Eiland! Mit einzigartiger Schönheit gekrönt, und mit mannhaften Herzen, die Schöne zu schützen. - Refrain: Herrsche Britannia! Britannia beherrsche die Wellen; Briten werden niemals Sklaven sein.“



Etwa zur selben Zeit entstand ein Lied, das seit 1800 die offizielle Nationalhymne des Vereinigten Königreichs und Nordirland ist: ***God save the King*** oder wenn es sich um eine Königin handelt: *God save the Queen. „*Gott schütze unseren gnädigen König! Lang lebe unser edler König, Gott schütze den König! Lass ihn siegreich, glücklich und ruhmreich sein, auf dass er lang über uns herrsche! Gott schütze den König! O Herr, unser Gott, steh ihm bei, zerstreue seine Feinde, und bring sie zu Fall; Vereitle ihre Winkelzüge, durchkreuze ihre schurkischen Pläne! Auf Dich setzen wir unsere Hoffnungen. Gott schütze uns alle! Mit Deinen erlesensten Gaben geruhe ihn zu überschütten, möge er lange herrschen, möge er unsere Gesetze verteidigen und uns stets Grund geben, mit Herz und Stimme zu singen: Gott schütze den König! Nicht nur in diesem Land sei Gottes Gnade bekannt, sondern von Küste zu Küste! Herr, lass die Völker erkennen, dass die Menschen Brüder sein sollen und eine Familie sein, auf der ganzen Welt. Vor jedem verborgenen Feind, vor den Anschlägen der Mörder, schütze Gott den König! Halte Deine Hand über ihn, um Britanniens willen erhalte unseren Vater, König und Freund, Gott, schütze den König! Gott, gib, dass Marschall Wade durch Deine mächtige Hilfe, den Sieg beschere! Möge er Aufruhr zum Schweigen bringen und wie ein reißender Strom losbrechen, um rebellische Schotten niederzuwerfen! Gott, schütze den König!

Hoffmann von Fallersleben schrieb das *Lied der Deutschen* 1841 auf Helgoland, das damals zu Großbritannien gehörte. Er verfasste es als Ausdruck seiner Sehnsucht nach nationaler Einheit und Freiheit in einer Zeit, in der Deutschland noch in viele einzelne Staaten zersplittert war. Die Melodie der Hymne stammt von Joseph Haydn, der sie ursprünglich für das Lied *Gott erhalte Franz den Kaiser* komponiert hatte.

Das Lied der Deutschen

Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt, wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält, von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt – Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang sollen in der Welt behalten ihren alten schönen Klang, uns zu edler Tat begeistern, unser ganzes Leben lang. Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang! Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland! Danach lasst uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand! Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand – Blüh im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland! Von 1933–1945 wurde nur die erste Strophe gesungen, dann folgte das Horst Wessel Lied: „Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen! SA marschiert mit

mutig festem Schritt, Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unser'n Reihen mit. Die Straße frei den braunen Bataillonen, die Straße frei, dem Sturmabteilungsmann! Es schau'n aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen, der Tag der Freiheit und für Brot bricht an. Zum letzten Mal wird Sturmalarm geblasen! Zum Kampfe steh'n wir alle schon bereit! Schon flattern Hitlerfahnen über allen Straßen, die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!"
1952 entschied die Bundesregierung, dass *Das Lied der Deutschen* insgesamt die Nationalhymne blieb, zu offiziellen Anlässen jedoch nur die dritte Strophe gesungen werden sollte. Man konnte ja nicht *„Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit"* von den Franzosen übernehmen und schon gar nicht die Internationale der Kommunisten *„Völker hört die Signale, auf zum letzten Gefecht"* oder die DDR-Hymne *„Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt, lass uns dir zum Guten dienen."* Also begnügte man sich mit der dritten Strophe der ollen Kamelle von 1841, statt etwas Eigenes zu dichten. Das sollte nach der Wiedervereinigung geschehen. Adenauers Bundesrepublik war ein Provisorium wie der Rheinbund zu Napoleons Zeiten mit dem kleinen Unterschied, dass Preußen nicht mehr reanimiert werden konnte. Nach dem ersten Weltkrieg hatte das Deutsche Reich seine Kolonien und Teile Preußens sowie Elsass-Lothringen verloren, nach dem zweiten nicht nur Preußen, sondern auch halb Berlin, Sachsen und Thüringen. Westdeutschland war nun Restdeutschland. Preußen gab es nicht mehr, ich wurde in Oberbayern geboren. Dort war ich ein Zugereister. Ich war kein Flüchtling, sondern



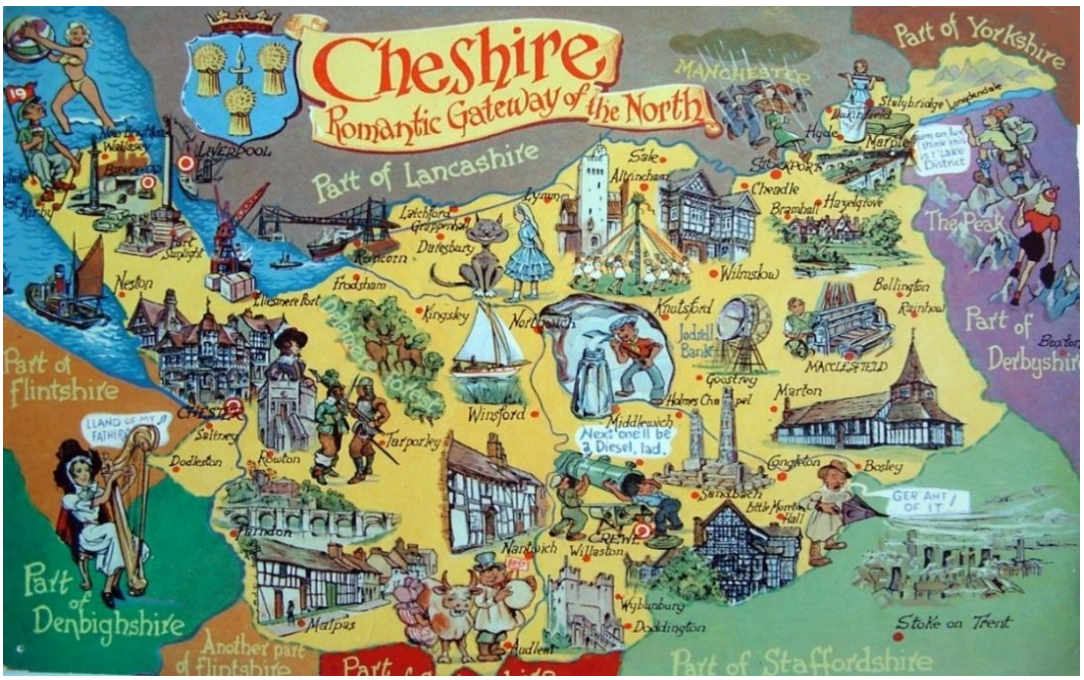
ein herkunftsmäßiger Preuße und weil protestantisch getauft, für die Oberbayern ein Häretiker, weil nicht katholisch. Der Einzige in der vierten Klasse der Volksschule auf dem Hohenpeißenberg. Ein Sandkorn in einer Bettritze. Ich konvertierte, beichtete und wurde katholisch, lernte Lateinisch, wurde Messdiener und war von nun an weder Preuße noch Sandkorn, sondern ein Oberbayer in Mozetta.
Der Staat Preußen endete formell mit dem Kontrollratsgesetz Nr. 46 vom 25. Februar 1947, das von den alliierten Siegermächten erlassen wurde. Dieses Gesetz erklärte die formale Auflösung Preußens, obwohl der Staat bereits mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 de facto nicht mehr existierte. Großbritannien hatte Hitlers und damit Bismarcks Deutsches Reich von 1871 besiegt, aber war danach so erschöpft, dass es ab 1947 seine Kolonien in Asien und Afrika aufgeben musste. Im Jahr 1964 war die Auflösung des British Empire weit fortgeschritten. Großbritannien musste sich zunehmend auf



seine Rolle in Europa konzentrieren. Im Sommer 1961 beantragten Großbritannien, Irland, Dänemark und Norwegen die Mitgliedschaft in der *Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft EWG*. Am 29. Januar 1963 wurden die Beitrittsverhandlungen der EWG mit dem Vereinigten Königreich nach einer Intervention des französischen Präsidenten



Charles de Gaulle abgebrochen. Der englische Premierminister (Bild oben links), der seit 1957 regierte, hieß Harold Macmillan, war Mitglied der *Conservative Party*, trug einen Schnauzbart und sah aus wie mein Großvater väterlicherseits, den meine Mutter als *preußisch Deutschen-Nationalkonservativen* einschätzte. Im Bild rechts sind der Ex-Kanzler Adenauer und sein Nachfolger Ludwig Erhart mit Zigarre mit dem Außenminister seit 1961, Gerhard Schröder, dem Mann mit dem gegelten Haar, zu sehen. Er war damals 51 Jahre alt, also etwas älter als mein Vater.
Großbritannien konnte den zweiten Weltkrieg nur mit finanzieller Unterstützung der USA führen. Die Staatsverschuldung stieg von 760 Millionen Pfund im Jahr 1939 auf 3,5 Milliarden Pfund im Jahr 1945. Ein Großteil der Schulden, etwa 3,4 Milliarden Pfund, war im Ausland, hauptsächlich bei Gläubigern in den Vereinigten Staaten, aufgenommen. Zusätzlich zu den Kriegskosten hatte Großbritannien im Rahmen des Leih- und Pachtgesetzes militärische Hilfsgüter im Wert von über 14 Milliarden US-Dollar von den USA erhalten. Insgesamt haben die USA 50 Milliarden Dollar, umgerechnet etwa 12,5 Milliarden britische Pfund verliehen. Das Bruttosozialprodukt Großbritanniens betrug 1940 etwa 7 Milliarden Pfund. Das Land war also stark verschuldet. Von 1947-1952 unterstützten die USA mit dem Marschall-Plan den Wiederaufbau von Großbritannien, Frankreich und die Beneluxländer aber auch der Kriegsgegner Bundesrepublik Deutschland und Österreich mit insgesamt 13,2 Milliarden Dollar. Die BRD erhielt davon 1,2 Milliarden Dollar. Das waren keine Geschenke, sondern Darlehen!
Nach dem zweiten Weltkrieg bis zur Mitte der sechziger Jahre erklärten ein Großteil der ehemaligen britischen Kolonialgebiete ihr Unabhängigkeit. Seit der Unabhängigkeitserklärung Indiens 1947 verwandelte sich das britische Imperium ab 1950 in einen lockeren Bund souveräner Staaten, die ihm freiwillig beitreten konnten: *The Commonwealth of Nations*. Gemeinsam mit Amerika versuchte Großbritannien weiterhin, die Rolle eines Weltgendarmen zu spielen, wofür großer Kraftaufwand erforderlich war. Gemessen an seinem Volkseinkommen hatte England die größte Rüstungsbürde unter den Nationen der westlichen Welt bis weit in die Nachkriegszeit getragen. Die Rolle des zweiten Weltgendarmen, die seine Stellung auf dem Weltmarkt schwächte, verband England zudem mit der Funktion eines zweiten Weltbankiers. Während Frankreich, Westdeutschland, Italien und die Beneluxländer auf ihre Art ein Wirtschaftswunder erlebten, begann Großbritannien Anfang der sechziger Jahre zurückzubleiben. Im Herbst 1963 gab Premierminister Harold Macmillan aus gesundheitlichen Gründen sein Amt ab und schlug das Mitglied des *House of Lords*, den 14. *Earl of Home*, Sir Alec Douglas-Home, der Außenmister seiner Regierung war, als Nachfolger vor. Nach der Ernennung durch Königin Elizabeth II. legte er seinen Adelstitel ab und gab seinen Sitz im Oberhaus zurück. Er war bis zu den nächsten Wahlen im Herbst 1964 Premierminister.



Davon hatte ich damals auf einem Hügel über dem Römischen See mit Blick auf Marple so wenig Ahnung wie Shelagh von der Geschichte des deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland. Sie wollte mir vor allem das Land zeigen, in dem sie geboren wurde, aufgewachsen war und sich zu Hause fühlte. Im Kalender steht: „Wunderschöne Aussicht, wir laufen zurück zu den Roman Lakes und am Kanal entlang Richtung *Marple Lock Flights*. Wir sitzen auf einer Bank am Kanal und baumeln mit den Seelen. Es ist so schön." Am nächsten Tag „fahren wir mit *Daddies* altem *Ford Prefect*, Hillary und einem Vetter von Shelagh nach *Speedwell Cavern* in den *Pennines.* Shelagh lenkt und ich sitze links von ihr auf dem Beifahrersitz. Wir machen Picknick mit Sandwiches und heißem Tee aus einer Thermosflasche auf einer karierten Wolldecke auf einem der grünen Berghügel." Die Höhle liegt südöstlich von

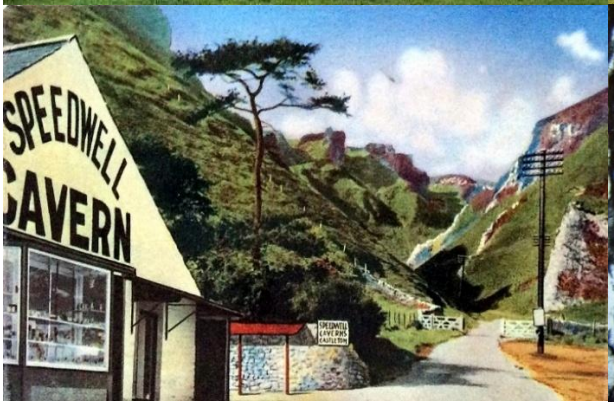




Marple in *Derbyshire* in *The Peak*. 1770 wurde auf der Suche nach Bleierz damit begonnen einen Stollen horizontal 200 Meter unterhalb einer Kalksteinhöhle in einen Hügel zu treiben, um sich Zugang zu verschaffen. Der enge Stollen ist permanent zur Hälfte unter Wasser, so dass man erst eine lange Treppe hinab klettern muss, um mit einem Boot zu dieser Kalksteinhöhle zu gelangen. Auf dem Foto unten sieht das halbwegs komfortabel aus, aber man muss, wenn man größer als 170 Zentimeter ist, den Kopf geduckt halten, bis man zu der Kaverne gelangt, in die sich, eingerahmt von Stalaktiten und Stalagmiten ein etwa 20 Meter hoher Wasserfall ergießt und durch einen etwa ebenso tiefen vertikalen Schacht ablaufen kann. Der ganze Aufwand scheint sich nicht rentiert zu haben. Der Betrieb der Anlage wurde 1790 eingestellt. Aber die Engländer lieben Ausflüge in den Untergrund vergangener Zeiten und machen sich anschließend auf zu einer Wanderung durch die sattgrünen Hügel darüber.









„Nach dem Spaziergang auf den Grasbergen mit Aussicht auf die wenig zersiedelte friedliche Landschaft brachte Shelagh uns am Nachmittag in dem alten Ford in gemächlichem Tempo zurück nach Marple. Am Abend verlassen wir das Haus, wanderten zum Kanal und saßen eng umschlungen auf einer Bank unter einem staubigen Mond. Es war sehr schwül. Der Abend endete wieder mit Plätzchen und heißem Kakao. Den nächsten Tag verbrachten wir in stiller Eintracht zu Hause. Wir schmusten und schalteten später den Fernseher an. Am Abend nahmen uns Shelaghs Eltern mit zu einem Besuch von Onkel Gordon. Wir durchfuhren eine italienische Landschaft mit hübschen Häusern, hohen schlanken Bäumen und tropisch anmutendem Gewächs.

Am Donnerstag, dem 30. Juli stehen wir früh auf. Um 6 Uhr fährt Shelaghs Vater mit uns nach Manchester zu seiner Arbeitsstelle. Dort steigen wir um in einen Lieferwagen der britischen Marke *Bedfort CA*, mit dem er für seine Firma nach Liverpool fahren muss. Er nimmt uns mit, wir sitzen mit beschränkter Aussicht im Laderaum ohne Fenster. Herr Coyne fährt verdammt schnell und so kommen wir schon um zehn Uhr vormittags am Hafenbecken an, wo wir aussteigen müssen, bevor Herr Coyne im *Bedford* durch eine Kontrollschranke in den Hafenbezirk weiterfährt. Das Wetter ist sonnig, aber der Weg über die Kais zum Hafen ist scheußlich. Wir erreichen das Pier Head und es dauerte bis Shelagh den Abschnitt gefunden hatte, an dem die Fähren nach New Brighton ablegten. Nachdem wir abgelegt hatten und Richtung Westen auf der Mitte des *Mersey* angelangt waren, klarte der Himmel weiter auf







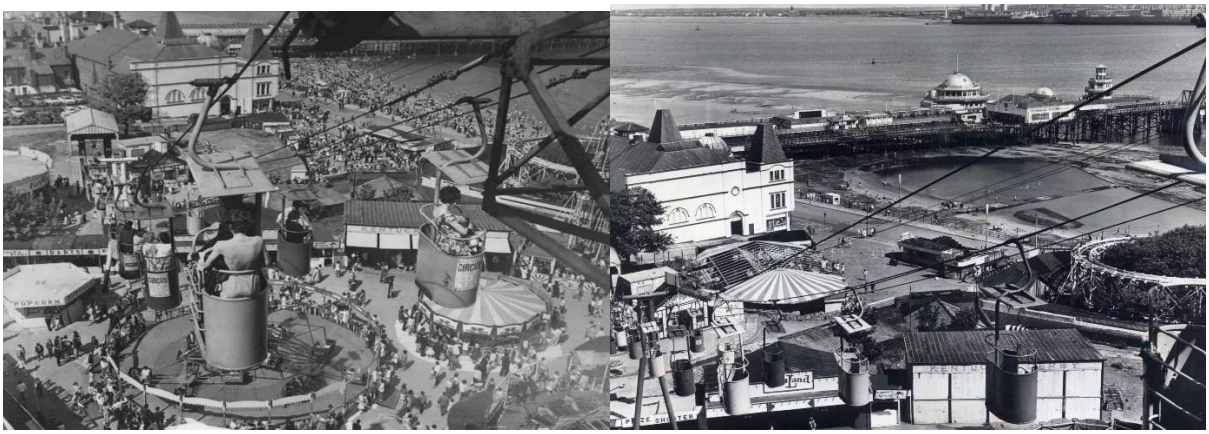
und die imposanten Fassaden der Bauten am Pier Head wurden sichtbar.“ Der Hafen von Liverpool war 1964 der zweitgrößte Hafen Großbritanniens. Die Stadt ist von London mit 260 Kilometer etwa so weit entfernt wie Stuttgart von München oder Hamburg von Berlin. Im 18. und 19. Jahrhundert war Liverpool ein bedeutender Hafen für den transatlantischen Handel, einschließlich des Sklavenhandels und der Auswanderung nach Amerika. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden dort fast 40% des Handels des britischen Weltreichs abgewickelt. Im zweiten Weltkrieg wurde die Stadt deshalb nach London zum zweitmeist bombardierten Ziel der Bomberflotte des Dritten Reichs. Die Luftwaffe flog achtzig Angriffe auf die Stadt. Etwa 2.500 Menschen wurden Opfer des deutschen Blitzkriegs und fast die Hälfte der Stadt wurde zerstört. Das wusste ich nicht, aber Shelagh hat mich, während wir auf dem Mersey Richtung New Brighton tuckerten, darüber informiert. Sie wusste sogar, dass Liverpool 1952 eine Partnerschaft mit der Stadt Köln einging, die von amerikanischen und britischen Bombern mehrfach attackiert worden war. Der Wiederaufbau von Liverpool verhinderte nicht, dass seine Bedeutung als Hafen- und Industriestandort in den 1950er Jahren kontinuierlich abnahm.

Während wir in New Brighton anlegten, überkam mich dieses Gefühl, dass das meine Mutter *Melancholie* nannte, nur ein Wort war, das sie benutzte, um nicht von Wehmut zu sprechen. Es tut nicht weh, es klingt wie ein medizinischer, wertfreier Fachbegriff, hinter dem man seine Gefühle verstecken kann. New Brighton ist das Ergebnis des Versuches, an den feinen Sandstränden der Mündung des Mersey in die Irische See, ein mondänes Seebad wie in Brighton, etwa 50 Kilometer von London, an der Südküste Englands, zu errichten. 1830 kaufte ein Liverpooler Kaufmann etwa 70 Hektar Land am *Rock Point*, das von Sandstränden umgeben ist, und nannte es New Brighton. Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der Ort zu einem populären Badeort der Bewohner Liverpools und der

neuen Industriestädte der Grafschaft Lancashire im Osten. Viele der großen Villen wurden zu preiswerten Hotels umgebaut, um die wachsende Nachfrage zu bedienen. 1867 wurde das *New Brighton Pier* und 1901 eine 2 Kilometer lange Promenade von der Stadt Wallesy auf der Halbinsel Wirral nach New Brighton eröffnet. Die Postkarten habe ich 1964 vor Ort gekauft. Es war zwar schönes



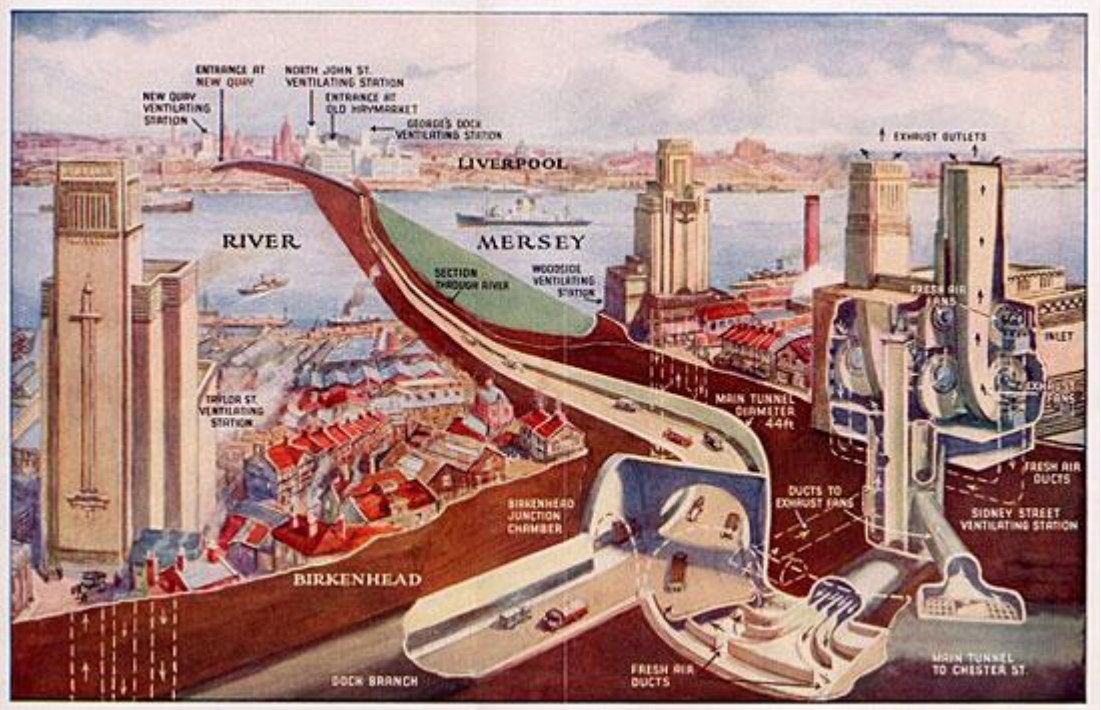
Wetter aber ein Werktag. Es war außerdem Vormittag und nur wenige Besucher belebten die Promenade und ihre Gärten, das Pier den Strand oder den Vergnügungspark. Die Fahrgeschäfte waren nicht in Betrieb und irgendwie wirkte der Ort *wie ausgestorben und aus der Zeit gefallen.* Das steht in meinem Kalender. *Wir fanden einen Platz am Meer fern der Promenade auf einer Grünfläche auf einer Kaimauer und sahen den Wellen zu, wie sie tief unter uns gegen die Mauer platschten.* Von Shelagh lernte ich zwei neue Wörter: *low tide* and *high tide.* Ich hatte vielleicht im Erdkundeunterricht nicht aufgepasst oder war an den Tagen, als die Gezeitenströmung vorkam, krank. Ich wusste, dass es sie gab und dass sie mit der Erdrotation um die Sonne und der Rotation des Mondes um die Erde zusammenhängt. Aber München lag nicht am Meer, deshalb hatte ich auch keine Alltags-

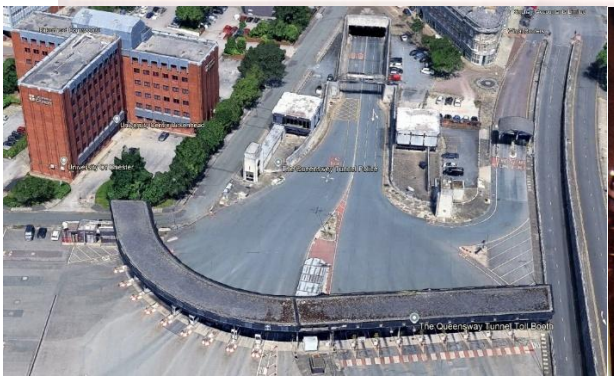


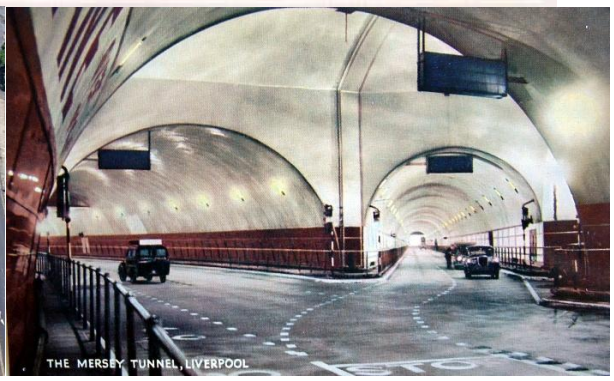
erfahrung, die mich angeregt hätte, mich intensiver mit den physikalischen Gesetzen dieses Naturphänomens zu beschäftigen. Großbritannien ist eine Insel zwischen Nordsee und Atlantik. Die genaue Kenntnis des *tidal range* = Gezeitenhubs ist für die Britten so überlebenswichtig wie die Wettervorhersage. Der Gezeitenhub der Nordsee bewegt sich zwischen einem und vier Meter, der Gezeitenhub in New Brighton aber zwischen einem bis zu neun

Meter. Der gesamte Vorgang ereignet sich zweimal täglich. Der Zeitpunkt hängt ab von der Stellung von Sonne und Mond sowie der Gezeitenströmung, die in der ganzen Tiefe des Ozeans von der horizontalen Komponente der Gezeitenkräfte angeregt werden. Um die Mittagszeit holte Shelagh eine Picknickdecke und zwei Tüten mit Sandwiches aus ihrem Campingbeutel, auf der anderen Seite hörten wir das Meer, das immer lauter gegen die Kaimauern schlug. Die viereckigen doppelten Weißbrotscheiben waren mit einer cremigen Mischung aus knackig geschnittenem Gemüse und einer würzigen Mayonnaise = *sandwich spread* bestrichen und schmeckten köstlich. Danach befreiten wir uns von unserer Oberbekleidung, um ein Sonnenbad zu genießen. Das war schön: Wir schliefen beide ein und wachten erst wieder auf, als das Meeresrauschen lauter wurde und die ersten Spritzer salzigen Wassers über das Kai auf unsere halbnackten Körper spritzte. Es war ½ 4 und die Hochflut war erreicht. Das Wellen des Meeres, das gegen Mittag drei Meter tiefer gegen das Kai schlug, schwappten nun über das Kai. Wir zogen uns an, packten unsere Sachen ein und wanderten zurück zum Main Pier.

Shelagh wollte mit dem Bus nach Birkenhead fahren, um mir den Tunnel zu zeigen, der seit 1934 unter dem Mersey auf die andere Seite des Flusses direkt ins Zentrum von Liverpool führt. Die Bauarbeiten begannen auf beiden Seiten. 1925 und 1928 trafen die beiden Tunnelabschnitte in der Mitte aufeinander. Der *Queensway Tunnel* hat eine Länge von fast 3,5 Kilometer und war seinerzeit der weltlängste Straßentunnel. Der Elbtunnel von St. Pauli, gebaut 1911 war etwa 450 Meter lang. Der Bus vom Pier in New Brighton nach Birkenhead brachte uns entlang des Mersey Ufers in etwa vierzig Minuten zur Tunneleinfahrt. Vom Bus aus deutete Shelagh auf einen kirchturmhohen Turm und erklärte mir, dass das einer von den zwei Belüftungstürmen an der Tunneleinfahrt sei. Nachdem wir den Bus an der Chester Street verlassen hatten, entdeckte ich noch einen Doppelturm und ich erfuhr, dass das eine Anlage zur Reinigung der Abluft war. Auf der anderen Seite, in Liverpool, mussten entsprechende Türme gebaut werden, um die vom Verkehr verunreinigte Luft abzusaugen und Frischluft zuzuführen.







Der Tunnel hatte auf beiden Seiten jeweils zwei Zufahrtsrampen. Der Hauptzugang in Birkenhead an der Chester Street ist auf dem Bild oben links unten zu sehen. Unter dem dunklen Bogen in Form eines Bumerangs in der unteren Bildhälfte befanden sich etwa fünfzehn Zahlstationen, an denen die Nutzer ihre Maut für die Durchfahrt bezahlen mussten. Shelagh wartete nun mit mir außerhalb der Zahlstationen auf ein Auto mit wenig Insassen, deren Fahrer sie bitten konnte uns mitzunehmen. Die Engländer mochten ihren Wuschelkopf und ihren Freund, von dem sie nicht wussten, dass er ein Deutscher war. Da mein Englisch noch immer dürftig war, vermied ich sicherheitshalber entsprechende Sprachkontakte. Das war diesmal nicht nötig, denn der Tunnel war atem- wie sprachberaubend beeindruckend. Die Geräuschkulisse war seltsam. Sie war watteweich, als ob das viele Wasser über dem Tunnel alles Oberirdische erstickte. Vielleicht ging es den Arbeitern in den Schächten der Bergwerke nicht anders. Die erleuchteten Tunnelröhren erhöhten diesen tranceähnlichen Zustand. Es war ein Gefühl wie es früher entstand, wenn ich nach der Beichte die Perlen meines Rosenkranzes zwischen meinen Fingern bewegte und still meine Ave-Marias abbetete. Ein Gefühl zwischen Dekadenz und Transzendenz. Ich bewunderte die Technik, aber zweifelte an ihrem Sinn. Jenseits des Tunnels in Liverpool war es ähnlich: Ein Seitentunnel führt zu den Docks. Der Haupttunnel endet im Zentrum von Liverpool auf dem Platz vor der St. George Hall im Stadtteil St. George. Der freundliche Herr, der uns mitgenommen hatte, verabschiedete sich mit einem *Good Bye!* am Tunnelausgang und geblendet von der Mittagssonne standen wir auf einem großen Platz am Rand eines Parks in der Stadtmitte. Wie eine Fata Morgana schwebte darüber ein griechischer Tempel mit korinthischen Säulen. *Stunning!*





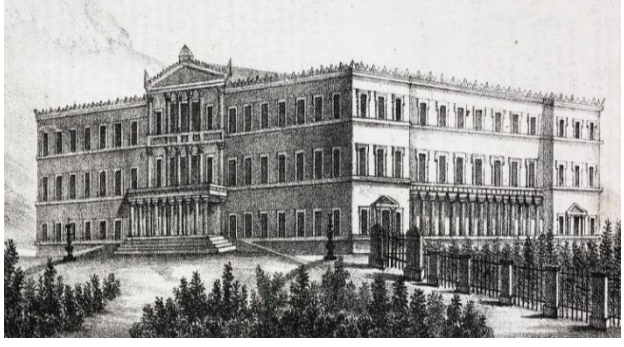
Shelagh konnte mein Gesicht lesen und lachte: „München Königsplatz? No! Turn around!“ Auf dem Königsplatz in München gibt es die *Propyläen* mit sechs dorischen Säulen, die *Glyptothek* mit acht ionischen Säulen und das *Kunstausstellungsgebäude* mit acht korinthischen Säulen. Auf unserem Bummel durch München vor einem Jahr hatte ich ihr auch den Königsplatz gezeigt. Die Propyläen in der Mitte, die das Tor zur Akropolis nachbilden, wurden von 1846 bis 1862 erbaut.







Auf der Nordseite hatte bereits 1816 der erste bayerische König Maximilian mit dem Bau eines ersten hellenischen Tempels als Museum für die Sammlung griechischer Skulpturen der Wittelsbacher begonnen. Nach seinem Tod 1825 konnte sein Sohn Ludwig I. den Bau 1830 eröffnen. Der zweite hellenische Tempel der bayerischen Akropolis entstand von 1838 bis 1848 im Auftrag von König Ludwig I. auf der Südseite des Königplatzes als Ausstellungsgebäude für Kunst und Industrie. Ludwig war nicht nur *Hellenophil,* sondern unterstützte auch finanziell den griechischen Freiheitskampf (1821-1829) gegen die Osmanen. Russland, Frankreich und Großbritannien unterstützten die Griechen und die Osmanen mussten die Unabhängigkeit Griechenlands akzeptieren. Als jedoch die Griechen ihr erstes Staatsoberhaupt ermordet hatten und auch sein Bruder, der im nachfolgte, das Land nicht befrieden konnten, intervenierten die Signatarmächte des 1830 unterzeichneten Abkommens und schlugen der griechischen Nationalversammlung vor, einen europäischen Fürsten zum König zu wählen. Nachdem zwei andere Prinzen das Angebot abgelehnt hatten, entschied sich die Versammlung 1832 für Ludwigs 16-jährigen Sohn Prinz Otto von Bayern. Zur Wahl des Prinzen dürfte auch beigetragen haben, dass sein Vater, König Ludwig I. von Bayern, die griechische Unabhängigkeit als einer der ersten europäischen Fürsten offen unterstützt hatte. König Ludwigs Sohn wurde mit zwanzig Jahren volljährig und offiziell König Otto I von Griechenland. 1836 beauftragte sein Vater den Münchner Architekten Johann Gärtner mit der Planung eines Königsschlosses in neoklassizistischem Stil für seinen zweitältesten Sohn in Athen und übernahm die Finanzierung. Es steht heute noch am Syntagma-Platz. Seit 1935 ist es Sitz von Senat und Abgeordnetenkammer des Landes.



Anfang des 17. Jahrhunderts begann der Aufstieg Liverpools zu einer der wichtigsten Städte Großbritanniens. Durch den stetig zunehmenden Handel mit den westindischen Inseln wuchsen Stadt und Wohlstand. Bis zum Verbot Ende 1787 war die Hafenstadt das Zentrum des weltweiten Sklavenhandels. Die Industrialisierung der Städte Manchester, Sheffield und Leeds führte zur Ausfuhr großer Mengen von Stahl und Textilien. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden 40% des Welthandels über den Hafen von Liverpool abgewickelt. Die Erfindung der Dampflokomotive und der Bau der ersten Eisenbahnstrecke zwischen Liverpool und Manchester um 1829 beschleunigten Wachstum und Wohlstand der Stadt. 1836 wurde ein Unternehmen gegründet mit dem Ziel Anteile zu verkaufen, um das Kapital zu beschaffen, das nötig war, um ein Gebäude mit einer Festhalle für 3000 Besucher von Veranstaltungen, Konferenzen oder Festessen und einen Konzertsaal für 1000 Besucher zu errichten. 1838, ein Jahr nach der Krönung von Königin Victoria, wurde der Grundstein des Baus gelegt. Die Bauarbeiten begannen 1841. Dreizehn Jahre später wurde das Gebäude eröffnet.



Wir hatten keine Zeit uns das prachtvolle Innere des Vergnügungstempels anzusehen, denn Shelagh wollte mir noch Liverpool Cathedral zeigen. Der mächtige, hundert Meter hohe Viereckturm der neugotischen Kathedrale aus rötlichen Backsteinen auf einer Anhöhe im Süden der Stadt war schon von weitem zu sehen. Dreiviertel der Bevölkerung der Stadt hatte irische Vorfahren. 1860 wurde Liverpool



ein Erzbistum der katholischen Kirche. Liverpool erhielt erst 1880 die Stadtrechte und die City of Liverpool wurde zu einer Diözese = Bistum der anglikanischen Staatskirche. Es gab allerdings noch kein entsprechend repräsentatives Gebäude. Nach einem Wettbewerb wurde 1903 ein Entwurf ausgewählt. Zu dieser Zeit hatte die Stadt 700.000 Einwohner. Die Grundsteinlegung geschah 1904, dreizehn Jahre später erfolgte die Einweihung, aber regelmäßige Gottesdienste konnten erst ab 1940 abgehalten werde. Als wir die Kirche besichtigten, war die Sonne verschwunden, der Innenraum schlecht beleuchtet, es roch nach Moder und unerfreulicher Vergangenheit. Wie auch immer, ich war froh als wir wieder rauswaren und „Shelagh mit mir an der Straße stand und mit ihrem magischen Daumen insgesamt 2 Autos und 1 uralten Lastwagen dazu brachte uns nach Manchester und Stockport zu bringen. Von da ging es per Bus nach Marple. Müde, Küsse, tot.“
Am nächsten Tag fuhr Shelagh mit mir nach dem Mittagessen nach Manchester, um einzukaufen. Was genau ist nicht in meinem Kalender verzeichnet. Der Hauptbahnhof der Stadt hieß Central Station und die Haupteinkaufstraße Piccadilly Street. Was ist ein Piccadill? Ein früher Anführer der Angelsachsen? Ein Getränk oder ein Wort für die pompösen Kragen mit denen politische, geistliche Herrscher, akademische Eminenzen oder Hohe Richter ihre herausragende Stellung betonten? Es war mir Wurst, aber Manchester schien eine sehr interessante Stadt zu sein, die aber wie Liverpool ihre beste Zeit hinter





sich hatte. Vielleicht lag es auch am Wetter. Auf den Fotos oben scheint zwar die Sonne, aber als wir die auf der Piccadilly Street entlang schlenderten, war es bewölkt und die prachtvollen Gebäude aus der Blütezeit der Stadt um die Jahrhundertwende waren von einer Patina bedeckt, die entsteht, wenn Kohle über hundert Jahre in Fabriken und Wohnungen verbrannt wurde. Das war in München nicht



anders. Die Gebäude, die nach der Bombardierung wie etwa der Justizpalast überlebt hatte, standen nach Kriegsende wie graue Gespenster zwischen modernen Neubauten. Anfang des 19. Jahrhunderts war Manchester noch eine kleine Marktstadt für die Spinnereien, die an den Flüssen und Bächen der Pennines seit der Erfindung des mechanischen Webstuhls die Wasserkraft nutzten, um Textil aus ein-



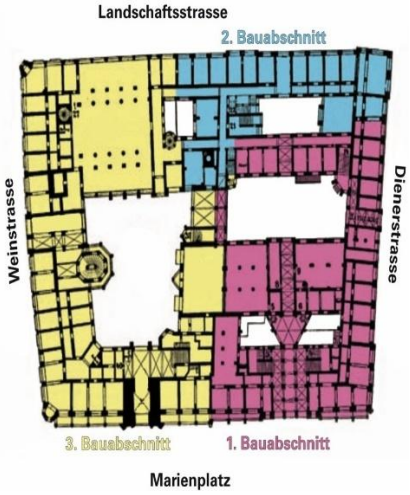
heimischen Materialien wie Schafwolle oder Flachs maschinell herzustellen. Die Webmaschinen wurden stetig effizienter. Als mit der Jahrhundertwende auch der Import von Baumwolle aus den Kolonien zunahm, wurde Manchester zum natürlichen Vertriebszentrum für Rohbaumwolle wie gesponnenes Garn und zu einem Handels- und Vertriebszentrum für die Produkte der wachsenden Textilindustrie. 1830 begann die erste Dampfeisenbahnlinie zwischen Liverpool und Manchester ihren Betrieb. 1853 gab es über hundert Baumwollfabriken und ebenso viele hohe Schlote über der Stadt, die den Rauch der mit Kohle befeuerten Dampfmaschinen der Produktionsanlagen und aus zigtausenden Kaminen der Kohleöfen der Heizungen ungefiltert im Himmel über der Stadt entsorgten. Nach 1900 betrug die Bevölkerung von Manchester und dem benachbarten Salford etwa 350 bzw. 110 Tausend. 1924 hatte sie mit 780 Tausend ihren Höhepunkt erreicht. 1960 waren es 150 Tausend weniger. Die Bevölkerung Münchens wuchs im selben Zeitraum von 735 auf 1085 Tausend Einwohner.





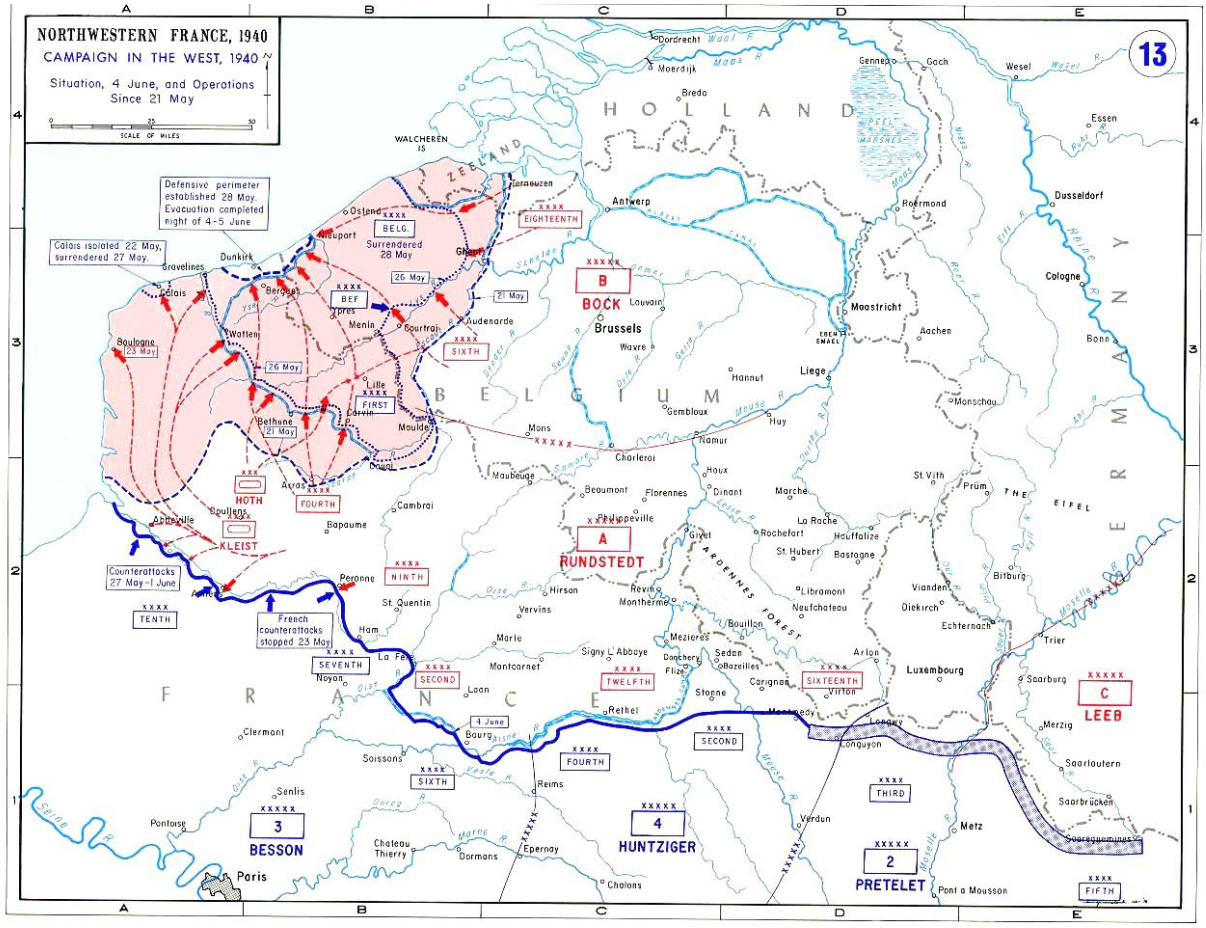
Jahr:	1750	1800	1850	1860	1870	1880	1890	1900	1910	1920	1930	1940	1950	1960
München:	32	40	110	148	169	230	359	500	596	631	735	828	832	1085
Manchester:	18	90	303	339	351	462	505	645	714	736	728	703	661	544

Die Rathäuser beider Städte waren nicht groß genug für die Verwaltung einer derart schnell anwachsenden Bevölkerung. Die Planungen für eine neues Rathaus begannen in Manchester 1863, die Grundsteinlegung erfolgt 1868 und 1877 konnte das Rathaus im neugotischen Stil eröffnet werden.



Die Grundsteinlegung für das neue Rathaus in München erfolgte am 25. August 1867, dem Geburts- und Namenstag von König Ludwig II. Er war, nach dem Tod seines Vaters, König Maximilian, 1864 mit achtzehn Jahren als Thronfolger zum König von Bayern proklamiert worden war. Es dauerte nicht lange bis deutlich wurde, dass der Neubau nicht ausreichen würde, die gesamte Verwaltung aufzunehmen. Die Stadt begann ab 1887 sämtliche dem Rathaus benachbarten Anwesen für nötige Erweiterungen aufzukaufen. Links sieht man die drei Bauabschnitte von Baubeginn 1867 bis zur Fertigstellung 1905: 1. Bauabschnitt: 1867–1874 (rot), 2. Bauabschnitt: 1889–1892 (blau), 3. Bauabschnitt: 1898–1905 (gelb). Im Dezember 1905 konnte mit dem Setzen des Schlusssteines auf dem 85 Meter hohen Rathausturm der Rohbau des dritten Bauabschnitts beendet werden.

Am 10. Mai 1940 trat der britische Premierminister Neville Chamberlain zurück. Winston Churchill wurde seine Nachfolger. Am 11. Mai 1940 sendete er eine deutliche Nachricht an das Deutsche Reich. Die Königliche Luftwaffe RAF griff mit 35 Bombern die deutsche Großstadt Mönchengladbach in der Nähe von Düsseldorf westlich des Rhein-Ruhr-Gebietes an. Zu dieser Zeit hatten Forscher in Großbritannien und den USA bereits begonnen ein System zu entwickeln, das mit Hilfe von Radiowellen, Entfernung, Richtung und Radialgeschwindigkeiten von Objekten relativ zu ihrem Standort zu bestimmen konnte. Die Abkürzung davon war RADAR. An der britischen Küste befanden sich bereits zahlreiche Radarstationen deren Reichweite sich bis zu den deutschen Luftwaffenstützpunkten in Frank-

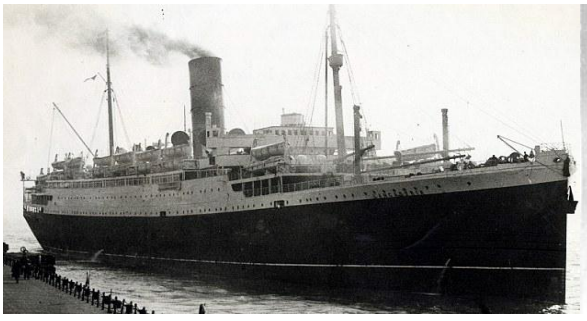


reich erstreckte. Über dem Binnenland wurden Flugzeuge von einem Beobachter-Korps optisch verfolgt und telefonisch gemeldet. Am 21. Mai 1940 begann die Nordgruppe der Wehrmacht mit 1.200.000 Soldaten die Operation Gelb mit dem Ziel, das Britische Expeditionskorps von 370.000

Soldaten in Dunkerque, der drittgrößten Hafenstadt Frankreichs, einzukesseln und zu vernichten. Die Briten standen vor der Entscheidung einen Gegenangriff zu wagen, um Frankreich beizustehen und bei einem Fehlschlag die Hauptstreitkraft Großbritanniens zu verlieren oder zu versuchen über See zu entkommen. Ohne die französische Armeeführung unter dem Oberkommandierenden General Weygand zu informieren, kontaktierte der britische Befehlshaber Lord Gart den Kriegsminister Antony Eden in London und schlug vor eine Evakuierung zu versuchen. Weygand plante die britischen Truppen an einer Doppeloffensive zur Wiedervereinigung der Nordgruppe mit den französischen Hauptkräften zu vereinen, um die deutschen Panzerdivisionen von ihren Nachschubverbindungen abzuschneiden. Aber zwei Millionen belgische und acht Millionen französische Zivilisten waren auf der Flucht vor der deutschen Wehrmacht und behinderten die Beweglichkeit der alliierten Armeen. Am 24. Mai waren die Panzertruppen von Calais nur noch 18 Kilometer entfernt, als aus Berlin eine Haltbefehl für die Wehrmacht eintraf. Französische und britische Truppen hatten sich auf die letzte Verteidigungslinie, einen fünf Kilometer breiten Streifen zwischen und Dünkirchen und Panne an der belgischen Grenze zurückgezogen. Lord Gart gelang es dadurch bis zum 27. Mai einen Verteidigungsring zu errichten. In der Nacht zum 28. Mai befahl der belgische König die Kapitulation der miteingekesselten 22 belgischen Divisionen mit 500.000 Soldaten. Am Nachmittag informierte Lord Gort General Weygand von der Weisung des Kriegsministers Eden aus London, die Evakuierung genannt *Operation Dynamo* zu beginnen. In den Tagen bis zum Morgen des 4. Juni konnten 340 Tausend alliierte Soldaten darunter 140 Tausend Franzosen, Polen und Belgier auf 863 Schiffen aller Art nach England entkommen. 240 Schiffe versanken und erreichten die Küste nicht. 40 Tausend englische und ebenso viele französische Soldaten gerieten in deutsche Gefangenschaft. 16 Tausend französische und Tausend britische Soldaten starben während der Evakuierung. In den Luftkämpfen verloren die Briten 106 und die Deutschen 135 Flugzeuge. Die britischen Materialverluste waren enorm: sie mussten 50 Tausend Fahrzeuge aller Art und anderes schweres Kriegsgerät zurücklassen. Damit konnte man acht bis zehn Divisionen bewaffnen. Durch die Kämpfe wurden neunzig Prozent der Stadt Dunkirk, wie die Stadt auf Englisch heißt, zerstört. Nach dem Rückzug aus Dunkirk waren noch immer 145 Tausend britische, 18



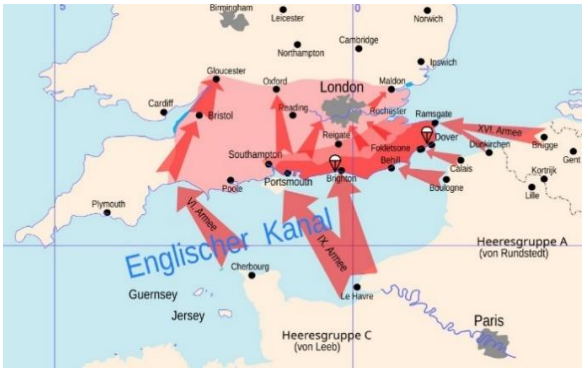
Tausend französische, 24 Tausend polnische und 2 Tausend tschechische Soldaten in Westfrankreich südlich der Somme stationiert. Am 14. Juni 1940 entschied Churchill alle Truppen aus Frankreich in der *Operation Aerial* über die Atlantikhäfen abzuziehen. Dabei kam es zu einem Zwischenfall, der ein Meinetekel künftiger Unmenschlichkeit war. Das 1922 gebaute Passagierschiff *Lancastria* (siehe unten) bediente bis 1932 die Route zwischen England und New York. Danach wurde es als Kreuzfahrtschiff im Mittelmeer und in nordeuropäischen Gewässern eingesetzt. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde es zum Frachter umgebaut und ab April 1940 als Truppentransporter genutzt, um die Royal Navy bei der Evakuierung britischer Truppen aus Norwegen zu unterstützen. Nach einer kurzen Überholung in Liverpool wurde das Schiff zur *Operation Aerial* kommandiert. Es verließ Liverpool am 14. Juni 1940 und erreichte die Mündung der Loire am 16. Juni. Bis zum Nachmittag des 17. Juni hatte es zwischen 4-9 Tausend britische Zivilisten, Soldaten und Militärangehörige aufgenommen als es von einem deutschen Kampfflugzeug Junkers Ju 88 geortet und angegriffen wurde. Drei direkte Treffer brachten



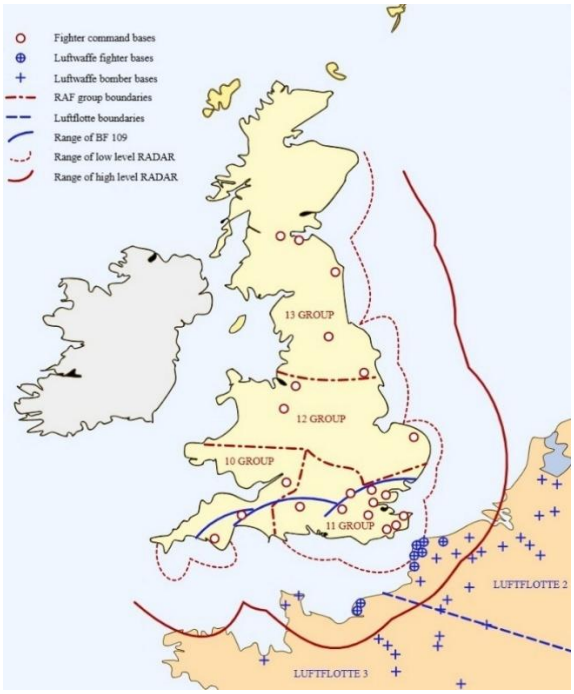


das Schiff zum Kentern und binnen zwanzig Minuten zum Sinken. Mindestens 5.800 Menschen starben, 2.400 konnten lebend geborgen werden. Das waren fast ein Drittel aller Gefallenen, die das britische Expeditionskorps in Frankreich bis dahin verzeichnen musste.

Am 22. Juni wurde ein Waffenstillstandabkommen zwischen Deutschland und Frankreich geschlossen: 60% des französischen Territoriums wurde von der Wehrmacht besetzt, 40% wurden als französischer Staat vom Vichy-Regime unter Marschall Petain regiert. Zwei Tage nach dem 14. Juli, dem Nationalfeiertag Frankreichs, an dem in Paris keine nationale Feier stattfand, sondern nachdem die deutsche Wehrmacht ihren Sieg über Frankreich auf den Champs Elysees gefeiert hat, gab Hitler den Befehl, mit der Operation *Seelöwe* die Besetzung Südenglands vorzubereiten. Reichsluftfahrtminister Göring zog fünf Luftflotten zusammen. Luftflotte 2 sollte London und den Südosten angreifen, Luftflotte 3 die Midlands und den Nordwesten, Luftflotte 5 Nordengland und Schottland.



Die Royal Air Force verfügte über etwa 3000, die Luftwaffe über 4500 Flugzeuge. Die RFA hatte 500 Bomber, 700 einmotorige, 100 zweimotorige und 100 einmotorige Jagdflugzeuge, die Luftwaffe 1576 Bomber, 300 zweimotorige und 809 einmotorige Jagdflugzeuge. Auf Befehl Görings sollten die britische Luftraumüberwachung und die küstennahen Stützpunkte der RAF in vier Tagen ausgeschaltet werden. In einem weiteren Schritt sollten innerhalb von vier Wochen englische Produktionsanlagen für Kampfflugzeuge angegriffen werden. Göring hat den Gegner unterschätzt, vor allem das britische Radarsystem, das die Führungszentrale der RAF mit



Daten versorgte, mit denen sie die Feindbewegungen lokalisieren konnten und ihre Abfangjäger über Sprechfunkanweisungen an die Feindflugzeuge heranführen konnte. Die Kämpfe fanden vom Juli bis zum 11. August an den Küsten des Ärmelkanals statt, vom 12. bis zum 23. August wurden Flugplätze, Flugzeuge und entsprechende Industrieanlagen in Südengland angegriffen. Die Luftflotte 3 konnte im Nordengland vom 15.-18. August von der RAF unter hohen Verlusten zurückgedrängt werden. Am 24. August fielen Bomben auf Themsehäfen östlich von London. Die RAF antwortete am 25 August mit Bomben auf Berlin. Eine Blamage für den Führer und den Generalfeldmarschall Göring. Der hatte damit geprahlt, dass, wenn jemals feindliche Flugzeuge die deutsche Luftabwehr überwinden könnten, er Maier heißen möchte. Seitdem hieß er Maier. Am 4. September befahl Hitler die Bombardierung Londons. Am 15. September verlor die Luftwaffe im Luftkampf über London 175 Flugzeuge. Am 17. September verschob Hitler die Operation *Seelöwe* auf unbestimmte Zeit. Ab dem 29. Oktober wurden Großangriffe auf London bei Tage eingestellt. Die Nachtangriffe wurden jedoch bis Mai 1941 fortgeführt. Zwischen dem 7. September und dem 15. November wurde London nachts von durchschnittlich 200 deutschen und italienischen Bombern angegriffen, die in Belgien starteten und landeten. Am 14. Oktober flogen 380 Bomber, von denen nur zwei abgeschossen wurden, den bisher schwersten





Luftangriff: Etwa 200 Menschen starben und 2000 wurden verwundet. Am Tag darauf warfen deutsche Bomber 376 Tonnen Sprengbomben und 10 Tonnen Brandbomben ab. Fünf wichtige Bahnstrecken wurden unterbrochen. Es sollte noch schlimmer kommen. Am 14. November griffen deutsche Nachtbomber die Industriestadt Coventry mit 240.000 Einwohnern in den West-Midlands, erneut an. Der massive Angriff zielte auf Fabriken, die für die Rüstung wichtig waren. Die Zielgenauigkeit von Bomben, die nachts auf nicht deutlich zu identifizierende Ziele fielen, war wenig treffsicher. Das Resultat: 1236 tote Zivilisten, tausende Wohnungen, 75% der Fabriken und eine Kathedrale aus dem Mittelalter.

Görings Luftwaffe hatte noch mehr vor. Sie nutzte den dunklen Winter, um weitere Ziele zu treffen, die bisher außer Reichweite waren, um das Land, das sie nicht erobern konnten, zu schwächen. In den Nächten vom 22/23 und vom 25/24. Dezember versuchte sie die rüstungswichtigen Unternehmen der Industriestadt Manchester zu zerstören. 3.700 Brand- und 474 Tonnen Sprengbomben fielen aus den Schächten der Flugzeuge der Luftwaffe. Das Resultat: Das historische Zentrum (*Manchester Cathedral, Royal Exchange, Free Trade Hall)*, 30.000 Häuser, 165 Lager-, 200 Geschäfts- und 150 Bürohäuser wur-



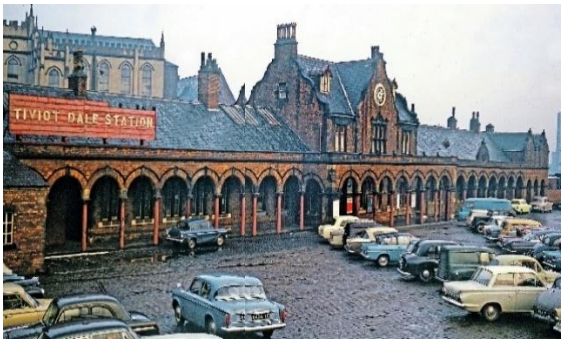
den zerstört, es gab 376 Tote und ungezählte Verwundete. Fünf Tage später, am 29. Dezember 1940 erlebte London einen der verheerendsten deutschen Luftangriffe während des Blitzkriegs, der als *Zweites Große Feuer von London* bezeichnet wurde. Tausende Brandbomben lösten ein Inferno aus,



das einen Großteil der City von London verwüstete. Hunderte Gebäude wurden zerstört und es kam zu einem Feuersturm. Das bekannteste Bild dieser Nacht zeigt die Kathedrale St. Pauls, die inmitten der brennenden Stadt unzerstört blieb und zum Symbol der Widerstandsfähigkeit und Hoffnung wurde. Die Bilanz der Operation *Seelöwe* bis April 1941: 27.450 tote und 32.138 verletzte, britische Zivilisten. 544

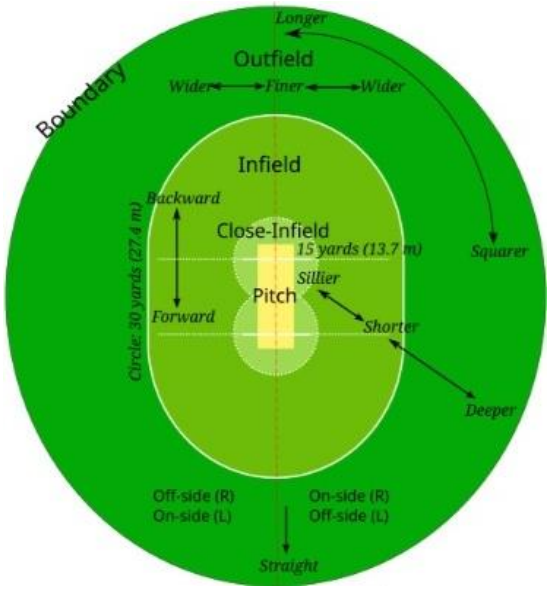
tote Piloten und 1693 Flugzeuge der RAF. - Deutsches Reich: 2000 tote und 2600 vermisste Piloten oder Besatzungsmitglieder sowie 1791 Flugzeuge der Luftwaffe. Über das finanzielle Ausmaß des Desasters gibt es keine Zahlen.

In meinem Kalender steht nichts davon außer der kurzen Bemerkung: „Shelagh kauft ein. Am Rathaus erwähnt sie, dass das Gebäude durch deutsche Bomben schwer beschädigt, aber später restauriert werden konnte wie das Münchner Rathaus, das ich ihr während unseres Stadtbummels durch München gezeigt hatte. Wir fahren mit Herrn Coyne nach Hause und gehen wie immer spät zu Bett. Am Sonnabend besuchen wir nachmittags Onkel Allen. Ein ulkiger Besuch bei einer richtig netten englischen Arbeiterfamilie. Später sehen wir fern und schmusen. Ich bade und gehe danach schlafen.



Am Sonntag, den 2. August, holen wir mittags Birgit am Bahnhof in Stockport an. (Bild links) ab. Helle Wiedersehensfreude! Dann nach Marple, wo Shelaghs Eltern ein Spiel der Heimmannschaft Marple Cricket Club angucken. Sie haben einen Picknickkorb mit, es gibt Essen, wir fallen auf, es war nett.“

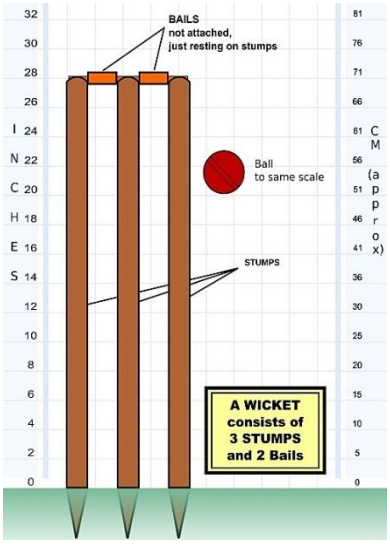
Birgits Ankunft war eine Überraschung auf die Shelagh mich erst zwei Tage vorher informiert hatte. Die Eintragung im Kalender verschweigt die Langeweile, der ich stundelang ausgesetzt war, weil ich keine Ahnung von Cricket hatte und auch nachdem mir Shelagh die Spielregeln erklärt hatte, die Spieldauer ziemlich überzogen fand: Sieben bis acht Stunden an einem Tag! Beim Cricket treten zwei Mannschaften mit je elf Spielern gegeneinander an, wobei die eine Mannschaft versucht, durch das Schlagen des Balls *runs* zu erzielen, während die andere versucht, die gegnerischen Spieler durch das Werfen und Fangen des Balls aus dem Spiel zu nehmen (*wickets* zu erobern). Die zwei Hauptakteure sind die Werfer *bowler*, die mit einem harten, aber nur etwa 160 Gramm schweren Ball mit einem Umfang von etwa 22 Zentimetern versuchen das Ziel, eine Holzkonstruktion aus drei vertikalen Stäben mit zwei Querstäben, genannt *wicket* mit dem Ball zu treffen und umzuwerfen. Ein Schlagmann *batter* versucht das mit einem Schläger=*cricket bat* aus Weidenholz von etwa einem Meter Länge, bestehend aus einem runden Handgriff und einer dreikantigen Schlagfläche mit einem Durchmesser von vier Zentimetern an der Kante zu verhindern.



Wenn der *batter* den Ball trifft, können die beiden *batter* auf dem Spielfeld versuchen, zwischen den beiden *wickets* hin und her zu laufen, um *runs* zu erzielen. Die Feldmannschaft versucht, die Batter aus dem Spiel zu nehmen, indem sie den Ball fängt oder die *wickets* trifft, bevor der *batter* das Ende erreicht. Klingt alles ziemlich verwirrend und war es auch.







Nach 1660 erlebte Cricket einen Aufschwung und zog wohl das erste Mal auch Glücksspieler an, die große Summen wetteten. Im Jahr 1664 wurde ein Gesetz erlassen, das den Wetteinsatz auf die damals sehr hohe Summe von £100 beschränkte. Cricket wurde ein wichtiger Sport für das Wettgeschäft. Seit 1744 wird nach allgemeinen Regeln, den *Laws of Cricket* gespielt. Im 17. Jahrhundert wurde Cricket in den englischen Kolonien Nordamerikas populär und in der ersten Hälfte des 18ten durch Kolonisten in den West Indies (Karibik) und in Indien durch Seefahrer der *East India Company* eingeführt. In der zweiten Hälfte brachten englische Kolonisten es nach Australien. Neuseeland und Südafrika folgten Anfang des 19. Jahrhunderts. Cricket ist noch heute in zwölf Ländern des Commonwealth eine der wichtigsten Sportarten. Oben links ist das Clubhaus zu sehen, aber Shelaghs Eltern saßen nicht auf der Terrasse, sondern auf Klappstühlen am Rand des ovalen Spielfelds, wo auch Shelagh, Birgit und ich uns niederließen und den Spielern in blütenweißer Kleidung und weißen Schuhen zusahen. Das war kein Sport für arme Leute, sondern für betuchte Müßiggänger und Kolonialbeamte. Aber ich hielt die Klappe. Was weiß ein Brunnenfrosch vom Ozean? Nicht viel.

„Am Abend gehen Shelagh, Birgit und ich zu einem entfernten Lokal an der *Marple Bridge*. Wir tauschen Erinnerungen an unsere gemeinsame Zeit bei meiner Familie in Hohenpeißenberg aus, trinken ein bisschen Bier=*ale* und schlendern herrlich, ich in der Mitte mit Shelagh am linken Arm und Birgit am rechten Arm, am Kanal entlang zurück zur Church Street. Birgit! Ist Shelagh ein bisschen eifersüchtig?“ Das Lokal war keine Bar und kein Wirtshaus, sondern ein Pub, aber keine Kneipe, sondern ein Lebensraum, in dem man nicht nur sitzt, sondern sich ein Glas *ale* an der Theke abholt um es an der Bar oder in Gruppen stehend oder sitzend in Gesellschaft trinkt. Man bestellt auch keine Halbe,





sondern ein *pint,* das ist etwas weniger als ein halber Liter. *Ale* ist obergäriges Bier, das unter höherer Gärtemperatur mit kürzerer Garzeit gebraut wird als untergäriges Bier, dessen Gärung bei niedrigen Temperaturen zwischen 4°C und 9°C. erfolgt. Untergärige Biere haben eine längere Gär- und Lagerzeit als obergärige Biere. Vor der Erfindung von Kältemaschinen wurde untergäriges Bier ausschließlich in kühlen Regionen wie Bayern oder im Winter gebraut und in kühlen Gärkellern gelagert. Die Biere, die ich bisher kannte, also Helles, Export, Märzen oder Bockbier sind untergärig. Das britische Ale wird aus obergäriger Hefe bei Temperaturen von 15 bis 25 Celsius gegart. Aroma und Farbe des *pale ale* waren anders als ein *bayerisches Helles*, aber so angenehm wie die Wirkung: wohltuend und anregend. Irgendwann an diesem Abend läutete eine Glocke mehrfach und die Stimme des Barkeepers verkündete laut und vernehmlich: *Last orders please!* Ich sah Shelagh fragend an. „Es gibt auch ein kleines Bier. Wenn du einen *butcher* bestellen willst, musst du es jetzt tun. Ab 11 Uhr nachts wird die Bar geschlossen.“ Ich habe ihren Rat befolgt. Das erklärt vielleicht meine gute Laune auf dem Heimweg.



Montag, der 3. August ist ein *Banking Holiday*, ein Tag an dem ursprünglich nur die Banken geschlossen waren. Aber später schlossen sich Geschäfte und Schulen an und aus dem *Bank Holiday* wurde ein offizieller öffentlicher Feiertag. Das erfuhr ich von Shelagh als wir mit zwei Autos, dem alten Ford mit Mister Coyne, Mistress Coyne und Hillary und einem Austin Morris ihrer Tante mit Shelagh am Steuer mit Birgit und mir unterwegs waren, um einen weiteren Sommergast vom *Ringway Airport,* etwa 25 Kilometer westlich von Marple und etwa 10 Kilometer südlich von Manchester, abzuholen. Es war ein bewölkter, aber trockener Tag. Die Fahrt dauerte nicht lange und wir kamen an, bevor das Flugzeug aus London landete. Wir hatten also genug Zeit, um von einer Aussichtsplattform seitlich der An- und Abflughalle das Flugfeld und die Landung des Flugzeugs aus London mit Annie an Bord zu beobachten. Ich war bisher noch auf keinem Zivilflughafen und fand es toll, dass ich das erleben durfte. Auf dem Flugfeld standen zwar keine Düsenflugzeuge, sondern Propellermaschinen, aber auch die wirkten belebend auf meine Phantasie und ich hatte trotz meiner Höhenangst einen neuen Traum: Über den Wolken in die Sonne zu fliegen musste wunderbar sein. Die Halle mit den drei riesigen Kronleuchtern und den Schaltern der Luftfahrunternehmen beeindruckte mich. Alles war hell, fortschrittlich modern und jenseits von Gotik oder Neoklassizismus. Eine schöne, lebenswerte neue Welt.





Annie war eine kleinwüchsige und temperamentvolle Französin mit schwarzem Kurzhaarschnitt und südländischem Teint aus Lyon. Sie lachte gerne und ihr Englisch hatte einen merkwürdigen Klang. Ich sprach nur rudimentäres Französisch und sie kein Deutsch. Wenn sie etwas nicht verstand, sah sie mich fragend an und sagte: *Je ne te comprends pas. Qu'est ce que tu voulais me dire. What did you want to tell me?* Shelagh verstand sie und konnte etwas Französisch sprechen und die Verständigung erleichtern. Die Beziehung zwischen Annie und mir blieb dennoch von Sympathie geprägt, aber wortkarg.
Vom Flughafen fuhren wie zurück nach Marple zum Mittagessen, das eigentlich ein Mittagsbrot ist, denn der *Lunch* ist eine kleine Zwischenmahlzeit. Die Hauptmalzeit mit warmen Gerichten, genannt *Dinner,* wurde bei den Coynes um 19 Uhr eingenommen. Am Nachmittag fuhr Shelagh mit Birgit, Annie und mir zum *Lyme Park,* der nur zehn Kilometer südlich von Marple liegt. Das Anwesen wird vom *National Trust* verwaltet.
Die Nationale Treuhandschaft für Orte von historischem Interesse oder von Naturschönheit, ist eine gemeinnützige Organisation mit mehreren Millionen Mitgliedern, die Objekte unter Denkmal- oder Naturschutz in England, Wales und Nordirland verwaltet und betreut. Das Herrenhaus im Zentrum des Parks mit einer Grundfläche von 58m × 40m um einen Innenhof war das größte Gebäude der Grafschaft Ches-hire. *Piers Legh VII.* begann den Bau Mitte des 16. und seine Erben erweiterten ihn im 17. Jahrhundert und im 18. zur heutigen



Form. Die Gartenanlagen mit Herrenhaus von 6 Hektar bildet das Zentrum eines Wildparks von 550 Hektar, der das Kerngelände vor unerwünschten Gästen schützt. In den Gärten wie im Hirschpark gibt es weitere kleine Gebäude wie *The Orangery*, einem Wintergarten für Pflanzen aus den neuen Kolonien oder *The Cage,* einem drei Stockwerke hohen Gebäude mit vier Türmen auf einem Hügel, das als Jagdhaus und später als Wohnhaus für Angestellte und Gefängnis genutzt wurde. Das Herrenhaus = *manor house* sowie der Park und seine Anlagen sind öffentlich zugänglich. Der Eintritt war frei. Wir konnten es besichtigen. Mein Kommentar: „Ganz nett!“



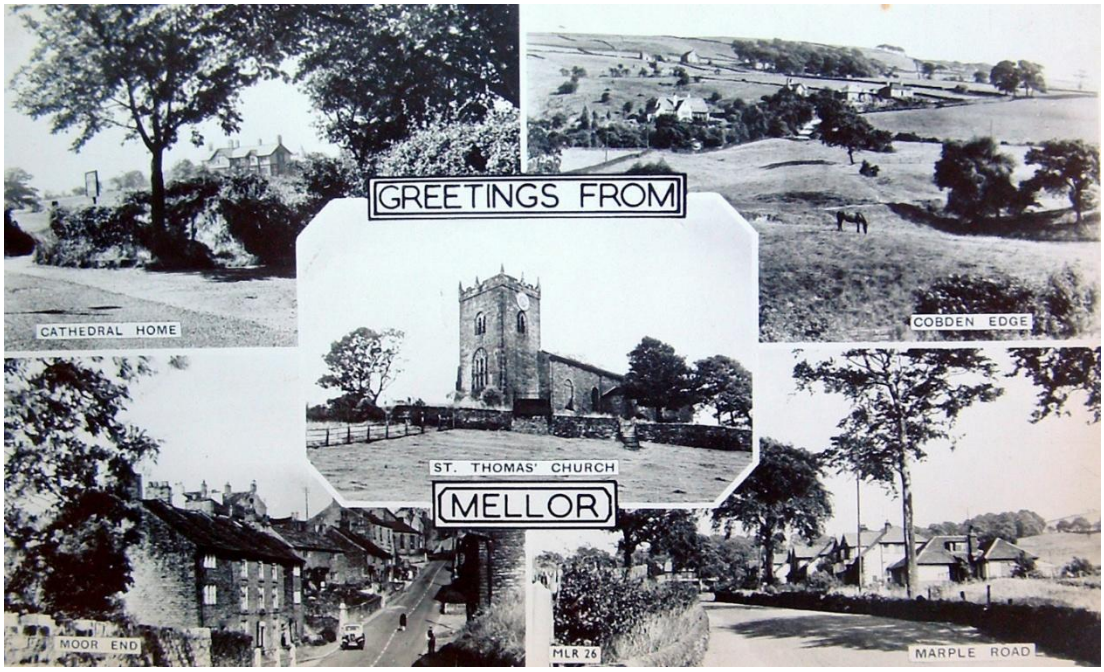
„Dienstag, 4. August: Um 12 Uhr aufgestanden. Nachmittags gehen wir zum Schwimmen ins Hallenbad von Marple, das 1931 erbaut wurde. Das Schwimmbecken war 25 *yards* lang. Ein *yard* entspricht 91 Zentimetern oder 3 *feet* = Fuß oder 36 *inches.* = Zoll. Die Halle hatte ein Satteldach, das von einem Fachwerk aus Stahlröhren gestützt wurde. Das war nicht schön, aber praktisch. Wir plantschten und schwammen ein wenig hin und her. Die Mädels quatschten mit Soldaten und später schlenderten wir zurück nach Hause zum Dinner.“ Zu den Hauptspeisen gab es manchmal Salat mit einer Sauce = *dressing*, die mir sehr gut schmeckte. Die Hauptgerichte bestanden häufig aus Fleischgerichten mit Kartoffeln und Gemüse, wie etwa der *Sunday Roast* aus Rind-, Lamm-, Schweine- oder Hühnerfleisch, gelegentlich auch schlichte Speisen wie *bangers and mash* = Würstchen mit Kartoffelpüree. Besonders gern mochte ich Pasteten aus Blätterteig wie *shepherd's pie* mit Hackfleisch oder mit Niere in dunkler Sauce = *kidney pie*.



Fish ’n’ Chips sind *street food*. Sie werden nur selten zu Hause zubereitet. Die fangfrischen Fische werden meist als *take-away* verkauft und man kann sie überall zur Mitnahme für den Verzehr unterwegs oder zu Hause für wenig Geld kaufen. Fischfilets von Kabeljau = *cod*, Schellfisch = *haddock* oder Seelachs = *pollock* werden in Backteig mit viereckigen Kartoffelstäbchen = *chips* frittiert in einer Tüte aus Zeitungspapier serviert und mit den Fingern gegessen = *finger food.* Lecker!



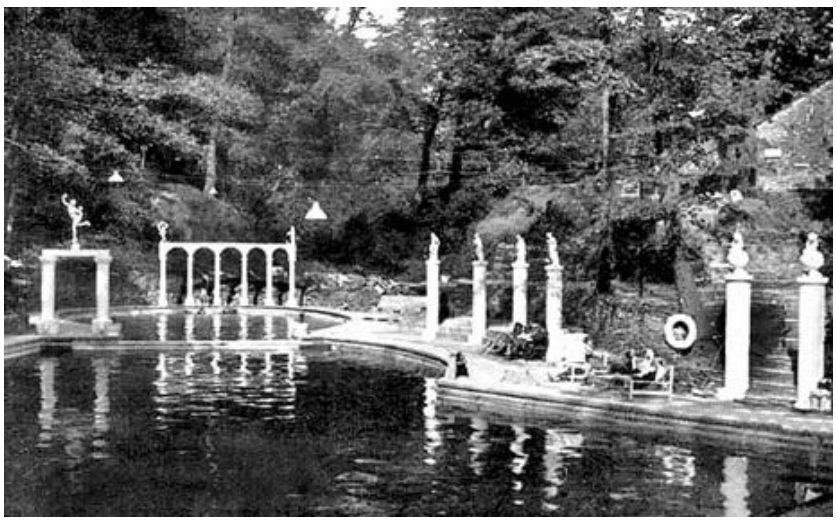
5. August: Shelagh, Annie, Birgit und ich fahren mit vier Fahrrädern von der Church Street in Marple Richtung Westen zu einem Freibad in *Little Heyfield*. Es ist es wunderschöner sonniger Tag, die Landschaft ist hügelig und lieblich, die Böden sind karg aber für die Schafzucht sehr geeignet. Nach ein paar Kilometern erreichten wir *Mellor*.“ Die Dorfkirche St. Thomas auf einem Hügel mit guter Aussicht wurde im 14. Jahrhundert erbaut. Das Innere ist schlicht. Ein Taufstein aus der Normannenzeit und die älteste hölzerne Kanzel Britanniens führten zu einem Eintrag in die Liste *National Heritage of England*.



Wir radeln die Church Road zurück zur Moor End Road und weiter durch Wiesen, Felder und schattige Alleen mit wenigen Einzelhöfen und Verkehr bis wir nach etwa sieben Kilometern in Hayfield ankommen. 90% der Gemeindefläche des Dorfs, das zugleich Zentrum der Gemeinde Hayfield ist, sind Teil des *Peak District National Park*, (siehe links) dem ersten Nationalpark Englands, der 1951 im südlichen Teil der Pennines eröffnet wurde. Auch Little Hayfield, etwa einen Kilometer nördlich des Dorfs an einem Waldrand gelegen, ist Teil des *Peak Parks*. Der höchste Berg ist der *Kinder Scout* mit 636 Metern (blaue Markierung). Große Teile des Gebietes liegen über 300 m. Das Ziel unserer Tour, der *Park Hall Manor Pool,* lag in einem Waldgebiet. Er war Privatbesitz, aber für einen Shilling durfte man dort baden gehen. Auch in England waren Sommerferien und des-



halb waren Pool wie Rasenflächen am Rand und auch in Hanglage gut belegt. Die Anlage war großzügig und hatte reichlich Platz für jüngere Menschen, die einen entspannten Eindruck machten. Es war laut Kalender ein „überirdisch idyllischer Ort mit griechischen Adonissen



auf dorischen Säulen und sehr weißhäutigen Engländern und Engländerinnen“ zwischen denen, ich, der am Ickinger Stausee gebräunte Südbayer und die von Natur aus gebräunte Südfranzösin Annie auffielen. Nachdem wir ausgiebig im kalten Wasser des Pools geplanscht und einige Runden geschwommen und uns auf unseren Handtüchern sonnenhungrig niedergelassen hatten, erzählte Shelagh mit einem schelmischen Ausdruck, dass sie gefragt wurde, aus welchem Land ihre Freunde kämen, geantwortet hätte: *They are from Greece,* mussten wir alle lachen. Es war ein fröhlicher Nachmittag, aber der Weg zurück war anstrengend, aber weil mein Fahrrad eine Gangschaltung hatte, „verlor ich auf der Rückfahrt meine drei Begleiterinnen aus den Augen. Am Abend spielten wir auf dem Kinderspielplatz in den Grünanlagen nahe der Church Street in Marple *Badminton*. Das Spiel wurde nach dem englischen Badeort benannt, wo 1872 zum ersten Mal nach festen Regeln mit dem aus Indien importierten Federball gespielte wurde. Es war herrlich.“ Ich hatte es häufig mit Birgit und auch mit Shelagh am Hohenpeißenberg gespielt. Der Federballplatz in Ebenhausen war noch nicht bespielbar. Es war eine gute Gelegenheit, denn auch Annie kannte das Spiel und wir konnten zu viert Doppel spielen. Am nächsten Tag wollte uns Shelagh mit uns eine Autofahrt an die Westküste unternehmen: Nach *Wales,* einem der vier Landesteile des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland. Der Name des Zielortes war *Llandudno*, ein Seebad an der Atlantikküste, klang exotisch. Das lag daran, dass die *Welsh people* seit dem vierten Jahrhundert eine der inselkeltischen Sprachen sprechen, die auch heute noch von einer Minderheit der Bevölkerung gesprochen wird: die Walisische. Die war kein Dialekt wie Schwäbisch oder Bayerisch, sondern eine eigene Sprache. Der Ort heißt auf Englisch *Church of Saint Tudno.*





Nach dem Gute-Nacht-Kakao gegen Mitternacht ging ich satt und müde von den Erlebnissen des Tages aber voller Vorfreude auf den morgigen Tag zu Bett und schlief nach einem Gute-Nacht-Kuss von Shelagh sofort ein. Der nächste Tag begann hektisch. In der Küche waren die drei jungen Frauen mit Mutter Coyne dabei die Sandwiches für unser Lunch zu zuzubereiten und nach einem kurzen, aber kräftigem Frühstück gingen wir mit dem Picknickkorb zu Mister Coynes altem Ford Perfekt und nahmen Platz: Shelagh auf dem Fahrersitz, ich auf dem Beifahrersitz und Birgit und Annie auf den Rücksitzen. Shelagh drehte den Startschlüssel, aber der Motor reagierte nicht. Scheinbar kam das öfter vor, denn sie reagierte routiniert: Sie verließ das Fahrzeug, öffnete den Kofferraum und holte eine Kurbelstange heraus, ging zur Stoßstange vor der Motorhaube, die in der Mitte ein Loch hatte, durch das sie die Kurbelstange einschob, bis es klickte. Dann begann sie an der Kurbel zu drehen, bis sich der Motor meldete, während ich auf dem Fahrersitz das Gaspedal drückte, bis er auf Touren lief. Ooopsa! Nach Llandudno waren es etwa 120 Kilometer und zurück ebenso viele. Wir würden mehrfach anhalten. Wenn das mal gut geht, dachte ich, aber Shelagh schien ungerührt und blieb, wie die Engländer es nannten: *cool*.



Von Marple fuhren wir über diverse Landstraßen etwa 45 miles = 70 Kilometer durch meist landwirtschaftliches Nutzland mit geringem Höhenunterschied über Kleinstädte wie *Macclesfield* und *Congleton* nach *Chester*. Die Landschaft veränderte sich nicht sehr, bis wir die Kleinstadt *Rhyl* an der Atlantikküste erreichten. Die lag zwar am Meer, aber nur wenige Meter über dem Meer. Es gab einen flachen Sandstrand, der bei Ebbe so breit wurde, dass man weit hinauslaufen

musste, um ans Wasser zu kommen. Die Uferpromenade und ihre Bebauung wirkten nicht sehr einladend, aber das lag vielleicht am Wetter, denn am Meer war es wolkig und ungewohnt kühl. Nach Llandudno waren es nur noch wenige Kilometer auf der Küstenstraße. Das größte Seebad von Wales liegt auf einer Halbinsel zwischen zwei Bergkuppen. Die kleinere, *Little Orme*, der wir uns näherten,



war ein 150 Meter hoher schroffer Wellenbrecher aus Kalkstein, um den die Küstenstraße auf der *Penrynside* einen großen Bogen macht. Wir umfuhren den Little Omre über die Colwyn Road und entlang der Promenade vorbei an den Hotelbauten aus Queen Viktorias Zeiten Richtung *North Shore Beach.* Die schwarze Linie auf der Karte zeigt die Eisenbahnlinie, die 1848 eröffnet und später zum Stadtzentrum verlängert wurde. Die schwarze Linie, etwas oberhalb zu sehen, ist die Tramway, die seit 1902 in Betrieb ist. Mit der sind wir samt Picknickkorb auf den Gipfel des *Great Orme* gefahren.

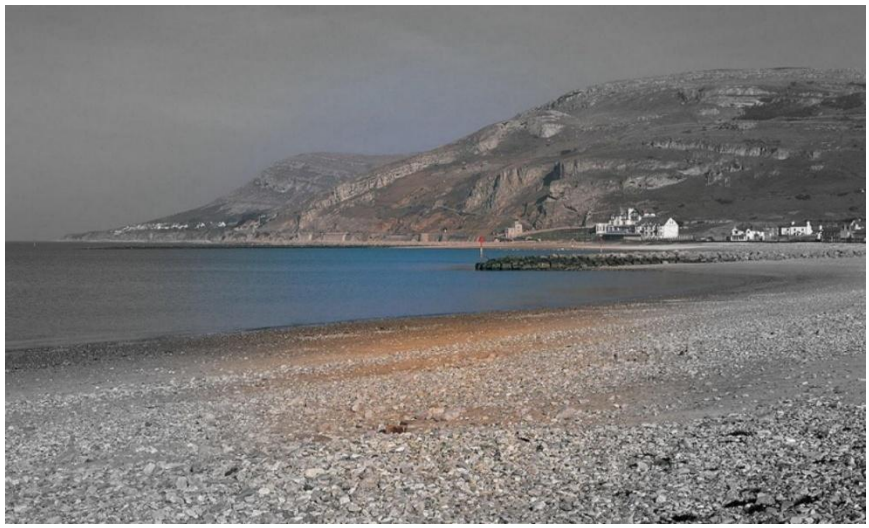




Die Fahrt in dieser Bergbahn, die, weil seilgezogen, geräuschlos durch die bezaubernde Landschaft zum Gipfel fuhr, war wunderbar und so unvergesslich wie die Aussicht, mit der wir unser Lunch mit weitem Blick über Llandudno und die Creuddyn-Halbinsel genießen konnten. Das Seebad an der North Shore hatte seine Blütezeit wie viele andere an den Küsten Englands im letzten Jahrhundert. Die weit geschwungene Promenade mit Bauten im viktorianischen Stil hat, wie viele britische Seebäder, eine Pier. Die weit ins Meer hinausragende Seebrücke mit Läden und Vergnügungslokalen wurde 1878 am Ende der Promenade gebaut. Sie ist 572 Meter lang und die längste in Wales. Es gab auch noch einen

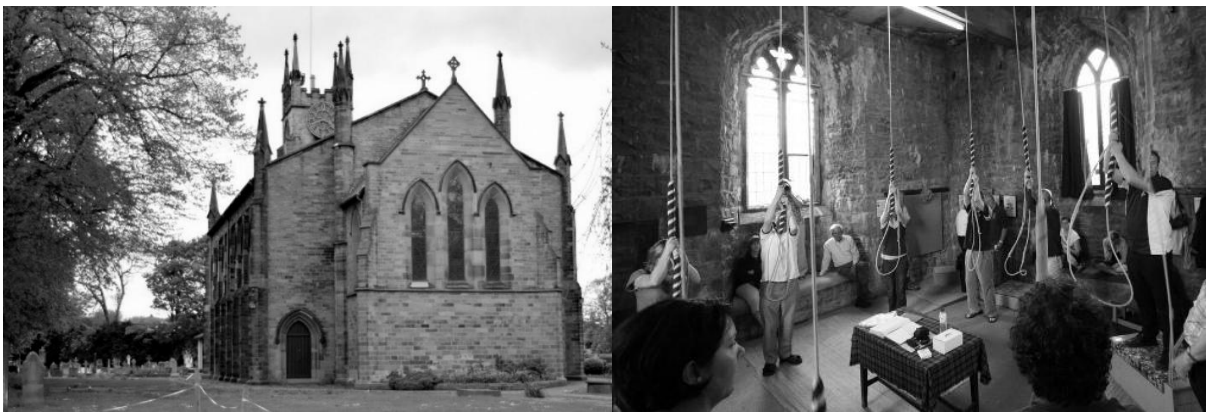


Marine Drive, eine 6,4 Kilometer lange Straße, die zur selben Zeit rings um den Great Orme am Meer entlang an der Spitze der Halbinsel angelegt wurde. Schade, dass wir das alles nicht ansehen konnten, denn inzwischen war es zwei Uhr. Die Rückfahrt mit der Tram dauerte 20 Minuten. Wir eilten zum Auto, es sprang sofort an, Shelagh kutschierte uns zu einem Strand an der *West Shore.* Die war weniger besiedelt als die Nordküste, ursprünglicher und menschenleer. Das lag auch am Wetter. Aber wir ließen uns nicht verdrießen, sondern zogen unsere Schuhe aus und stapften barfuß über den glitschigen Steinstrand, um Muschelschalen zu sammeln. Es war Ebbe und das Meer machte einen schlaffen Eindruck. Die Wellen waren so schlapp wie die des Starnberger Sees. Dort gab es zwar keine Muscheln, aber die, die wir gefunden hatten, sahen aus wie Mies- oder Herzmuscheln. Birgit fand Miesmuscheln ganz lecker. Ich hatte noch keine Muscheln gegessen, denn in Bayern gabs keine Muscheln. Am fleischfreien Freitag gab es in Bayern Kabeljau, Scholle, oder gebratenen Hering vor allem aber Süßwasserfische wie Forelle, Saibling oder Karpfen. Von nun an standen Muscheln auf meinem Wunschzettel. Es war Zeit Socken und Schuhe wieder anzuziehen. Shelagh setzte

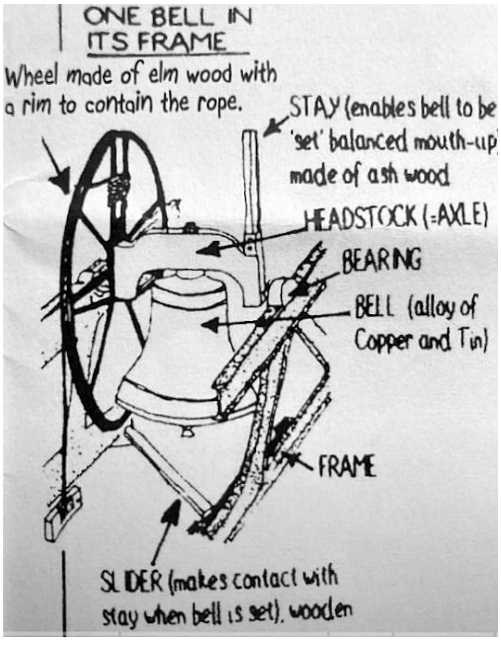




sich ans Steuer. „Auf dem Rückweg haben wir uns verfahren. Machte aber nichts. Wir kamen deshalb spätnachmittags in Marple an. Shelagh und ich fuhren trotzdem zum *bell ringing* nach *Hazel Grove,* einer Kleinstadt ein paar Kilometer westlich von Marple. John, ein Bekannter von Shelagh hatte Birgit eingeladen mitzukommen, aber sie hat ihm einen Korb gegeben und blieb in Marple.“
Im April hatte Shelagh mir geschrieben, dass sie mit ihrer Schwester zum Kirchenglockenläuten geht. Ich hatte als Ministrant gelernt mit Kaplan Hamberger, dem Meßmer und meinem Mitministranten *Anton Führer*, die vier Glocken der Wallfahrtskirche auf dem Hohenpeißenberg zu läuten. Der Meßmer übernahm das Seil der zwei Tonnen schweren *St. Barbara Glocke*, Kaplan Hamberger das der die fast eine Tonne schweren *Heilig-Kreuzglocke*, Anton das der eine halbe Tonnen schweren *Herz-Jesu-Glocke* und ich das der *Heiliger-Josef-Glocke*, die 350 Kilogramm schwer war. Um eine zwei Tonnen schwere Glocke in 25 Meter Höhe mit einem Seil in den Händen in eine Pendelbewegung zu versetzen, braucht man nicht nur Kraft, sondern auch einen kräftigen und geschmeidigen Körper, denn sonst kann der plötzlich einsetzende Rückschwung den Glöckner am Seil bis unter die Decke ziehen. Eine Frau in der Glockenstube war undenkbar. Glockenläuten war Männersache, auch wenn sie noch Knaben waren.



Die Anglikanische Kirche hatte nicht nur eine andere Läutordnung, also welche Glocke zu welchem Anlass gemeinsam oder einzeln erklingen, sondern auch mehr Glocken, die Art sie zu läuten und Frauen, die sich daran beteiligen durften. Die leichte *Heiliger-Josef-Glocke*, die ich Hohenpeißenberg läutete, wurde als einzelne Glocke bei Todesfällen vom Küster geläutet. Dann wussten alle rings um den Berg, dass jemand das letzte Sakrament empfangen hatte. Volles Geläut gab es nach dem *Te Deum* und an Festtagen, die *Herz-Jesu-Glocke* rief zum Hochamt am Sonntag.
Die Läutwerke der englischen Kirchen hatten nicht nur mehr Glocken. Sie waren auch leichter als die dicke St. Barbara und wurden anders geläutet. Beim Wechselläuten erklingen die drei bis zwölf Glocken in festgelegten Abfolgen, wobei die Reihenfolge bei jedem Durchgang variiert wird. Aus der Regel, dass kein Wechsel doppelt erscheinen darf, wurden kunstvolle mathematische Muster entwickelt, die durch feste Schemata für jede Einzelglocke die Einhaltung dieser Regel sicherstellen. Diese Schemata müssen von den Glöcknern auswendig gelernt werden. Daraus wird ein Glockenspiel mit waghalsigen Klangkaskaden, die kein deutscher Musiklehrer erlauben würde. Ich fand Shelaghs Hobby toll. Diese Musik klang so anarchisch wie die Musik der englischen Band *The Beatles*, die seit Wochen mit dem Lied *A hard day’s night* den ersten Platz der Hitliste der am meisten gekauften Schlagerplatten belegten. Shelagh mochte mein Kompliment und versprach mir, nachzusehen, in welchem Kino in der Nähe wir den Film zum Song anschauen können. Auf dem Weg



nach Hause setzte sie John ab. In der Church Street gab es Dinner und wenig später verschwanden wir alle satt und müde im Bett.
Freitag, 7. August war ein ruhiger Tag: „Das Wetter grau. Am Nachmittag mit Shelagh im Wohnzimmer. Ich lese, wir hören Platten, Shelagh spielt Klavier. Am Abend gehen wir zu einem Pub nicht weit entfernt am Kanal an der Church Lane mit dem passenden Namen Ring O‘ Bells und treffen uns mit Shelagh’s Exfreund John. Er ist ein netter Kerl und spricht Deutsch.“





Am Samstag fuhren wir mir der ganzen Familie zum Einkaufen in der Markstraße von Stockport, etwa zehn Kilometer nordwestlich von Marple und etwa zehn Kilometer südlich von Manchester. Die Stadt ist deutlich kleiner als die Großstadt Manchester. Sie hat etwa 140.000 Einwohner, aber ein prächtiges Rathaus im neobarocken Stil (siehe Bild im Bild unter Reihe rechts), das 1908 durch den Prinzen von Wales eröffnet wurde. Damals wurde die Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern zur Großstadt und man rechnete wohl mit einer starken Zunahme der Bevölkerung. Stockport war eine der ersten Städte, in denen sich die Textindustrie entwickelte. 1732 wurde am River Mersey die erste Wassermühle Englands zur Produktion von Textilien errichtet. 1769 waren über 2000 Menschen in der Textilproduktion beschäftigt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begannen viele Hutmacherbetriebe die Produktion. Ende des Jahrhunderts wurde von manueller auf mechanische Produktion umgestellt. Neben der Textilindustrie wurden die Hutmacher mit 3000 Beschäftigten zu einem der größten Arbeit-



geber Stockports. Außerdem wurden Zulieferbetriebe, wie Lederindustrie und Schneidereien angezogen. 1844 besuchte Friedrich Engels, Sohn eines Fabrikanten aus Barmen an der Wupper und Inhaber eines Unternehmens der Textilindustrie in Manchester, die Stadt und stellte fest, dass Stockport *„eines der düstersten, rauchigsten Löcher in der ganzen Industrieregion“* sei. Das war vor 120 Jahren. Während des ersten Weltkriegs wurde die ganze Region von Importen abgeschnitten und der Aufschwung der zwanziger Jahre dauerte nicht lange. Nach dem zweiten Weltkrieg verlor Stockport nach wenigen Jahren auch seine Bedeutung als Zentrum der Hutindustrie.

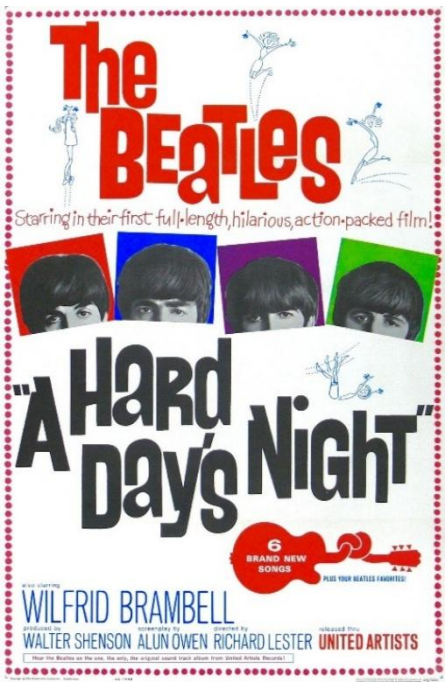
Das hatte ich alles nicht im Kopf, aber im Gefühl, als ich mit den Coynes und Birgit den Haupteinkaufsbezirk rings um die gläsernen Markthallen und die St Marys Church, die von 1813 bis 1817 erbaut wurde, durchstreifte. Es war ein grauer Tag und ein Samstagnachmittag. In England gab es noch wie in Deutschland die sechs-Tage Arbeitswoche und dieselbe Regelung für die Ladenöffnungszeiten: Ladenschluss am Samstag um 14 Uhr. In der BRD gab es eine Ausnahme: den langen Samstag. Am ersten Samstag jeden Monats durften die Läden bis 18 Uhr geöffnet bleiben. Der 8. August 1964 war jedenfalls der zweite Samstag des Monats, die Geschäfte Stockports waren alle geöffnet, aber die Menschen auf den Straßen hatten es alle sehr eilig, die Straßen waren überfüllt und die Schlangen an den Kassen lang. Ich hatte jedenfalls Spaß: „Herrlicher Trödelmarkt. Erstehe eine Krawatte aus reiner Wolle mit britischem Rautenmuster für 1 DM. Dann kam ein Platzregen, alle klappten ihre Regenschirme auf und verursachten ein köstliches Chaos."

Abends fuhren Shelagh, ihr Freund Giles, Birgit, Annie und ich nach Manchester. Im *Odeon* Kino wurde der Film mit den Beatles vorgeführt. Es war Samstagabend und der große Saal mit hunderten Sitzen fast ausverkauft. Die Zuschauer waren überwiegend jugendlich und weiblich. Aber bevor der Vorhang geöffnet wurde und sie in schrillen Tönen jauchzen konnten, mussten sie stehend die Nationalhymne *God save the Queen* singen. Danach durften sie nicht nur jauchzen, sondern sogar im Kino rauchen. Letzteres war in der BRD nicht möglich, obwohl dort der Anteil der Raucher ähnlich hoch war wie der Großbritanniens. Mehr als die Hälfte waren Raucher, obwohl dort Zigaretten wesentlich teurer waren als in der BRD. Zudem waren englische Zigaretten stärker als deutsche.



Die Mehrheit des Publikums war nicht gekommen, um zu rauchen, sondern aus vollem Herzen zu jauchzen. Das fing bereits an, als der Vorhang sich öffnete und der schwarz-weiß Film mit einem kräftigen Gitarrenakkord und dem Lied, das auch die Titelmelodie war, begann: *It’s a hard days night.*

Der Beat ist der gleichmäßige, grundlegende Puls eines Musikstücks, vergleichbar dem Herzschlag, während der Rhythmus das komplexere Muster von langen und kurzen Tönen, Pausen und Akzenten ist, das auf diesen Beat aufbaut. Synchron zur Musik begannen hunderte Mädchen mit ihren Stimmen in hohen Tönen kreischend, die musikalische Darbietung des Quartetts auf der Leinwand zu begleiten. Wow! Ich hätte gerne eingestimmt, braucht aber meine ganze Aufmerksamkeit, um Text und Handlung in Englisch zu verstehen. Die Handlung war schräg und mit Augenzwinkern zusammengeschraubt. Irrealer Nonsens mit einem realen Hintergrund: dem Aufstieg einer Rock-Roll-Band von vier Jungs aus Liverpool, die nur wenige Jahre älter waren als ich, zu internationaler Berühmtheit. Der Erfolg des Filmes erklärt sich kaum aus der Hand-





lung, sondern wie sie mit filmischen und akustischen Mittel erzählt wird, um den einzigen Inhalt zu transportieren: Die Erfahrung der ersten Liebe als eine verwirrende Kraft, für die, die ihr erliegen. Liebe ist nicht Teil der Handlung aber Hauptinhalt der Musik, die Mädchen und junge Frauen kreischen lässt. Sie berührt die Betroffenen wie eine himmlische Kraft. Man kann sie weder kaufen noch daran hindern, dass sie einfach verschwindet und die Liebenden wieder auf sich allein gestellt zurücklässt. Meine Erfahrungen waren neu und kurz, aber eine hat mich bereits unangenehm überrascht: Die Eifersucht und die Angst davor, meine Geliebte wieder zu verlieren und dem dann folgenden Liebeskummer. Schon der Titelsong des Films stellt unbequeme Fragen. *A hard days's night*:
„Es ist Nacht nach einem harten Tag. Ich habe gearbeitet wie ein Hund, jetzt ist es Nacht nach einem harten Tag. Ich sollte schlafen wie ein Stein, aber wenn ich zu dir nach Hause komme, finde ich dich und das, was du tust, bringt mich zurück in deine Welt. Du weißt, ich arbeite den ganzen Tag, um Geld zu verdienen, um für dich einzukaufen, und es beruhigt mich zu hören, wenn du sagst, *du wirst mir alles geben*. Also warum in aller Welt sollte ich motzen? Wenn ich allein mit dir bin, du weißt es, fühl ich mich gut, wenn ich zu Hause bin, scheint alles im Lot. Wenn ich zu Hause bin und fühle, wie du mich liebst, geht es mir gut. Yeah!“
Zu diesem Song sieht man in der ersten Einstellung mit der Titelei wie die Bandmitglieder in Anzug und Schlips, verfolgt von einer Meute von Journalisten und Fans durch eine Straße Liverpools zum Bahnhof rennen, um eine Reise nach London anzutreten. Es folgt eine Verfolgungsjagd im Slapstickstil der Stummfilmzeit quer durch den Bahnhof, bis das Quartett endlich in einem First Class Abteil angekommen feststellt, dass sie zu fünft sind. Es ist Paul McCartneys Großvater, John, ein Faktotum, der



mit einer exzentrischen, wenig liebenswerten Art Ereignisse und Verhalten der Mitglieder der Band kommentierend begleitet. Mit dabei ist auch der Manager der Band, Norm und Shake, der Road Manager. Auch im Zug gibt es junge Mädchen, die in Ekstase geraten. Die Beatles fliehen in den Gepäckwagen, spielen und singen hinter Gittern den nächsten Song: *I should have known better.*
„Ich hätte es besser wissen müssen, anstatt jemanden so schönes wie dich anzulügen. Ja, ich hätte es besser wissen müssen, anstatt es zu riskieren, dich je zu verlieren. Aber ich dachte, du würdest es verstehen, kannst du mir verzeihen? Ich sah dich am nächsten Tag vorbeilaufen. Ich weiß, als du mich sahst, du hast dich weggedreht und ich war verloren. Du weißt: Ich habe niemals jemanden so sehr geliebt wie dich. Ich habe Unsinn getrieben, aber sag mir: Wer verletzt hier jetzt wen? Ich hätte es besser wissen müssen, anstatt jemanden so Schönes wie dich zu belügen. Ja, ich hätte es besser wissen müssen, anstatt zu riskieren, dich zu verlieren. Aber ich dachte, du würdest es verstehen, kannst du mir verzeihen? Es ist wahr, ich habe unsere Liebe für selbstverständlich gehalten und versucht zu erklären, wo ich vom Weg abkam, ich weiß es einfach nicht. Ich weine, doch Tränen scheinen mir nicht

weiterzuhelfen. Jetzt besteht keine Möglichkeit mehr, dass du nach Hause zurückkehrst, Du bist zu stolz. Ich hätte es besser wissen müssen, anstatt jemanden so Schönes wie dich zu belügen. Ja, ich hätte es besser wissen müssen, anstatt es zu riskieren, dich je zu verlieren. Aber ich dachte, du würdest es verstehen, Kannst du mir verzeihen? Nein-nein-nein-nein-nein-nein, ich liebe dich! Nein-nein-nein-nein-nein-nein, yeah! Und ich hätte es besser wissen müssen, anstatt jemanden so Schönes wie dich zu belügen."

Im London warten hunderte Mädels auf dem Bahnsteig auf ihre Ankunft. Shake warnt die Beatles und organisiert ein Taxi, das sie auf dem Bahnsteig abholt und zu ihrem Hotel bringt. In ihrem Zimmer warten Stapel von Fanpost auf die Stars und Norm will, dass die Beatles die Fanpost noch am Abend beantworten. Darunter ist eine Einladung eines Spielclubs für Ringo, den Schlagzeuger der Band. Nachdem Norm ihr Zimmer verlassen hat, lacht John, nimmt sein Jackett und fordert Paul, George und Ringo ihm zu folgen. Partyzeit! Großvater John grapscht sich Ringos Einladung in den Spielclub und verlässt ebenfalls das Hotel.

In der nächsten Einstellung sieht man die vier umringt von jungen Leuten in einem Tanzclub. Die Musik ist von den *Beatles*, aber die Tanzenden kennen keine Regeln: Sie zappeln mit Händen und Füßen wie Forellen, die gegen die Strömung in einem Wildbach springen. Der Text des Liebesliedes, zu dem sie tanzten, klingt in deutscher Übersetzung ohne die Melodie der englischen Sprache, dem Beat von Schlagzeug, Gitarren und den hellen, fordernden Stimmen von Paul und John banal und sperrig.

I Wanna be your man – Ich will dein Mann sein. „Ich will dein Liebhaber sein, Baby, ich will dein Mann sein. Ich will dein Liebhaber sein, Baby, ich will dein Mann sein. Ich liebe dich wie kein andrer, Baby, wie es kein andrer kann, ich liebe dich wie kein andrer, Baby, wie es kein andrer kann. Ich will dein Mann sein, ich will dein Mann sein, ich will dein Mann sein, ich will dein Mann sein. Sag mir, dass du mich liebst, Baby, gib mir das zu verstehen, sag mir, dass du mich liebst, Baby, ich will dein Mann sein. Ich will dein Liebhaber sein, Baby, ich will dein Mann sein. Ich will dein Liebhaber sein, Baby, ich will dein Mann sein."

Der Film benutzt schnelle Schnitte, um gleichzeitige Handlungsabläufe parallel zu verfolgen z.B. direkt von der Tanzfläche in das Spielcasino zu schwenken, wo inzwischen Opa John im Anzug des Butlers des Hotels am Roulettetisch sitzt, und Schabernack betreibt, zurück auf die Tanzfläche, wo die Tanzenden zu einem weiteren, etwas melancholischer getöntem Liebeslied den Rhythmus ändern. *All my loving* - All mein Lieben: „Schließ deine Augen und ich küsse dich, Morgen werde ich dich vermissen; denk daran: ich werde immer treu sein. Und wenn ich dann weg bin, werde ich jeden Tag nach Hause schreiben, und all mein Lieben zu dir schicken. Ich tu so, als ob ich die Lippen küsste, die ich vermisse und hoffe, dass meine Träume wahr werden. Und wenn ich dann weg bin, werde ich jeden Tag nach Hause schreiben, und all mein Lieben zu dir schicken."

Inzwischen haben Norm und Shake die Beatles im Tanzclub gefunden und bringen sie zurück ins Hotel. Der Butler, der in Unterwäsche auf die Rückkehr von Opa John wartete und sich, als die Beatles zurückkamen im Kleiderschrank versteckt hatte, wird entdeckt und berichtet über Johns Ausflug zum Spiel-





casino. Die Band und ihre Manager eilen zum Casino, um ihn abzuholen. Am Tag darauf brachte ein Rolls Royce die vier zu einer Pressekonferenz in einem Konzertsaal mit anschließendem Bühnenauftritt. Die folgenden fünfzig Minuten werden turbulent. Die Songs die folgten, *If I fell in love with you – Can't buy me love – And I love her – I'm happy just to dance with you – Tell me why you cried – She loves you, yeah, yeah, yeah* wurden von der Band vor Publikum aufgeführt, aber die Kamera filmte nicht nur die Bühnenauftritte, sondern schwenkte wie im ersten Teil, während die Musik weiterspielte, auf Szenen außerhalb des Studios, etwa einen wilden Tanz der Beatles in einem Park, oder auf Ringo der allein unterwegs auf Fotosafari ist, ebenso wie von Opa John, der sich mit der Polizei angelegt hat, festgenommen wird und später befreit werden muss. Nach 82 Minuten: Ende gut alles gut: Letzte Einstellung: Die Beatles rennen aus dem Gebäude, die Musik spielt *It's a hard days's night,* über eine Wiese, wo ein Hubschrauber mit der Aufschrift *The Beatles* auf sie wartet.

Dann wurde der Vorhang vor die Leinwand gezogen, das Licht ging an, es war für kurze Zeit mucksmäuschenstill bevor der Lärm zuschlagender Klappstühle und von hunderten Stimmen den Saal füllte und die Besucher zu den Ausgangstüren drängten. Auch wir verließen das Kino und saßen wenig später im Ford Prefect und fuhren mit Shelagh zurück nach Marple. Laut Kalender „schwatzten Birgit und ich bis drei Uhr nachts und gelobten ewige Freundschaft."

„Am Sonntag blieben wir zu Hause. Wir verbrachten den sonnigen Tag im Garten. Ich habe Robert Musils Buch *Drei Frauen* gelesen, Shelagh legte Platten auf und Vater Coyne hat mit Annies Fotoapparat ein Foto von den vier Frauen mit mir vor der Ziegelmauer zum Nachbargarten aufgenommen. Ich sehe nicht sehr fröhlich aus, eher skeptisch. Das lag vielleicht an Robert Musil. Klappentext: „*Der Erzählband enthält drei Novellen über die Beziehungen zwischen Mann und Frau,* die durch tragische



Grenzerfahrungen und die Auseinandersetzung mit der seelischen Innenwelt der Charaktere geprägt sind. Jede Novelle porträtiert eine Frau als ein fremd-vertrautes Wesen, das für den jeweiligen männlichen Protagonisten schicksalhaft wird. Die drei Frauen sind die Bäuerin Grigia, eine portugiesische Aristokratin und die Verkäuferin Tonka. Musil erkundet die psychologischen Tiefen der menschlichen Beziehungen und beleuchtet die innere Realität der Charaktere hinter der äußeren Handlung. Zentrale Themen sind Liebe, Fremdheit und die tragische Gestaltung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Die Frauen werden als komplexe und rätselhafte Figuren dargestellt, die die Männer an ihre Grenzen führen und ihr eigenes Schicksal erfahren."

Die Einträge im Kalender sind karg: „Sonntagabend gehen Birgit, Annie und ich mit Shelagh zum Glockenläuten." Das wiederholt sich am nächsten Tag. „Nach dem Kakao kommt Shelagh mit in mein Zimmer. Bis um zwei Uhr. Oh so geil!" Das letzte Wort klingt übertrieben, denn Geschlechtsverkehr war ausgeschlossen und Tabu. Wir dachten beide nicht daran, denn wir waren glücklich uns zu lieben, indem wir uns zärtlich umarmten und liebkosten und den zeitlosen Zustand der Liebe und der Zweisamkeit ohne Angst genossen.

Kalender: „Dienstag, 11. August: Ein sonniger Tag. Wir fahren nach dem Frühstück zu fünft nach Blackpool." Die Stadt an der Westküste ist etwa 50 Meilen oder 80 Kilometer von Marple entfernt. Es gab noch keine Autobahn, aber gut ausgebaute Landstraßen, die dicht besiedelte Städte wie Stockport, Manchester, Bolton und Preston durchquerten. Deshalb kamen wir in Blackpool erst gegen Mittag an. Preston gehörte zu den Städten, die wie viele andere in der Region gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch die industrielle Revolution der Textilindustrie rasch wuchs. Weil sie in der Mitte zwischen London nach Glasgow lag, wurde sie 1838 an die neue Bahnlinie zwischen den beiden Städten angeschlossen. Als der Geschäftsmann Henry Banks 1819 begann in Blackpool Land aufzukaufen, zu erschließen und kleine Ferienhäuser zu bauen hatte Blackpool nur wenige Einwohner. 25 Jahre später wurde Blackpool durch eine Nebenlinie an das neue Schienennetz angeschlossen. 1850 wurde der Sonntag durch die *Factories Act* zum arbeitsfreien Tag erklärt. Nachdem auch die britische Ärzteschaft Aufenthalt am und Baden im Meer als gesundheitsfördernd eingestuft hatte, vervielfachte sich innerhalb weniger Jahre die Zahl der Besucher aus den Industriestädten der Grafschaft Lancashire. Auch die Einwohnerzahl nahm zu. Ab 1852 gab es Gasbeleuchtung und ab 1864 kommunale Wasserversorgung. 1863 eröffnete der *North Pier* und fünf Jahre später der *South Pier.* An der Küste wurde eine Promenade angelegt und in den Folgejahren entstanden mehrere große Luxushotels mit riesigen Ballsälen für Tanz und Unterhaltung.

Ein weiteres Gesetz, die *Bank Holidays Act von 1871* sorgte für mehr Wachstum. 1875 wurde der Unterhaltungskomplex *Winter Gardens* mit Theater, Ballsaal und Konferenzräumen eröffnet. Zwei Jahre nach der spektakulären Weltausstellung von 1889 unter dem Eifelturm in Paris begann man in Blackpool mit der Planung eines Eisenfachwerkturms an der *Golden Mile,* der Promenade zwischen den beiden Piers. 1893 wurde der neue *South Pier* angelegt und der bisherige hieß fortan *Central Pier*. Der *Blackpool Tower,* mit 158 Meter Höhe etwa halb so hoch wie der Eifelturm, wurde im Mai 1894 eröffnet und war damals das höchste Gebäude im Vereinigten Königreich. Im Basisgebäude des Turms





befindet sich ein traditionsreicher Zirkus und ein Ballsaal. Der Eifelturm besteht aus rund 18.000 Einzelteilen aus Schmiedeeisen, die mit etwa 2,5 Millionen Nieten verbunden sind. Die Struktur des Blackpool Tower besteht aus Trägern aus Stahl mit einem Gesamtgewicht von über 2500 Tonnen Stahl. In New Brighton, auf der Wirral Halbinsel am Mersey, wurde wenig später entschieden, einen Turm zu bauen wie in Blackpool. Man engagierte die Architekten des Blackpool Tower. Sie sollten einen noch höheren Turm bauen, ebenso auf einem Basisgebäude mit Ballsaal, Theater und einer Aussichtsplattform mit Aufzügen, die 2000 Personen pro Stunde befördern konnten. Das Gebäude (Foto oben rechts) wurde im Juni 1898 eröffnet und war mit einer Höhe von 173 Metern das höchste des Königreiches. Während des ersten Weltkriegs unterblieben nötige Renovierungsarbeiten und der Turm musste 1921 abgebaut werden. Das Basisgebäude mit dem *Tower Ballroom* blieb erhalten. Zwischen 1961 und 1963 sind *The Beatles* dort 27-mal aufgetreten.

Wir konnten den *Blackpool Tower* schon bei der Anfahrt von Preston sehen. Die oben beschriebenen Details kannte ich noch nicht, aber ich war beeindruckt von diesem imposanten Turm, der noch näherkam, als Shelagh an einem Rondell in eine Straße mit dem Schild *Airport* abbog. Die Stadt mit etwa hunderttausend Einwohnern hat sogar einen eigenen Flughafen für gut betuchte Gäste ganz in der Nähe der Promenade, die von der Squires Gate Lane im Süden über 4 Meilen = 6,5 Kilometer am Ufer entlang bis zum *Gynn Square* im Norden führt. Die Squires *Gate Lane* mündet in die *New South Promenade*, dem Ausgangspunkt der großen Promenade, direkt am Depot der elektrischen Straßenbahn, mit der man an der ganzen Promenade entlang bis zum Nordende fahren kann. Wir waren endlich mal wieder am Meer. Da ich links neben der Fahrerin saß und das Fenster heruntergekurbelt hatte, konnte



ich es auch sofort riechen: Das Meersalz war überall, nicht nur im Wasser, sondern auch in der Luft. Die Flut wird in wenigen Stunden zu ihrem Höhepunkt kommen und all die fröhlichen Menschen, die auf dem obigen Foto noch sonnenbaden oder schwimmen, müssen den Sandstrand bald verlassen. Wir nutzen die Zeit, breiten die unsere Decke aus, holen den Picknickkorb aus dem Auto, ziehen Badekleidung an und genießen unser Lunch, bevor wir uns ins Wasser des Atlantiks begeben, das selbst im August nicht viel wärmer war als im Isarkanal. Die Luft war lauwarm, aber nicht heiß. Auf Grund der guten Wettervorhersage waren scheinbar so viele Besucher in der Stadt wie sie Einwohner hatte.





Ein Seebad mit kaltem Badewasser, meist bewölkten Himmel und vielen Regentagen musste aber mehr bieten als nur Liegestühle=*deck chairs* und salzige Meeresluft. Etwa einen Vergnügungspark, der ganzjährig geöffnet hat? Den gab es am *South Pier* an der im *Pleasure Beach* mit Meeresluft, Meerblick und Fahrgeschäften wie ich sie vom Oktoberfest kannte: Eine gigantische Achterbahn=*rollercoaster*, ein Riesenrad =*ferris wheel,* Karusselle an Ketten oder Stahlarmen=*swing carousel* und andere Luftspielgeräte, deren Zweck darin besteht den menschlichen Körper von der Schwerkraft zu befreien oder ihn mit ihr zu foltern. Man konnte auch auf verschiedene Weise rutschend Höhenunterschiede zu Wasser oder Lande überwinden. Wenn es regnete, spannte man seinen Regenschirm auf oder man zog sich einen wasserdichten *raincoat* über und zog los, um in einem der vielen Spielhallen an der Promenade und anliegenden Straßen an einer unvergleichbaren Vielfalt von Spielautomaten sein Glück zu versuchen. Da viele Besucher an berufliche Handarbeit gewöhnt waren, schienen sie ein besonderes Vergnügen zu empfinden, ihre Fingerfertigkeit auch in der Freizeit einzusetzen.

Nach unserem Picknick ließen wir den Ford auf einem Parkplatz nahe dem *North Pier* stehen. Der Steg auf hohen Eisenstelzen, breit wie eine Autobahn und mehrere hundert Meter lang, hatte ein Holzdeck, auf dem hunderte von Liegestühlen standen, die von sonnenhungrigen Menschen in Ausgangskleidung belegt waren. Wir machten uns zu Fuß auf den Weg Richtung *Central Pier*. Shelagh wollte uns *The Winter Gardens* in der Nähe des Blackpool Tower zeigen. In der Tageszeitung *Daily Mail,* die Mister Coyne Werktags mit nach Hause brachte, um sich während der Zeit bis zum Dinner dahinter zu verstecken und ein Nickerchen zu machen, hatte ich gelesen, dass die *Rolling Stones* am 24. Juli ein Konzert in Blackpool gegeben hatten, das dazu führte, dass das Publikum tobte und den Veranstaltungssaal verwüstete. Die Band wurde mit einem Auftrittsverbot in Blackpool bestraft. Der Veranstaltungsort war der *Empress Ballroom* in *The Winter Garden*, in dem es auch einen Opernsaal gibt. The Beatles hatten am 19. Juli 1964 ein Konzert im Opernsaal veranstaltet, das ohne Zwischenfälle verlief, am Sonntag, den 16. August sollte ein weiteres Konzert am selben Ort folgen. Die fest verschraubten Stuhlreihen konnten Randalierer nicht einfach rausreißen und man konnte auch nicht massenhaft die Bühne stürmen.





Wir konnten den Opernsaal besichtigen, der Empress Ballroom war gesperrt: Links der Saal der Beatles, rechts der der Rolling Stones vor der Randale. Im *Daily Mail* erschien ein Interview mit Keith Richard, dem *lead guitarist* der Stones zum Thema Blackpool: „We'd walk into some of those places (we were playing) and it was like they had the Battle of Crimea going on, people gasping, tits hanging out, chicks choking, nurses running round with ambulances. I know it was the same for the Beatles. One had been reading about that: Beatlemania... You know that weird sound that thousands of chicks make when they're really letting it go. They couldn't hear the music. We couldn't hear ourselves… There was this ballroom number in Blackpool during Scots week when all the Scots came down and get really drunk and let it rip, a whole gang of em came to this ballroom and they didn't like us and they punched their way to the front, right though the whole 7000 people, straight to the stage and started spitting at us. In those days, I had a temper, and *You spit on me?* I kicked his face in."



Beatlemanie? Das Wort kannte ich aus der Wochenschau im Kino über die erste Tour der Beatles in den USA, wo sie im Februar ein Konzert vor acht tausend jauchzenden Amerikanerinnen gegeben hatten, deren Inbrunst dazu führte, dass weder die Musiker noch die Zuhörer die Musik wirklich hören konnten. Was war da los? Wie kommt es, dass die Kinder von britischen Eltern, die sich brav bei jeder Gelegenheit in eine Warteschlange=*queue* einreihen, völlig ausrasten, wenn sie Liebeslieder hören? Die Beatles klangen eher sentimental, die Stones eher aggressiv, aber beide brachten ihr Publikum zum Kochen. Ich merkte mir meine Frage, denn ich wusste nun, dass ich über meine Reise einen Bericht für die Schülerzeitung des Theresien Gymnasium, die *Facette*, schreiben würde. Es steht nicht in meinem Kalender, aber alles, was vermerkt ist, habe ich erst nach meiner Reise notiert, als ich begann meinen Reisebericht zu schreiben. Die Redaktion hat ihn auch angenommen und in der Winterausgabe veröffentlicht. Ich bekam sogar ein Honorar: 10 DM! Das Belegexemplar ist später verschütt gegangen, aber ich erinnere mich, dass die Hahnenkämpfe zwischen Mods und Rockern, die wir damals bei unseren folgenden Streifzügen durch die Straßen beobachten konnten, ein Thema war, dass die ‚Redaktion' dazu brachte, meinen Bericht zu drucken. Die britischen Halbstarken wirkten auf mich wie

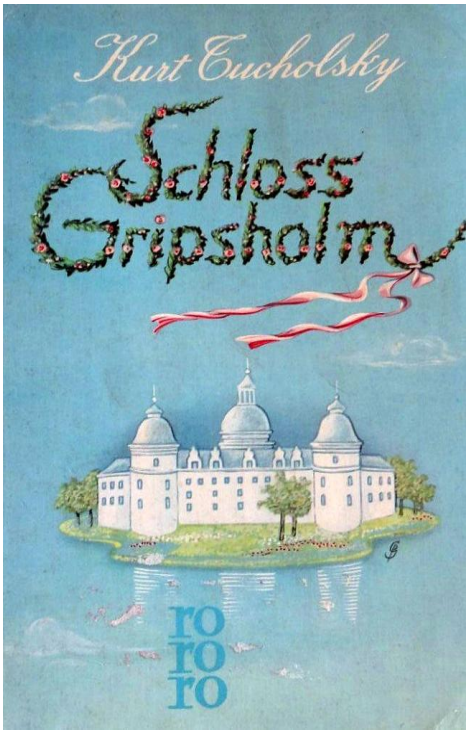


meine älteren Brüder in Westdeutschland, die in den späten fünfziger Jahren mit ihren Mopeds merkwürdige Balztänze aufführten. Die Mods hatten eine Vorliebe für schicke modische Kleidung, spitze Lederschuhe und extravagante Roller, die Rocker bevorzugten Lederkluft, Stiefeletten und Motorräder. Sie provozierten sich gegenseitig mit viel Kikeriki und hatten Spaß daran. Ich hatte zwar

auch ein Moped, aber mit meiner DKW-Hummel hätte ich wahrscheinlich alle zum Lachen gebracht. Mein Kommentar im Kalender ist kurz: „Die *Golden Mile* ist eigentlich scheußlich. Wir futtern *Hot Dogs*, lutschen *Blackpool Rocks* und ähnliche *Spezialitäten* bevor wir spät abends nach Hause fahren. Gut, dass wir das Transistorradio mitgenommen hatten!“

Das war unser letzter Ausflug. In drei Tagen will Shelagh mir London zeigen. Birgit will mit dem Bus fahren und Shelagh wird mit mir nach Chalfont St Peter trampen, wo eine Tante eine kleine Wohnung hat, die sie aber selten benutzte, weil sie hauptberuflich als Krankenschwester in der britischen Kronkolonie Hongkong beschäftigt war. Das größte Dorf Englands zwischen High Wycombe und Watford liegt mit mehr als zehntausend Einwohnern in der Grafschaft Buckinghamshire etwa 20 Meilen oder 31 Kilometer nordwestlich von Charing Cross, einem großen Bahnhof nahe dem Trafalgar Square im Zentrum der Hauptstadt. Dort können wir bis zu meiner Rückfahrt nach Deutschland am 20. August wohnen und Ausflüge nach London und Windsor unternehmen.

Am 12. August stehe ich wie üblich um 12 Uhr auf. Herrlich! Ich kann drei Tage faullenzen. Nach dem Lunch lese ich weiter in Tucholsky’s Buch *Schloss Gripsholm – Eine Sommergeschichte.* Ich habe es in Ottos Bücherregal in dem Bereich gefunden, in dem er *Unterhaltungsliteratur* abgestellt hatte, die vor allem von Mutti stammte. Da ich mich, wie im ersten Band (Seite 147) meiner *Jugenderinnerungen an Ebenhausen* beschrieben, „*an den Rest des Filmes nicht erinnern konnte*“ war ich entschlossen, das Buch zu lesen, nach dem ein Autor namens Herbert Reinecker ein Drehbuch erstellte, das der Regisseur Kurt Hoffmann, 1963 als Vorlage für den gleichnamigen Film benutzt hat.



Ich hatte in Hohenpeißenberg einige Tage vergnügliche Filme von Kurt Hoffmann mit Lilo Pulver oder Heinz Rühmann als Hauptdarsteller angeschaut. Etwa *Das Wirtshaus im Spessart, Das Spukschloss im Spessart*, *Das Fliegende Klassenzimmer* oder *Wir Wunderkinder*. Die gähnend langweilige Komödie *Drei Männer im Schnee* hatte ich mit Wölfi im Herbst in Ebenhausen gesehen.

Ich wusste nicht, dass der Drehbuchautor von *Schloss Gripsholm*, der wie mein Vater 1914 geboren wurde, als Propagandist der Hitlerjugend und der Waffen-SS eine Karriere begann, die ihm so wichtig war, dass er nach der Schlacht um Stalingrad noch am 1. November 1943 Mitglied der NSDAP wurde. Auch der Regisseur, Jahrgang 1910, begann seine Karriere im Dritten Reich. Kurt Hoffmann war der Sohn des Kameramanns Carl Hoffmann, einem der wenigen Kameramänner, die nach dem 1. Weltkrieg in den zwanziger Jahren erfolgreich mit Regisseuren wie Käutner, Murnau oder Lang zusammenarbeiteten. Carl arbeitete zudem ab 1927 bis zum Ende der NS-Zeit als Regisseur von vielen Unterhaltungsfilmen. Etwa 1934 führte er seinen Sohn Kurt als Volontär ins Filmgeschäft ein. Carl Hoffmann stand 1945 zum letzten Mal für einen Film hinter der Kamera. Er starb 1947. Sein Sohn führte das Geschäft seines Vaters fort: Der erste Film unter seiner Regie entstand 1938, bis 1945 folgten sechs weitere, fünf davon mit Heinz Rühmann. Nach einer kurzen Pause ging es 1948 weiter: Mit doppelter Kraft voraus; oft zwei bis drei Filme pro Jahr!

Kurt Tucholsky wurde am 9. Januar 1890 in Berlin als Sohn eines jüdischen Kaufmannes geboren, studierte dort und in Genf Jura und promovierte 1915 in Jena, um sein Studium formal abzuschließen. Kurts Interesse galt jedoch bereits 1907 während seines Studiums der Literatur. Er hatte als Schüler journalistische Arbeiten verfasst, in denen sich der 17-jährige über den Kunstgeschmack des deutschen Kaisers lustig machte. 1911 zog er für die SPD in den Wahlkampf. 1912 veröffentlichte er *Rheinsberg: Ein Bilderbuch für Verliebte,* eine Erzählung, in der er einen für die damalige Zeit ungewohnt frischen, verspielt-erotischen Ton anschlug und die ihn erstmals einem größeren Publikum bekannt machte. Nach seiner Promotion wurde er Anfang 1915 eingezogen und an die Ostfront versetzt. Im Herbst 1918 kehrte er als überzeugter Antimilitarist und Pazifist aus dem Krieg zurück und begann in Berlin regelmäßig für *Die Weltbühne,* ein linksdemokratisches Wochenblatt zu arbeiten. Er benutzte die Pseudo-

nyme *Ignaz Wrobel, Theobald Tiger* und *Peter Panter,* um seine vielfältigen Beiträge in diesem Blatt zu veröffentlichen. Bis Ende 1920 wurde das kleine Büchlein *Rheinsberg* (14x9 cm und 95 Seiten mit 8 Abbildungen) 50.000-mal verkauft und Tucholsky konnte eine zweite Auflage in Druck geben. Als der Verleger *Siegfried Jakobsohn* 1926 gestorben war, wurde Tucholsky Herausgeber der *Weltbühne*, übergab bald die Leitung an Carl von Ossietzky, aber beteiligte sich weiter mit kritischen Beiträgen über die Zustände in Deutschland. Er selbst lebte in den Folgejahren meist in Paris, bis er im Juni 1929 nach Schweden auswanderte. Die ersten fünf Monate verbrachte er in Mariefred, einem Dorf mit Schloss Gripsholm auf einer Insel in Sichtweite. Ein Dampfer mit dem Namen *des Dorfes* fährt im Sommer täglich von Stockholm in etwas mehr als drei Stunden nach Mariefred.
Schloss Rheinsberg liegt zwar auf keiner Insel, sondern in Brandenburg am Rhin, einem Nebenfluss der Havel. Im Mittelalter gab es dort eine Wasserburg. 1566 wurde daraus ein Wasserschloss, das im dreißigjährigen Krieg schwer beschädig wurde. Nach mehrfachem Besitzwechsel geriet das Anwesen in den Besitz des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., der es seinem Sohn und späteren König von Preußen, Friedrich I., dem Großen schenkte. Der zog 1736 mit seiner Frau, der Kronprinzessin, von seinem Quartier in Neuruppin kommend, in den südlichen Flügel des Schlosses Rheinsberg ein. Bis zum Tod seines Vaters 1740 ließ er das Schloss ausbauen und erweitern. Friedrich I. bezeichnete die Jahre auf Schloss Rheinsberg als die *glücklichsten seines Lebens*. Als er vier Jahre später König wurde, schenkte er es seinem jüngeren Bruder Heinrich, der 1752 mit seiner Frau einzog und bis zu seinem Tod dort wohnte. Der kunstbegeisterte Prinz begann, das Schloss und den dazugehörigen Park zu erweitern und verschönern. Nach dem Tod des kinderlosen Prinzen Heinrich 1802 erbte sein jüngerer Bruder Schloss und Gut und danach dessen Sohn. August von Preußen hatte nur illegitime Kinder. Der Besitz fiel nach seinem Tod 1843 zurück an die preußischen Könige. Als Erinnerungsstätte an Friedrich den Großen war er öffentlich zugänglich und machte Rheinsberg zu einem beliebten Touristenziel, wozu auch die Schriftsteller Theodor Fontane und Karl Tucholsky gehörten.



Bei Mariefred, etwa 35 Kilometer westlich der schwedischen Hauptstadt Stockholm, ließ der Reichsrat und Großgrundbesitzer Bo Jonsson Grip im Jahr 1383 auf einer Schäreninsel eine Burg errichten, die, weil ein Inselchen im schwedischen *holme* heißt, Gripsholm genannt wurde. Deutlich später geriet sie



in den Besitz des Schwedenkönigs Gustav I. Wasa, der 1525 begann die Burg in ein Königsschloss umzuwandeln. Er zog nach Gripsholm, ließ die Burg ausbauen und zugleich zur Festung aufrüsten. So kam es zum Anbau der mächtigen Türme, deren Außenmauern bis zu 4 Meter dick sind. Gustav selbst bewohnte einen der Türme. In den folgenden Jahrhunderten gab es weitere Anbauten, etwa einen Theatersaal. Schloss Gripsholm wurde eines der neun offiziellen Königsschlösser Schwedens, die ganz oder teilweise besichtigt werden können.





Im Bild links sieht man Tucholsky 1929 in Paris. Das Bild rechts zeigt Lisa Matthias, seine Geliebte von 1927 bis 1931, auf der Motorhabe ihres Autos mit einem Berliner Kennzeichen. Statt sie mit Namen zu erwähnen hat er das Kennzeichen als Widmung auf der ersten Seite eingetragen:

Für IA-47407

Von April bis Oktober 1929 wohnte er mit ihr im Haus *Fjälltorp* in Läggesta, in der Nähe von Schloss Gripsholm.

Das Buch hat fünf Kapitel auf 148 Seiten. Das erste beginnt mit einem Briefwechsel zwischen Ernst Rowohlt und Tucholsky. Der Verleger hat nach seiner Rückkehr aus dem Krieg, an dem er freiwillig bis zum Schluss teilgenommen hat, 1919 in Berlin den Rowohlt-Verlag gegründet. Datum des Briefes 8. Juni: „Lieber Herr Tucholsky, schönen Dank für Ihren Brief vom 2. Juni. Wir haben Ihren Wunsch notiert. Wie Sie wissen, habe ich der letzten Zeit allerhand politische Bücher verlegt, mit denen Sie sich ja hinlänglich beschäftigt haben. Nun möchte ich doch aber wieder einmal die >schöne Literatur< pflegen. Haben Sie gar nichts? Wie wäre es denn mit einer kleinen Liebesgeschichte? Überlegen Sie sich das mal! Das Buch soll nicht teuer werden, und ich drucke Ihnen für den Anfang zehntausend Stück. Die befreundeten Sortimenter sagen mir jedes Mal auf meinen Reisen, wie gern die Leute so etwas lesen. Wie ist es damit?“ Am 10. Juni antwortet Tucholsky. „Dank für ihren Brief vom 8.6. Ja eine Liebesgeschichte…lieber Meister, wie denken Sie sich das? In der heutigen Zeit Liebe? Lieben Sie? Wer liebt denn heute noch? Dann schon lieber eine Sommergeschichte.“

Am 12. Juni antwortet Rowohlt, bedankt sich für den Brief, klärt eine von Tucholsky gestellte Frage nach der Berechtigung des Verlegers 15% für honorarfreie Exemplare zu verwenden und kommt zurück auf Tucholskys kleine Sommergeschichte. Er solle nochmal darüber nachdenken. „Die Leute wollen neben der Politik und dem Aktuellen etwas haben, was sie ihrer Freundin schenken können. Sie glauben gar nicht, wie das fehlt. Ich denke an eine kleine Geschichte, nicht zu umfangreich, etwa 15-16 Bogen, zart im Gefühl, kartoniert, leicht ironisch und mit einem bunten Umschlag.“ Er bietet an, die honorarfreien Exemplare auf 14% herunterzusetzen. Am 15. Juni antwortet Tucholsky, dass er damit nicht einverstanden sei: „Bei 14% fällt mir bestimmt nichts ein – ich dichte erst ab 12%. Ich schreibe diesen Brief schon mit einem Fuß in der Bahn. In einer Stunde fahre ich ab – nach Schweden. Ich will in diesem Urlaub nicht arbeiten, sondern ich möchte in die Bäume gucken und mich mal richtig ausruhen. Wenn ich zurückkomme, wollen wir den Fall noch einmal bebrüten.“ Er verabschiedet sich mit freundlichen Grüßen. „Unterschrieben – zugeklebt – frankiert – es war genau acht Uhr zehn Minuten. Um neun Uhr zwanzig ging der Zug von Berlin nach Kopenhagen. Und nun wollen wir ja die

Prinzessin abholen.“ Der zweite Absatz fährt fort: „Sie hatte eine Altstimme und hieß Lydia. Sie war keine Prinzessin. Sie war etwas, was alle Schattierungen umfasst, die nur möglich sind: Sie war Sekretärin.“ „Sie wartete schon mit den Koffern vor ihrem Haus und sagte: *Du bischa do*? Der Taxifahrer hielt das für Ostchinesisch, es war aber Missingsch, eine Sprache, die herauskommt, wenn ein Plattdeutscher hochdeutsch sprechen will. Lydia stammt aus Rostock und sie beherrschte dieses Idiom in Vollendung. Es ist kein bäurisches Platt – es ist viel feiner. Das Hochdeutsch darin nimmt sich aus wie Hohn und Karikatur, es ist, wie wenn ein Bauer in Frack und Zylinder aufs Feld ginge und so ackerte. *Der Zylinder ischa en finen statschen Haut, över wen dor nich mit grot worn is, denn rutscht hei ümmer werrer aff, dat deiht he…*Und dann ist da im Platt der ganze Humor der Norddeutschen; ihr gutmütiger Spott, wenn es einer zu toll treibt, ihr fest zupackender Spaß, wenn sie falschen Glanz wittern, und sie wittern ihn unfehlbar.“

„Das Plattdeutsche ist die Sprache des Meeres. Sie kann alles sein: zart und roh, humorvoll und herzlich, klar und nüchtern und vor allem wenn man will, herrlich besoffen. Die Prinzessin bog sich diese Sprache ins Hochdeutsche um, wie es ihr passte - denn vom Missingschen gibt es hundert und aber hundert Abarten, von Friesland über Hamburg bis nach Pommern, da hat jeder kleine Ort seine Abarten…Das also sprach die Prinzessin – ah, nicht alle Tage! Das wäre unerträglich gewesen. Manchmal, zur Erholung, wenn ihr gerade so zu Mute war, sprach sie missingisch; sie sagte darin Dinge, die ihr besonders am Herzen lagen und daneben hatte sie im Laufe der Zeit viel von Berlin angenommen. Wenn sie ganz schnell *Allmächtiger Braten!* sagte, dann wusste man gut Bescheid. Aber mitunter sprach sie doch ihr Platt, oder eben jenes halbe Platt: missingisch. Etwa als sie sich kennenlernten und er den direkt lächerlichen Anblick eines Mannes bot, der balzt, hörte sie ihm zu, sah ihn danach lange an, bevor sie sprach: *Einen weltbefohrnen dschungen Mann.*“

Lydia, die weibliche Hauptrolle des Films *Schloß Gripsholm,* wird von der jungen tschechischen Schauspielerin Jana Brejchová gespielt, die zwar gut hochdeutsch spricht, aber wahrscheinlich weder plattdeutsch oder gar missingisch. Sie sagt: *Was für ein hochgebildeter junger Mann*. Das Drehbuch von 1963 spiegelt eine andere Wirklichkeit wider wie die Originalfassung von 1929, als Berlin noch die Hauptstadt des deutschen Reiches war. Deshalb beginnt die Handlung auch nicht in Berlin, sondern in Hamburg. Der Zug fährt nicht von Berlin nach Warnemünde, nun in der DDR gelegen, zur Fähre nach Kopenhagen, sondern von Hamburg über die im Mai 1963 neu eröffnete Vogelfluglinie über Lübeck und Oldenburg in Holstein nach Puttgarden und von dort mit der Fähre nach Rødby auf der Insel Lolland. Die ist mit der Nachbarinsel Falster durch eine Brücke verbunden. Von dieser Insel kann man seit 1937 durch die *Storstrømsbroen,* eine über drei Kilometer lange Straßen- und Eisenbahnbrücke, auf die große Insel Seeland mit der Hauptstadt Kopenhagen fahren. Die Schifffahrt nach Rødby dauerte eine knappe Stunde, die Schiffreise von Warnemünde nach Kopenhagen dauerte sechs Stunden.



Aber das Drehbuch zum Film erfindet sogar Szenen, die im Buch nicht vorkommen: „Nun fuhren wir – allein im Abteil – über Kopenhagen nach Schweden. Vorläufig waren wir noch in der Mark Brandenburg.“ Aber im Film nimmt das Paar Platz in einem Eisenbahnabteil im Stil der sechziger Jahre, in dem drei stattliche Schweden über Fünfzig sitzen, denen fast die Augen ausfallen, als sie der ebenso

hübschen wie kessen Tschechin gegenübersitzen, die sie um die Finger wickelt, wie Oma die Wolle für einen Pullover. Von Fritzi wusste ich, dass die Amis sowas einen *Gag* nennen.
Auf welcher Fähre das Abendessen auch stattfand, an dem Lydia sich mit gesundem Appetit vergnügte, aber Peter, der seekrank geworden, Enthaltsamkeit vorzog - es wurde in beiden Versionen ausführlich behandelt. Anders sieht es aus mit dem Besuch von Kopenhagen und der Besichtigung seiner Sehenswürdigkeiten. Im Film ist von Kopenhagen nicht mehr zu sehen als ein Hotelzimmer, in dem Peter nun hungrig und großzügig vom Zimmerservice bedient, ordentlich zulangt, während Lydia auf ihrem Teller herumpickt und ihm bewundernd zusah: „*Du frißt*, sagte sie deutlich, *ich habe schon Leute gesehen, die viel gegessen haben – und auch Leute die schnell gegessen haben…aber so viel und so schnell*…- *Der reine Neid* – murmelte ich und fiel in die Radieschen ein. Es war kein feines Abendessen, aber es war ein nahrhaftes Abendessen. Und als sie sich zum Schlafen wendete und gerade die Rathausuhr geklingelt hatte, das sprach sie leise, wie zu sich selbst: *Jetzt auf See. Und dann so ein richtig schaukelndes Schiff. Und dann eine Tasse warmes Maschinenöl*…Und da musste ich aufstehen und viel Selterswasser trinken."
Weiter im Original, Kapitel 1, Abschnitt 4: „Ja Kopenhagen: *Soll ich dir das Fischrestaurant zeigen, in dem Ludendorff immer zu Mittag gegessen hat, als er noch eine Denkmalfigur war?* Lydia: *Zeig es mir…nein gehen wir lieber auf Lange Linie.* Wir sahen uns alles an: den Tivolipark, das schöne Rathaus und das Thorwaldsenmuseum, in dem alles so aussieht, wie wenn es aus Gips wäre. *Lydia! Rief ich, Lydia! Beinah hätt ich es vergessen! Wir müssen uns das Polysandrion ansehn!* Es war ein langer Spaziergang, denn dieses kleine Museum lag weit außerhalb der Stadt in einer Landhausvilla im italienischen Stil. Lydia fragt: *Was ist das?* Peter: *Da haben sich zwei Balten ein Haus gebaut. Der eine, Polysander von Kuckers zu Tiesenhausen, ein baltischer Baron vermeint malen zu können, kann es aber nicht.*

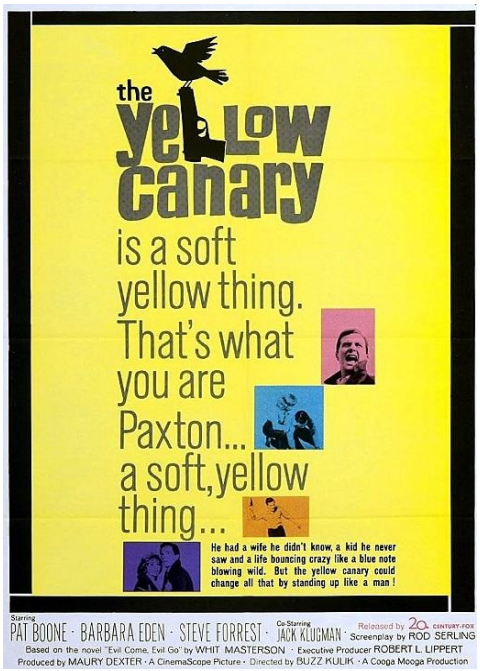


Lydia: *Und deshalb gehen wir so weit?* Peter: *Nein deshalb nicht. Er kann also nicht malen, malt aber doch – und zwar immer dasselbe, seine Jugendträume: Jünglinge und vor allem Schmetterlinge."* Er malte sie tanzend wie unter Wasser, schwerelos umschwebt von Schmetterlingen. Das Bild mit nackten *Jünglingen*

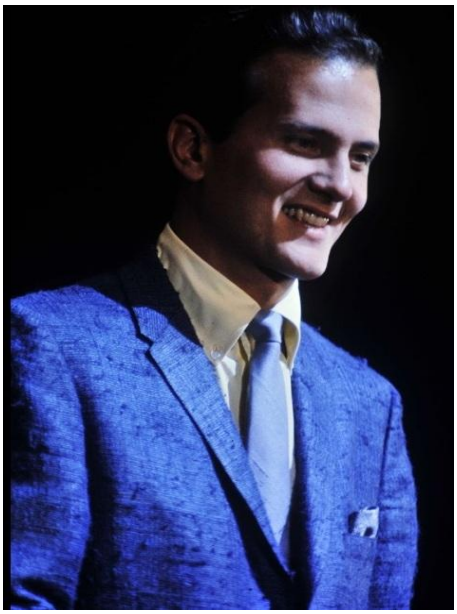
und Schmetterlingen mit dem Titel „*Der Fall der Titanen*“ des holländischen Malers Cornelis von Haarlem aus dem 1588, hatte der dänische König Christian IV 1621 gekauft. Es gehört seitdem zur königlichen Sammlung in Kopenhagen. Vielleicht lag es an diesem Bild, dass der Drehbuchschreiber die Sehenswürdigkeiten Kopenhagens durch Bilder aus einem Hotelzimmer oder einem Filmatelier ersetzt hat, anstatt viel Geld auszugeben, um mit den Hauptdarstellern samt Aufnahmeteam die im Buch zitierten Sehenswürdigkeiten zu filmen. Vielleicht war es ein Gag Tucholskys, der das Bild eines toten Malers in die Gegenwart holte? Oder haben die Dänen Tucholsky verarscht? Ich las das erste Kapitel zu Ende. Das Paar erreicht nach einer Bahnreise die Hauptstadt Schwedens, ein Träger bringt ihre Koffer zu einem Taxi, das fährt zu einem Hotel, sie machen sich frisch und da der Himmel blau war, ziehen sie los, um die Stadt zu besichtigen. Lydia schlägt vor einen Dolmetscher zu suchen, mit dem sie über Land fahren und eine *ganz billige Hütte* suchen können. Das tun und sie und Herr Bengtsson, ein dicker polyglotter Reiseführer unternimmt mit dem Paar einige Besichtigungstouren rings um Stockholm, die ergebnislos endeten. Lydia beginnt aufzumucken: *Wir sind doch keine Rockefellers!,* aber da macht Herr Bengtsson das Angebot, das Paar zu dem kleinen Dorf Mariefred am Mälarsee zu fahren. Dort hatte er eine hübsche Wohnung zu einem günstigen Mietpreis in einem Anbau an Schloss Gripsholm gefunden. „Wir gingen hinein. Drinnen empfing uns eine sehr freundliche alte Dame. Es ergab sich, daß hier zwei Zimmer und dazu noch ein kleineres zu vermieten waren. Und bekochen würde sie uns auch. Wir besichtigten die Zimmer, sie waren groß und schön. Aus einem Fenster blickte man auf das Wasser, aus dem anderen in einen stillen kleinen Park. Der Preis war billig und ich sagte: *Ja*.“

Nun konnten sie zwar *ihre Seele baumeln lassen*, aber im zweiten Kapitel des Buches wird deutlich, dass es auch eine schattige Seite gibt. Schon der Untertitel verkündet Unglück: *„All to min Besten, sä de Jung – dor slögen se ein den Stock upn Buckel entzwei.* Das Kind stand am Fenster und dachte so etwas wie: Wann hört dies auf? Das hört nie auf: Wann hört dies auf? Es hatte beide Arme auf das Fensterbrett gestützt, das durfte es nicht. Das Kind zählte neun Jahre es war zu viel für neun Jahre. Trappeln. Schurren. Türenschlagen. Kein Wort. Eine stumme Schar näherte sich. Also war sie dabei, die Frau Direktor Adriani, Spitzname: der *Teufelsbraten*. Sie war nicht sehr groß: eine stämmige, untersetzte Person, mit rötlichem, grau-grünlichen Augen und fast unsichtbaren Augenbrauen. Sie ging auf die Kleine zu gab ihr eine Art Knuff gegen den Kopf. *Du bist ein Teufelsbraten*. *Drückst du dich hier oben herum, während unten geturnt wird! Heute Abend kein Essen. In die Schar!“*

Daraus entwickelt sich eine Handlung, die parallel zu den Besuchen von Peters Freund *Karlchen* und von Lydias Freundin *Billie* abläuft. Sie wurde scheinbar, wie das Plattdeutsch aus dem Drehbuch entfernt, um die Sommernachtsgeschichte ohne üblen Beigeschmack in einen erotischen Sommernachtstraum zu verwandeln. Die Geschichte vom kleinen Mädchen, das auf der Insel in dem Pensionat Läggesta von Frau Ariani eingesperrt und einer Erziehung ausgesetzt ist, die auf Gewalt, Einschüchterung und Erniedrigung zurückgreift, passt nicht in einen Unterhaltungsfilm. Auch die Bereitschaft und Ausdauer der beiden Liebenden, mit einer Rettungsaktion das arme Kind aus den Klauen des Drachens zu befreien, passt kaum in einen Erholungsurlaub.



In meinem Kalender geht der Tag weiter: „Ich war ziemlich erschöpft, als mich Shelagh zum Dinner gerufen hat. Danach hat sie Birgit und mich ins Regent Cinema in der Stockport Road gebracht. Es gab einen Vorfilm und einen spannenden Hauptfilm, also einen *thriller.* Der amerikanische Farbfilm spielt, wie *Die Tote von Beverly Hills,* in Los Angeles. Der Hauptdarsteller von *The Yellow Canary* war *Pat Boone,* der nicht nur einen Star spielte, sondern wie Shelagh wusste, selbst einer der großen Musikstars der USA war. Im Film ist er Andy Paxton, ein arroganter, widerlicher Popstar, der kurz vor der Scheidung von seiner Frau steht und sein Personal, den Leibwächter, den Bodyguard, seinen Manager und den Hausdiener, ständig misshandelt. Der Krimi beginnt mit einer



Gewalttat. Der kleine Sohn des Popstars wurde entführt, das Kindermädchen ermordet. Kurz darauf begannen die Täter den Star zu erpressen. Die Entführer fordern Lösegeld, der Code dafür ist *canary – Kanarienvogel.* Der Star, sein Bodyguard, sein Manager und sein Hausdiener rufen die Polizei, aber aus Sorge, dass die Entführer sein Kind töten, verraten sie das Codewort nicht. In einer zweiten Nachricht fordern die Verbrecher 200.000 Dollar Lösegeld. Der Star beschafft das Lösegeld, aber als er und seine Leute es an einem einsamen Strand übergeben wollen, kommt niemand, um es abzuholen. Der Bodyguard bringt den Star in ein abgelegenes Gasthaus. Dort zwingt er eine Frau, ihnen die Adresse eines Mannes zu geben, der möglicherweise Kontakt zu den Entführern hatte. Sie finden den Mann, doch der ist tot. Nachdem auch noch sein Hausdiener ermordet aufgefunden wird, erhält der Star telefonisch weitere Anweisungen vom Entführer und da wird ihm klar, dass sein Bodyguard einer der wenigen ist, die ihre geheime Telefonnummer kennen. Nun fährt er mit seiner Frau zurück zum Gasthof und sie befreien ihren kleinen Jungen. Der Star erschießt seinen geistig verwirrten Bodyguard, während Polizeiwagen den Gasthof umstellen. Pat Boone, der Popstar – siehe Bild oben – sieht sehr gut aus. Vielleicht war das Grund warum Shelagh und Birgit, diesen doofen Krimi sehen wollten.

Weiter im Kalender, vorletzter Tag in Marple, 13. August: „Vormittags zum Teetrinken bei Helen Johnson und Mann, bei denen vor vier Jahren mein Bruder Jörg wohnte, als er zum Englischkurs zur Vorbereitung seiner Bundeswehrausbildung war. Komische Familie. Wir haben interessante Lichtbilder angeschaut. Zurück daheim ist es herrlich. Wir faulenzen und ich lese den ganzen Nachmittag in Mister Coynes Ohrensessel weiter in *Schloss Gripsholm*. Ich wollte wissen, ob oder warum ich im Film eingeschlafen bin oder meine Erinnerung damals nur schlecht war, weil ich ungeduldig war. Außerdem wollte ich herauskriegen, warum der Film erst ab 18 Jahren gesehen werden durfte. An der Rettungsaktion, mit der Peter und Lydia das kleine unglückliche Mädchen aus den Klauen der bösen Pensionats-Direktorin befreien wollen, kann es nicht liegen. Das dritte Kapitel beginnt mit einem Brief von Peters altem Freund *Karlchen an: Lieber Freund! Ich habe in diesem Jahr noch acht Tage Urlaub gut und würde die gern mit Dir und Deiner Frau Freundin erleben. Wie ich höre, seid ihr in Schweden. Lieber Freund, würdest Du wohl Deinen alten Kriegskameraden, der Dir in so manchem Granattrichter den Steigbügel gehalten hat, bei Euch aufnehmen? Lieber Freund, ich zahle auch das Reisegeld für mich allein, ist sonst nicht meine Art, wie Du weißt.“* Peter liest Lydia den Brief vor und fragt: *Darf mein Freund kommen? Ich dachte du hast nur Freundinnen? Kein Mann, liebe Prinzessin, ist ein wirklicher Mann ohne einen wirklichen wahren Freund. Darf er kommen? Schick ein Telegramm! Lydia ist schrecklich neugierig auf wahre und wirkliche Freunde. W*enig später fliegt Karlchen nach Stockholm, wird am Bahnhof von Mariefred von Peter und Lydia abgeholt und zu einem Gasthaus gebracht. Abends feiern die Freunde mit Lydia ihr Wiedersehen mit einem Dinner am See.



Durch die Unterschlagung des zweiten Kapitels verlor der Film an Spannung. Das Böse, das von der Kinderkolonie ausging, war verschwunden wie schlechtes Wetter. Wenn der Film sich darauf eingelassen hätte, wäre ich möglicherweise nicht eingeschlafen. Die Zustände im Pensionat erinnerten mich an die Zeit, die ich im Missionsseminar der Benediktiner verbrachte, vor allem in den ersten zwei Jahren von 1957 bis 1959 in der Abgeschlossenheit der Seminargebäude in Dillingen an der Donau unter Pater Konradin. Das war auch eine Kinderkolonie wie Läggesta. „Frau Adriani hatte vierzig Kinder. Sie hatte vierzig Kinder, aber sie hatte keine Kinder. Und die vierzig hatten es nicht gut." Gewalt, Einschüchterung und Erniedrigung wurden auch von den Mönchen in Dillingen eingesetzt, um uns vierzig 10-12 Jahre alten Schülern den nötigen bedingungslosen Gehorsam einzubläuen. Weinen war verboten, aber häufig weinten viele nachts anonym im Dunkeln. Sie konnten nicht nach Hause, denn auch dort warteten oft Prügel und Bestrafung. Die Zustände in Kinderkolonie sind das zweite Hauptthema des Buches. Die Rettungsaktion für *das Kind* genannte kleine Mädchen Ada Collin aus Zürich wäre ohne die aktive Unterstützung durch Karlchen und nach seiner Abreise durch Billie wohl kaum gelungen. Erst nachdem Adas Mutter durch Peter und Lydia von der deutschen Foltererziehung in Schweden erfährt und die beiden bevollmächtigt, Ada aus dem Pensionat abzuholen und nach Deutschland zu bringen konnte die Aktion erfolgreich beendet werden. Daraus entstand die Spannung, die die Handlung bestimmte, die letztlich zu einem glücklichen Ende führte. Das kommt im Film alles nicht vor. Er wurde von der freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft trotzdem als nicht jugendfrei eingestuft und wurde auch kein Kassenschlager. Vielleicht war genau das die Absicht des Drehbuchautors. Er bekam sowieso sein Honorar. Er kannte den Erfolg des Buches, das 1933 verboten, verbrannt und aus den Regalen entfernt wurde. Er wusste, dass dem Autor die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt wurde und er sich im Exil in Schweden das Leben nahm, als Kurts Freund und Nachfolger als Herausgeber der Weltbühne, Carl von Ossietzky in einem Konzentrationslager der Nazis gefoltert wurde. Aber auch, dass das nicht die Ursache seines Selbstmords war, sondern eine Siebbeinentzündung an einem Gehirnknochen, wegen der Tucholsky seit 1931 fünfmal operiert werden musste. Als Schloss Gripsholm ab 1950 wieder gedruckt werden durfte, war die Nachfrage groß. (siehe oben). Kurz vor Filmende war ich im Gloria Palast erwacht und sah die letzten Bilder des Films. Ein Mann mit zwei Frauen, mit denen er nicht verheiratet war in einem Bett? Es war vielleicht diese Bett-

rororo TASCHENBUCH AUSGABE

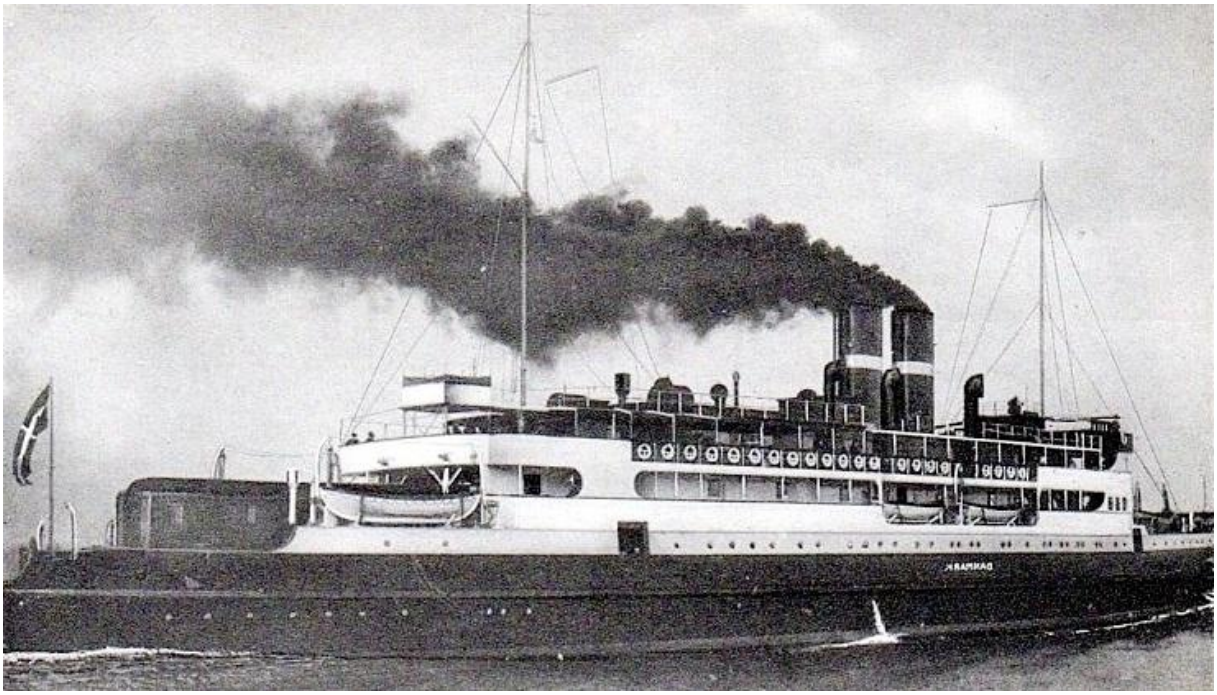
1.– 50. Tausend	Mai 1950
51.– 80. Tausend	Dezember 1950
81.–108. Tausend	April 1952
109.–133. Tausend	Februar 1953
134.–158. Tausend	März 1954
159.–183. Tausend	März 1955
184.–196. Tausend	Juni 1956
197.–208. Tausend	Januar 1957
209.–221. Tausend	Juli 1957
222.–233. Tausend	Januar 1958
234.–258. Tausend	Juli 1958
259.–271. Tausend	Oktober 1959
272.–296. Tausend	Juni 1960
297.–311. Tausend	November 1961
312.–326. Tausend	September 1962
327.–341. Tausend	August 1963
342.–366. Tausend	November 1963

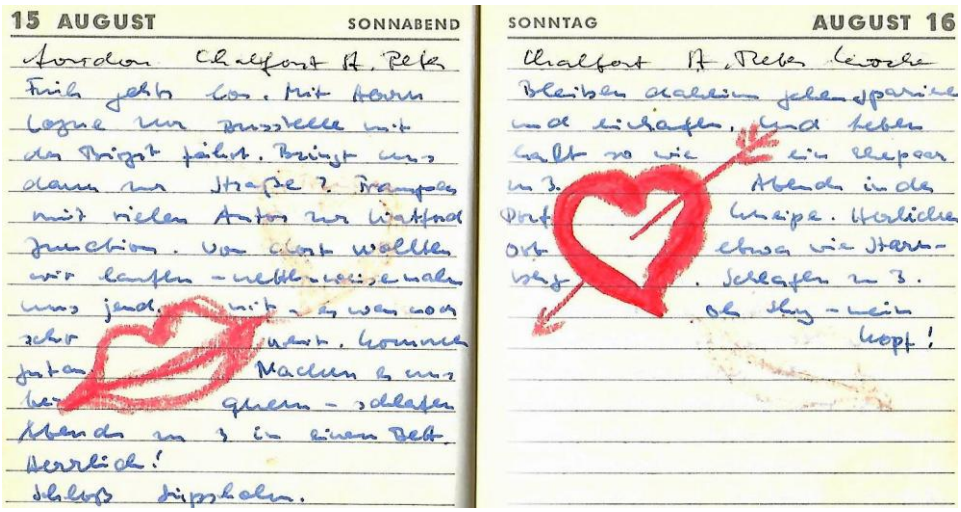


szene, die die Einstufung der FSK verursacht hat. Nach dieser Szene geht das Licht aus. Nichts Unanständiges war zu sehen. Am Tag danach sieht man das Paar im Park. Billie ist abgereist. Im Hintergrund das Schloss: Peter: *Hat es dir gefallen?* Lydia: Ja. Peter: *Alles?* Lydia: Schweigen. Peter: *Wo wird sie jetzt sein.* Lydia: *Vielleicht in Stockholm?* Peter nimmt melancholisch Abschied vom Schloss.

Lydia: *Warum bleiben wir nicht für immer hier?* Peter: *Nein! Wenn man bleibt, ziehen die Sorgen nach. Der letzte Tag. So erfrischend hat der Wind nie geweht, so hell hat die Sonne nie geschienen. Wenn es am besten schmeckt, soll man aufhören.* Sie gehen durch den Park zum Schloss, um sich zu verabschieden. Großes Palaver mit der Schlossfrau. *Tack – danke, herzlichen Dank - Tack so mycket – Alles Gute.* Dann sieht man das Paar kurz in Regenmänteln auf einem Schiff stehen. Sie bedankt sich bei ihm für den schönen Urlaub, er bedankt sich bei ihr. Man hört seine Stimme: *Hinter uns lag Schweden*, die Kamera macht einen Schwenk und am sieht ihn ohne Regenmantel im Sommeranzug wartend auf dem Gehsteig an einer viel befahrenen Kreuzung in Hamburg stehen. Lydia kommt in einem hellen Kostüm zu ihm. *Was hast du vor Daddy?* Peter: *Ich wollte dir was sagen.* Man sieht, wie sie auf einer Treppe zu einer Aussichtsplattform auf einem Kirchturm mit weitem Blick über Hamburg hinaufsteigen. Dort fragt Lydia: *Was wolltest du mir sagen?* Peter: *Du weißt doch, was ich meine.* Lydia: *Du musst es mir schon sagen*. Peter: *Also,…* - eine Glocke über ihnen beginnt zu läuten, sie sehen beide hinauf zu den Glocken, noch kurz erscheint ein letztes Bild von Schloss Gripsholm am See in der Abendsonne. ENDE

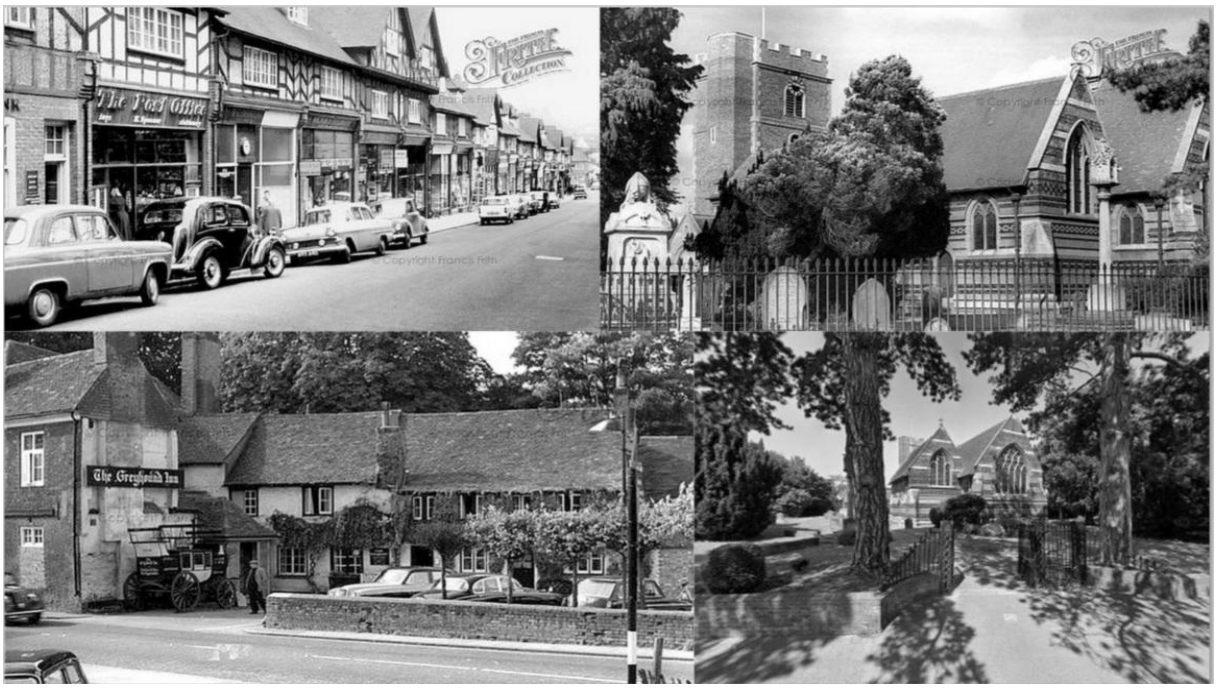
Im Buch läuteten keine Hochzeitsglocken. „Nach dem bewegten hin und her des Abschieds von der Schlossfrau nahmen wir Ada an die Hand, jeder griff nach einer Tasche, da stand der kleine Motorwagen. Ab. *Urlaub jok*, sagte ich. Jok ist türkisch und heißt: weg. *Du merkst auch alles,* sagte die Prinzessin und kämmte Ada. Peter: *Lydia, ich hätte nie geglaubt, dass du so eine nette Kindermama abgeben kannst.* Und dann fing *das Kind* langsam, ganz langsam und stockend an zu erzählen, was der Teufelsbraten sich ausgedacht hat, um die Mädchen zu tyrannisieren. Es ging ein bisschen durcheinander, aber man verstand doch, worauf es ankam. Und so kamen wir nach Stockholm und zurück nach Deutschland. Berlin streckte die Riesenarme und langte über die See. Wir rollten in Trelleborg ein. Es war spät abends; weiße Bogenlampen schaukelten im Wind und wir sahen zu, wie der Wagen auf die Fähre geschoben wurde. Das Kind schlief schon. Dann stand unser Wagen auf der Fähre. Das Schiff erzitterte leise. Die Lichter wurden immer kleiner, dann versanken sie in der blauen Nachtluft. Wir standen an Deck. Die Prinzessin sog den salzigen Atem des Meeres ein. *Daddy – ich bedanke mich für diesen Sommer! – Nein Alte – ich bedanke mich bei dir!* Sie sah über die dunkle See. *Das Meer*.., sagte sie leise. *Das Meer.* Hinter uns lag Schweden, Schweden und ein Sommer. Später saßen wir im Speisesaal in einer Ecke und aßen und tranken. *Auf den Urlaub, Alte! - Auf was noch? - Auf Karlchen! - Hoch! - Auf Billie*! - *Hoch*! - *Auf die Adriani! - Nieder*! - *Auf deinen Generalkonsul! - Mittelhoch! - Das sind alles keine Trinksprüche, Daddy*, *weißt du keinen anderen. Na?* – Ich wusste was, sie meinte. *Martje Flor, sagte ich. Martje Flor! - Up dat es uns wohl go up unsre ohle Tage!* sagte *die Alte*.





„Freitag, 14. August. Der letzte Tag in Marple. Zeit zu packen und Abschied zu nehmen. Am Samstag geht es früh los. Vater Coyne fährt vor. Birgit, Shelagh und ich steigen ein. Er bringt erst Birgit zur Bushaltestelle und danach Shelagh und mich zur Straße. Trampen mit vielen Autos zur Watford Junction. Von dort wollten wir laufen. Netterweise nimmt uns jemand mit – es war noch sehr weit. Kommen gut an. Machen es uns bequem – abends zu 3 in einem Bett. Herrlich! Am nächsten Tag bleiben wir daheim, gehen spazieren und einkaufen und leben halt so wie ein Ehepaar zu dritt. Herrlicher Ort etwa wie Starnberg. Schlafen wieder zu 3. Oh Shy – mein Kopf!“

Die Zweizimmerwohnung lag im zweiten Stock eines modernen Miethauses mit drei Stockwerken und mehreren Wohnungen. Durch die Fenster blickte man auf Grünanlagen mit Rasen und Laubbäumen. Im Schlafzimmer stand ein großes Ehebett, im Wohnzimmer eine Küchenzeile mit Tisch und zwei Stühlen sowie einem Fernseher mit zwei Sesseln an der anderen Wand. Kein Sofa für Birgit, also nur das Ehebett. Birgit wollte noch die Tage bis zu meiner Abfahrt mit uns verbringen. Sie war bereits angekommen und hatte auch eine Lösung für das fehlende Sofa im Wohnzimmer: Da beide Frauen nicht sehr groß und schlank waren und ich zwar groß, aber auch schlank war, schlug Birgit vor zu dritt im Doppelbett zu übernachten. Es gab auch zwei Bettdecken: Eine für Birgit, die andere für Shelagh und mich. Überrascht von ihrem Vorschlag stimmten Shelagh und ich zu. Wie in Schloss Gripsholm, aber nicht mit mir in der Mitte, sondern neben Birgit lag Shelagh mit mir unter unserer Decke. Als es am Morgen hell wurde und ich Shelagh neben mir beim Schlafen zusehen konnte, fühlte ich mich



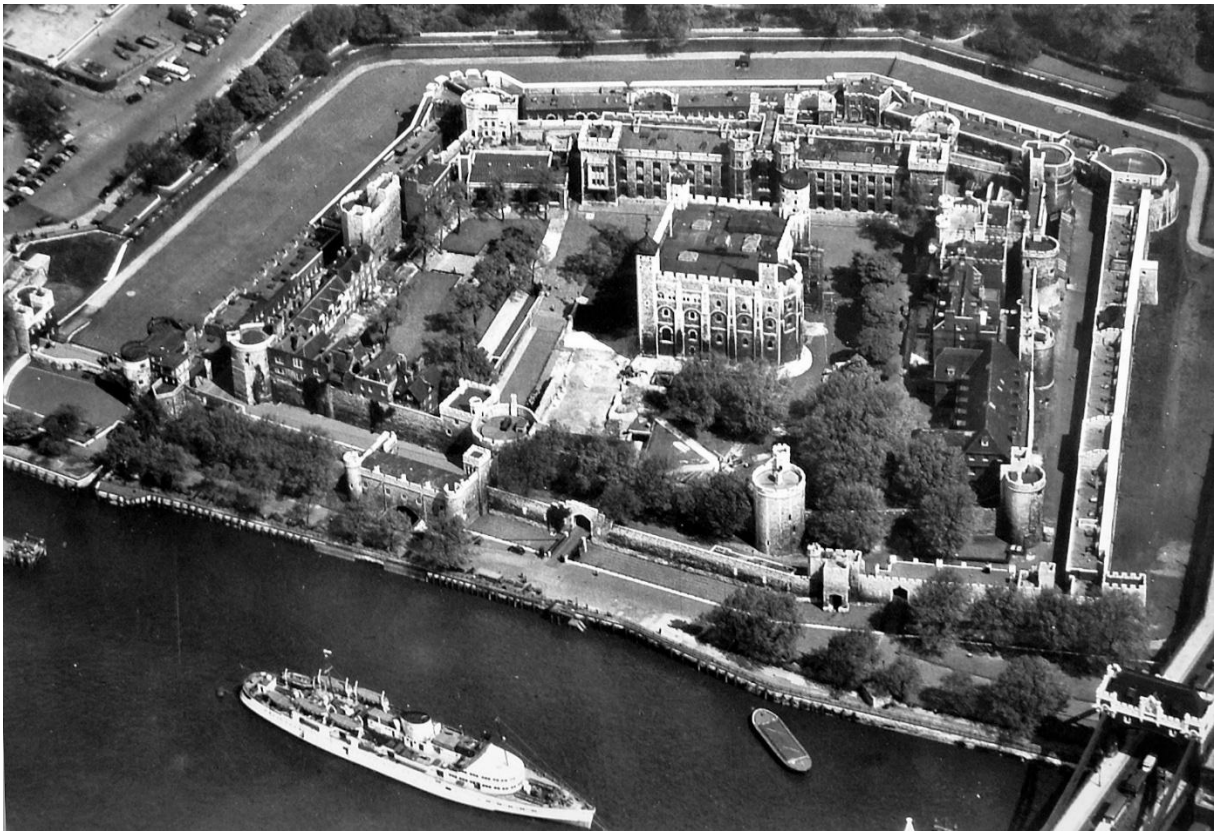
wie im Paradies. Es war so schön nicht allein im Bett zu liegen, sondern neben einem geliebten Menschen. Auf den Postkarten oben sind zu sehen: links oben die Market Street, die Haupteinkaufstraße, die mich scheinbar an Starnberg erinnert; darunter *The Greyhound Inn*, wo wir den Sonntagabend verbrachten; rechts oben die *St Peter Church*, eine bescheidene, aber sehr alte Dorfkirche, auf dem Bild darunter der Friedhof. Erst nach der Jahrhundertwende bekam das Dorf einen Bahnhof und danach verwandelte sich das Kaff in eine Gemeinde mit weit über zehntausend Einwohnern, die zum großen Teil täglich mit dem Zug zur Arbeit nach London pendelten. Am Montag ging Birgit zum Bahnhof, um zur Botschaft zu fahren. Shelagh und ich stellten uns zum Trampen an die Ausfallstraße von Chalfont und kamen fast so schnell in London an wie Birgit. Die dänische Botschaft im Stadtteil *Belgravia* am *Cadogan Square* befand sich in einem Eckgebäude aus roten Backsteinen. Die beiden Gebäudeteile waren jeweils etwa 50 Meter lang und drei Stockwerke hoch. Zwei Treppen führten zu einem Souterrain mit Räumen für Küche, Vorräte, Aufenthalt und Unterkunft des Personals.



Dort trafen wir Birgit, quatschten und *saßen so rum,* bis wir uns trennten. Birgit will sich mit ihrem Freund Bonsing treffen, Shelagh will mir im Osten am anderen Ende der großen geschäftigen Stadt den *Tower of London* und die *Tower Bridge* an der Themse zeigen. Wir fuhren mit dem Bus, denn vom Obergeschoß der Doppeldecker sieht man mehr von der Stadt als in der U-Bahn unter der Erde.



Verkehr und Aussicht waren atemberaubend. Wir mussten öfter umsteigen, bis wir unser Ziel erreicht hatten: den *Trinity Square* unterhalb des *Tower Hill.* Von dort war es nicht weit zum Eingang des *Tower.* Wilhelm II, der 1035 Herzog der Normandie, der nach der Schlacht von Hastings von 1066 auch das Königreich England beherrschte, begann 1078 mit dem Bau des *White Tower* mit den vier Türmen mit Kupferhauben in der Mitte der Burganlage. Das Gelände wurde in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten weiter aus- oder zurückgebaut. Ein Wassergraben und zwei Festungsringe folgten. Sie umschließen hermetisch den Innenraum mit zahlreichen neuen Gebäuden um den White Tower im Zentrum. Zugang zur Anlage ist durch ein Tor im Middle Tower, einem Wehrturm in der südlichen Festungsmauer am Ufer der Themse, möglich (im Bild: links Mitte). Ein weiteres Tor liegt auf der Südseite des Geländes am Fluss (im Bild: unten Mitte).

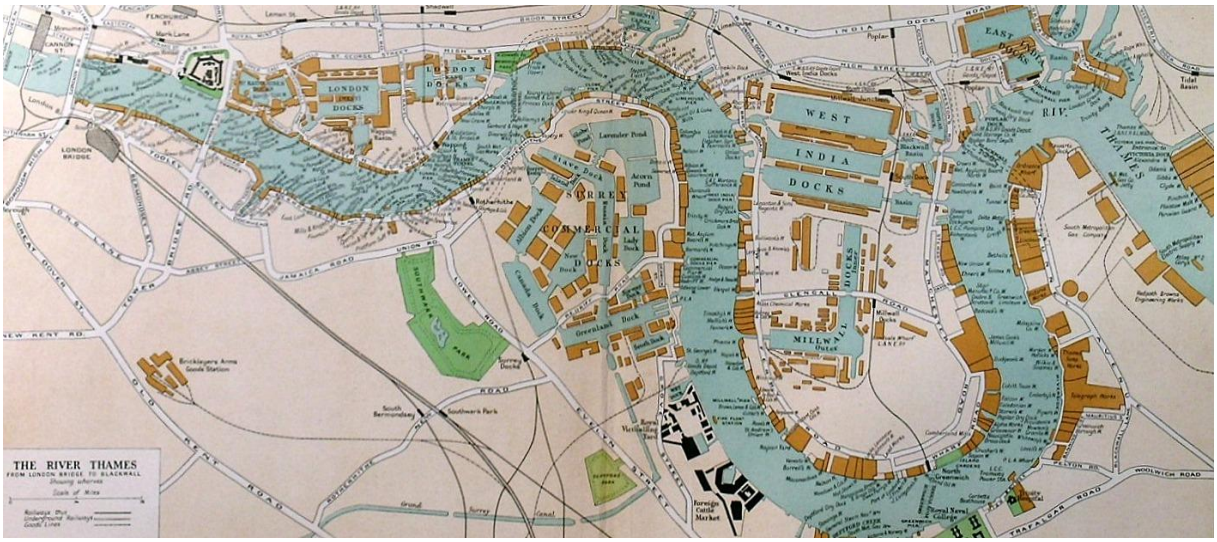


Als wir endlich im Inneren der Anlage angekommen waren, trafen wir auf Männer in lustiger Kleidung, die die Besucher erwarteten. Wenn sich genug Besucher versammelt hatten, übernahm einer dieser *Beefeater* genannten Angestellten, die auch im Tower wohnen, etwa alle dreißig Minuten die Führung einer Gruppe zu den Sehenswürdigkeiten des Towers und begleiteten sie mit Kommentaren in schnell gesprochenem Englisch und *stiff upper lip* durch das Besucherprogramm: *White Tower*: Mittelalterliche Ritterrüstungen und Waffen. *Bloody Tower*: Gefängniszellen, Schauplatz düsterer Geschichten. *Traitor's Gate*: Zugang zum Fluss, über den die Gefangenen abtransportiert wurden. *Tower Green:* Ort historischer Hinrichtungen. *Medieval Palace*: Einblick in das Leben am königlichen Hof.



Nach einer Stunde fühlte ich mich wie nach einer Fahrt auf der Geisterbahn durch das *Dunkle Mittelalter* Englands. Aber scheinbar liebten die Briten die Geschichte ihres Königreichs so sehr, dass sie die Monarchie nie abgeschafft haben. Das fand ich merkwürdig, aber antiquiert. Als die Führung vorbei war und wir die Festung verließen, um zur *Tower Bridge* zu gehen, die nichts mit dem

Mittelalter zu tun hatte, sondern mit der Blütezeit der Weltmacht Britannia in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1870 verbanden fünf Straßenbrücken die Themse von West nach Ost: *Westminster, Waterloo, Blackfriars, Southwark* und *London Bridge* waren bereits an der Grenze ihrer Kapazität. 1876 veranstaltete ein Komitee einen öffentlichen Wettbewerb von Lösungsvorschlägen für einen Brückenbau in der Nähe des *Tower of London*: 50 Projektvorschläge wurden eingereicht. Die Prüfung dauerte acht Jahre. Dann stand der Sieger fest: Eine kombinierte Hänge- und Klappbrücke von 244 Meter Länge und zwei 65 Meter hohen Brückentürmen. Die Fahrbahn zwischen den 61 Meter entfernten Türmen liegt neun Meter über dem Fluss-wasser. Ein hydraulisches System besorgt das Öffnen und Schließen der Klappen. Zwei Stege für Fußgänger verlaufen zwischen den beiden Türmen in einer Höhe von 43 Metern über dem Wasser. Um der Konstruktion Halt zu geben, mussten aber zuerst zwei gewaltige Pfeiler mit dem Gewicht von 70.000 Tonnen im Flussbett verankert werden. 11.000 Tonnen Stahl wurden für Türme, Klappen, Fahrbahn und Fußgängerbrücke verbaut. Im Juni 1886 erfolgte die Grundsteinlegung. Acht Jahre später eröffnete der *Prince of Wales* und älteste Sohn von *Queen Victoria* die neue Straßenbrücke. Mit dem Aufstieg zur Weltmacht im 19. Jahrhundert vergrößerten sich die *Docks of London* vom *Pool of Thames* an den Ufern der Themse vom *Tower* in kurzer Zeit flussabwärts nach im Osten. Im *East End* entstand der größte Hafen der Welt. In der linken oberen Ecke der Karte ist der Tower of London grün markiert







Als ich mit Shelagh auf der Tower Bridge stand und wir Richtung Osten blickten, konnten wir die Dimensionen der Hafenanlagen, Werften, Lagerhäuser und Industriebetriebe an der Themse erahnen. Da wir weder Zeit noch Geld für eine Hafenrundfahrt hatten gingen wir zurück zum *Trinity Square* und zu Fuß durch die *City of London* Richtung *St Pauls Cathedral*. Die City of London misst nur eine Quadratmeile aber wird separat von der Großstadt London regiert. Der kleinste Stadtbezirk beherbergt auch das Banken- und Finanzzentrum des Landes und seines früheren Weltreichs. Seit 1694 residiert die englische Notenbank, die *Bank of England,* in der City. Das Gebäude der Königlichen Börse, *Royal Exchange*, das 1571 von Königin Elisabeth I eröffnet wurde, war zweimal abgebrannt: 1666 im Großen Brand von London. Auch der Neubau brannte 1838 ab. Königin Victoria eröffnete 1844 den klassizistischen Neubau mit zwölf korinthischen Säulen neben der Bank of England. Beide Gebäude haben den Bombenkrieg der Deutschen Luftwaffe von 1941/42 ohne Schäden überstanden. Auch die St Pauls Cathedral wurde entweder nicht getroffen oder absichtlich verschont.





Wir gingen weiter über die Queen Victoria Street Richtung Westen, bogen ab in die Cannon Street und standen zehn Minuten später vor der Südfassade der St. Paul Kathedrale. Der 1710 erbaute Dom ist Sitz des Bischofs der Diözese London der anglikanischen Kirche Englands. Das Kirchenschiff mit 160 Metern Länge ist nur 18 Meter kürzer als das des Petersdoms in Rom, der größten Kirche der Welt. Der Durchmesser der Kuppel ist mit fast 31 Meter gut ein Viertel kleiner als die des Petersdomes, aber fast so groß wie die der Hagia Sophia, die 537 in Konstantinopel erbaut wurde.

Das mächtige Gebäude im Herzen Londons repräsentiert nicht nur die Macht der anglikanischen Kirche als Staatskirche, sondern auch den Anspruch, ihre Religion in der Nachfolge des Apostel Paulus in ihrem Herrschaftsbereich zu verbreiten.

Die Kathedrale war beeindruckend, aber wirkte auf mich gruftig und ebenso aus der Zeit gefallen, wie die konstitutionelle Monarchie als Regierungsform oder das Konkordat, das die Nazis mit dem Vatikan ausgehandelt hatten und in der Bundesrepublik noch immer gültig war. Außerdem rochen protestantische Kirchen nicht mal nach Weihrauch, sondern muffig. Nichts wie raus! Wir gingen auf der Cannon Street weiter bis zur Fleet Street, wo wir uns mit Birgit und ihrem Freund Bonsing treffen sollten. Dort drehte ich mich nochmal um und blickte zurück. Von außen wirkte die Kuppel der Kathedrale eindrucksvoller als von innen, hell und fast von italienischer Leichtigkeit wie die Kuppel in Rom, die ich bisher nur von Fotos kannte. Aber irgendwann werde ich sie sehen und könnte meinen Eindruck empirisch verifizieren. Shelagh *was amused by my comparison* und ich freute mich zwei neue Wörter zu lernen, die mich für immer an sie erinnern werden, wenn jemand sagt: Dein Vergleich hinkt, aber *auf dem richtigen Fuß.*



Das Restaurant, in dem wir Birgit und Bonsing treffen wollten, lag entweder an der Fleet Street oder in einer Seitenstraße und Shelagh suchte es. Es war inzwischen später Nachmittag und der Verkehr auf der Straße war enorm, denn sie war das Zentrum der Hauptstadt, in dem fast alle Zeitungen und Nachrichtenagenturen ihre Redaktionsräume hatten und auch Druckereien betrieben. Am frühen Morgen- wie am späten Nachmittag - war der Betrieb besonders groß, weil dann die entsprechenden Morgen- bzw. Abendausgaben der Zeitungen gedruckt und ausgeliefert wurden. In den Seitenstraßen





gab es viele Pubs, Eateries oder Restaurants für das Heer von Druckern, Setzern, Journalisten, Werbe- und Vertriebsleuten, die in den Verlagen beschäftigt waren und den Dauerlauf der Nachrichtenmaschinen am Leben hielten. Sogar die Luft roch nach bedrucktem Papier. Irgendwann hatte Shelagh das Restaurant gefunden, in dem Birgit und ihr Freund und eine Überraschung auf uns warteten: Mister Bunsing war schwarz. Nicht braun wie *Dschordsch*, mein amerikanischer Freund von der AFN-Radiostation in Hohenpeißenberg, sondern der dunkle Sohn des Häuptlings eines Stammes an der Goldküste, einer britischen Kolonie, die als Ghana 1957 als erster Staat südlich der Sahara unabhängig wurde und die Entkolonisierung Afrikas einleitete. Er war mittelgroß, trug einen perfekten Maßanzug mit glänzendem Seidenschlips, schicken Lederschuhen, hatte schwarze Kräuselhaare, schöne anliegende große Ohren, eine gerade, etwas breite Nase, dunkel glänzende Augen und einen dicklippigen Mund. Ich hatte keine Ahnung wie alt er war, aber er begrüßte uns mit wohlwollender Freundlichkeit und einem warmen Händedruck: *Pleasure to meet you! I'm Ben Bonsing, just call me Ben.* Dass *pleasure* Vergnügen heißt, wusste ich inzwischen, aber von der folgenden Konversation zwischen Birgit, Shelagh und Mister Bonsing verstand ich zwar manche Worte, aber nicht die Zusammenhänge. Das war blöd, aber auch praktisch, denn Bonsing übernahm die Bestellung: *Lamb chops* für alle. Das war sehr lecker, aber als später die Rechnung kam entstand eine unangenehme Situation. Keiner von uns hatte genug Geld, um sie zu begleichen. Ich war pleite, Shelagh bargeldlos und Birgit dachte, sie ist eingeladen. Es dauerte bis Bonsing begriff, dass er der Einzige war, der das Problem lösen konnte, indem er mit der *Tube* nach Hause fuhr, um mehr Bargeld zu holen. Birgit begleitete ihn zur Sicherheit. Shelagh und ich saßen nun allein als Geiseln im Restaurant und waren uns vorübergehend nicht sicher, ob die beiden wirklich mit dem nötigen Geld wieder auftauchen. Es war bereits acht Uhr abends. Wir konnten keine Getränke mehr bestellen, um unsere Nerven zu beruhigen und starrten vor uns hin, um kein Aufsehen zu erregen. Vierzig Minuten später wurden wir erlöst. Die beiden waren zurück. Bonsing beglich die Rechnung und wir verließen das Lokal. Die Fleet Street war wenig belebt; als wir rauskamen, war es noch hell und das Wetter angenehm mild. Birgit begleitete Bonsing in der U-Bahn



nach Hause in *Merylebone,* wo immer das auch war, aber scheinbar in der Nähe des Wachsfigurenmuseums von *Madame Tussaud*. Im Kalender steht: *Shelagh und ich bummeln durch die berühmten Straßen von London bis zu Madame Tussauds.* Dass das um diese Zeit geschlossen war, versteht sich von selbst. *Dort treffen wir Birgit, und wir fahren mit dem Bus nach Chalfont St Peter und gingen,* wie im Kalender vermerkt, *um 3 nachts zu dritt in unser Bett.* Es folgt ein Seufzer: *Oh Shy!*



Als ich erwachte, lag ich allein im großen Bett und rieb verwundert meine Augen. Mir war, als ob ich alles nur geträumt hatte, aber dann hörte ich das Pfeifen des Wasserkessels in der Küche und sah auf die Armbanduhr: Es war neun Uhr morgens. Am vorletzten Tag unseres Aufenthaltes in Chalfont wollte Shelagh Birgit und mir noch das königliche Schloss Windsor und die Eliteschule Eton College, zeigen. Beide liegen etwa dreißig Kilometer westlich von London an der Themse und etwa zwanzig Kilometer südlich von Chalfont St Peter. Als das Pfeifen aufhörte, wusste ich, dass der Tee noch fünf Minuten ziehen musste. Ich überlegte kurz, ob ich meine Augen schließen sollte, um auf den Gutenmorgenkuss zu warten, aber entschied dann, mich schleunigst anzukleiden und meinen Platz am Küchentisch einzunehmen, an dem Shelagh und Birgit bereits auf mich warteten. Ich kam rechtzeitig, denn die Spiegeleier mit knusprig gebratenem Bacon waren gerade fertig. Dazu gab es getoastetes Weißbrot; auf dem Tisch standen außerdem Landbutter und englische Orangenmarmelade. In meiner Tasse dampfte heißer Assam-Tea. Draußen regnete es. Wir wollten nach Windsor trampen. Zum ersten Mal zu dritt. *Es regnet* ist keine gute Ausrede und war für Birgit wie für Shelagh kein Grund uns von dem geplanten Ausflug abzuhalten. Erstens gibt es Regenschirme und zweitens kann es aufhören zu regnen. Es kam zur Abstimmung und die Mehrheit war dafür das Schloss zu besichtigen, dessen Geschichte mit dem normannische Herzog Wilhelm dem Eroberer beginnt, der



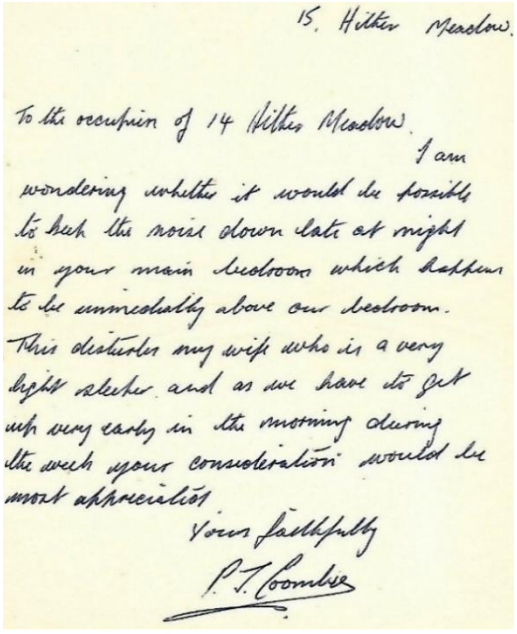
nach seinem Sieg in der Schlacht von Hastings 1066 auch König von England geworden war, den Mönchen der Westminster Abtei ein Grundstück an der Themse abkaufte und eine Holzburg errichten ließ. Unter seinem Sohn Heinrich der Zweite wurden die ersten Steinhäuser erbaut. Fast dreihundert Jahre später begann Eduard III damit, die Burg abzureißen und veranlasste den Ausbau zu einer Residenz, deren Grundriss bis heute unverändert blieb. Es gab viele königliche Schlösser in England,

Wales und Schottland, aber Windsor war das größte, noch immer von Königinnen oder Königen bewohnte Schloss des Königreichs und vielleicht auch der Welt, also ein Weltwunder. Das lässt man doch nicht links liegen, weil es regnet. Also stellten wir uns in Chalfont an den Rand der Landstraße nach Slough, einer Stadt etwas nördlich der Themse, von der es nur noch ein paar Kilometer nach Windsor waren. Shelaghs Daumen war einfach magisch. Das dritte Auto mit einer Frau am Steuer hielt; ich saß mit Birgit auf dem Rücksitz, Shelagh auf dem Beifahrersitz. Sie fuhr direkt nach Windsor und nachdem wir die Brücke über die Themse zwischen Eton und Windsor überquert hatte, hielt die gute Frau an und wir konnten unter dem Schloss, das auf einem Hügel über dem Fluss liegt, aussteigen. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber es war noch grau und kühl und die Mauern des Schlosses waren damals noch nicht so sauber wie auf den Farbfotos oben, sondern wie fast alle Gebäude von einer grauen Patina aus Kohlenstaub aus Fabriken und Heizungen verdreckt.

In der Collage sieht man oben rechts, dass die Anlage aus zwei Teilen besteht: Einem *lower ward* und einem *upper ward.* Die beiden Höfe sind durch zwei Tore, das *Norman Gate* und das *St. George Gate* links und rechts vom großen *Round Tower* verbunden. Der untere Hof ist von außen durch das King *Henry III Gate* und der obere Hof durch das *King George IV Gate* zugänglich. Die Eintrittskarten für beide Höfe waren schon happig und die für Innenbesichtigung noch teurer. Also kauften wir die billigsten für den *Lower ward,* den Hof auf dem ersten Bild links oben in der Collage. Darunter sieht man den Südflügel mit dem *King Georg IV Gate*, von dem ein schnurgrader Parkweg vier Kilometer zu einem überlebensgroßen Reiterdenkmal für George III führt, der von 1760-1820 König des vereinigten Königreichs war. Nur Queen Victoria hat länger regiert, nämlich von 1837-1901. Das kleine Bild daneben zeigt den Ostflügel, darunter ist das normannische Tor zu sehen. Wir sind nach der Besichtigung des unteren Hofes noch außer-halb der Mauern auf der Südseite des Hofes gewandert und konnten



selbst aus großer Entfernung das Reiterdenkmal sehen. Mein Kommentar im Kalender: *Bombastisch!* Wir sind noch ein bisschen durch die Stadt und über die Brücke nach Eton gebummelt. Wir haben auch die berühmte britische Elitenschmiede *Eton College* gefunden, konnten aber nur die Fassade sehen. Danach standen wir zu dritt mit ausgestreckten Daumen am Ortsausgang von Eton an der Straße nach Slough und hatten nach zehn Minuten erneut Glück: Jemand war so nett und hat uns mitgenommen und in Chalfont am Market Place abgesetzt. Als wir gegen sieben Uhr abends unsere Unterkunft erreicht und die Tür aufgesperrt hatten, lag ein Zettel auf dem Boden, den


15. Hither Meadow.

To the occupiers of 14 Hither Meadow.

I am wondering whether it would be possible to hush the noise down late at night in your main bedroom which happens to be immediately above our bedroom. This disturbs my wife who is a very light sleeper and as we have to get up very early in the morning during the week your consideration would be most appreciated.

Yours faithfully

P.J. Coomby

scheinbar unsere Nachbarn unter der Tür durchgeschoben hatten. Shelagh las das Brieflein laut vor:

15 Hither Meadow

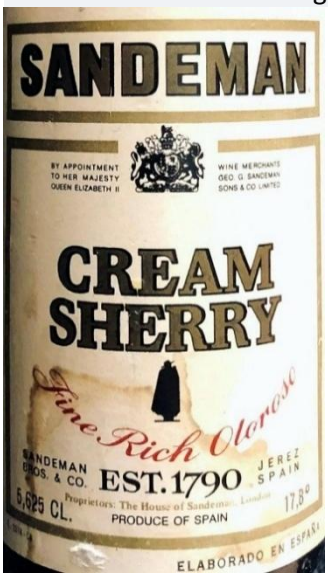
To the occupants of 14 Hither Meadow

I am wondering whether it be possible to huh the noise down late of night in your bedroom which happens to be immediately above our bedroom. This disturbs my wife who is a very light sleeper and as we have to get up very early in the morning during the week your consideration would be most appreciated. Yours faithfully - P.J. Coomby

Wir drei starrten uns gegenseitig fragend an. Dann begannen wir zu lachen und konnten nicht aufhören zu kichern und zu prusten. Am Montag nach unserer Rückkehr aus London am späten Abend hatten wir, bevor wir zu Bett gingen, im Schlafzimmer eine Kissenschlacht veranstaltet, bei der es vielleicht etwas lauter zuging als



bisher. Wir versicherten uns gegenseitig, dass wir das künftig unterlassen werden. Das fiel uns nicht schwer, denn nach unserem Ausflug waren wir nur noch hungrig und müde. Die letzte Mahlzeit des Tages war das Frühstück. Aber nun war Schmalhans Küchenmeister. Im Küchenschrank fanden wir Konserven: Corned Beef und Piccalalli. Das erste ist gepöckeltes, eingekochtes Rindfleisch, das zerkleinert und gepresst in Dosen verkauft wird. Das andere klingt wie Piccadilly, ist aber kein Platz in London, sondern eine Senfsauce die mit indischen Gewürzen und kleingehackten sauren Gürkchen, eingelegten Perlzwiebeln und gedünsteten Blumenkohlröschen angereichert ist. Dazu gab es labbriges Sandwichbrot, das selbst bei großer Hitze in Indien nicht vertrocknet. Unser Abendessen schmeckte auch indisch, obwohl Inder ihre Kühe nicht essen und einen bayrischen essigsauren Salat aus Wurst vom Schwein mit rohen Zwiebelringen vorziehen, ihn aber mit Piccalilli ergänzen würden. Ein Bier hätte gut dazu gepasst, war aber nicht vorrätig. Es war schon zehn Uhr nachts und wir durften auch nicht laut werden. Fast wie zu Hause. Das war frustrierend. Wir gingen also brav zu Bett und schliefen wenig später ohne Faxen ein.



Am Mittwoch, dem 19. August, dem letzten Tag vor der Abreise machten wir vor dem Frühstück einen Spaziergang zum *Market Place*. Er war knapp zweihundert Meter entfernt von *Hither Meadow* an der *Lower Road*. Es war ein milder und sonniger Tag ohne Wolken. Wir konnten das Haus mit leichter Kleidung verlassen. Market Place war kein Platz, sondern eine Ladenzeile aus zehn einstöckigen Häusern aus dunkelbraunem Fachwerk mit weißen Mauern, gekrönt von dreieckigen Dachgauben. Die Fachgeschäfte waren nicht sehr groß, aber bedienten jeden Bedarf von Küche und Haushalt. Anscheinend hatten Birgit und Shelagh noch genügend Geld. Sie kauften beim Bäcker=bakery ein knuspriges Land-brot=*cottage loaf*, beim Metzger=*butcher* durchwachsenen Speck=*bacon* und Hackfleisch=*minced meat*, beim Gemischtwarenhändler=*general store* Eier=*eggs*, Tomatensauce, Spagetti sowie Kopfsalat=*lettuce*. Dann kamen wir an einen *Liquor store* vorbei, einem Laden für alkoholische Getränke. Birgit hatte an der dänischen Botschaft *Cream Sherry* nicht nur serviert, sondern auch probiert. Sie schlug vor eine Flasche *Sherry* für unsere Abschiedsfeier zu kaufen, ging hinein und kam mit einer braunen Tüte zurück. Unsere Einkaufstasche war nun voll und ich durfte sie tragen und war stolz darauf. Es war ein schöner Tag und die Atmosphäre voller Leichtigkeit: Die Menschen schienen glücklich und wohl versorgt. Die Sonne ging im Norden nicht nur später unter als in Oberbayern. Auch ihr Licht schien heller zu sein. Birgit und Shelagh hatten leichte, ärmellose Sommerkleider an. Die blonde Dänin mit der Farah-Diba-Frisur und mein dunkler Wuschelkopf aus Marple zogen die Blicke der Männer auf sich. Ich spürte es. Ich war nicht eifersüchtig, sondern freute mich darüber, dass auch andere ihre Schönheit würdigten.



Die Straßen der Wohngebiete, die wir auf dem Weg nach Hause durchquerten, waren gesäumt von hübschen Häusern in gepflegten Gärten. Die Gegend war beliebt bei Leuten, die sich auf den Ruhestand vorbereiteten, wie Shelaghs Tante, in deren Wohnung wir nach unserer Rückkehr unsere Einkäufe auspackten und unser Frühstück vorbereiteten: Rührei mit knusprigem Speck und Bauernbrot; dazu gab es Twinings English Breakfast Tea. Später lesen wir, räumen auf, putzen und packen. Dann sitzen wir im großen Wohnzimmer mit Küche und Esstisch und Birgit schlug vor ein Gläschen Sherry als Aperitif vor dem Dinner um sieben Uhr zu trinken. Das Öffnen der Flasche und wie füllen der

Gläser durfte ich übernehmen. Der Sherry hatte eine hellbraune Farbe und war nicht cremig, aber schmeckte leicht süßlich und erinnerte mich an die Flasche Malaga, die Emmi zur Abschiedsfeier in Hohenpeißenberg vom Spar mitgebracht hatte oder an den Messwein, den ich mit Anton in der Sakristei der Pfarrkirche probiert hatte. Die waren stärker als Bier und ich fühlte mich danach wie besoffen. Der Cream Sherry hatte 17,8% Alkohol, also mehr als dreimal so viel, wie drei Flaschen Bier. Schnaps hatte doppelt so viele Prozente wie Sherry, wurde in sehr kleinen Gläsern serviert und man durfte ihn erst ab 18 Jahren trinken. Sherry war kein Schnaps, die Gläser waren größer und meine Freundinnen war schon über zwanzig Jahre alt. Außerdem gab es noch den Spruch: *Ein Gläschen in Ehren, kann man niemand verwehren.* Nachdem wir mit unseren gefüllten Gläser angestoßen hatten, sah Birgit mich fragend an und sagte: *Whats your toast?* Ich fiel drauf rein: *Eine geröstete Weißbrotschnitte? Nein, ein Trinkspruch! Cheers!* Ich hatte meine beiden Damen zum Lachen gebracht und machte ein Gesicht wie Buster Keaton, worüber sie sich erneut amüsierten. Ich fühlte mich wie zu Besuch bei meinen Cousinen in Murnau, wenn sie ohne Erwachsene mit mir rumalberten. Albern ist wie Lachen ohne Witz, es ist wie die Befreiung von Ernsthaftigkeit und Alltagszwängen.
Nach einem weiteren Glas waren wir beschwipst und die Damen begannen an der Kochzeile damit unser Abschiedsessen zuzubereiten: *Spaghetti Bolognese* mit einem *side salad*. In Westdeutschland gab es zwar Nudeln aller Art aus Weizenteig mit viel Ei von *Birkle* aus einer Fabrik bei Stuttgart, aber keine Spaghetti aus Hartweizengrieß und Wasser, wie die Italiener sie produzierten. Aber nachdem seit den fünfziger Jahren viele Westdeutsche zum Urlaub nach Italien reisten und nach 1960 auch noch viele Italiener als *Gastarbeiter* in die BRD kamen, stieg auch die Nachfrage nach italienischen *Spaghetti.*



Ab 1961 produzierte der US-Konzern *Kraft* in Niedersachsen ein Halbfertiggericht *Miracoli Spaghetti alla Napoletana.* Es war in einem Karton verpackt. Darin befanden sich eine große Plastiktüte mit Hartweizenspaghetti, sowie eine kleinere mit Tomatenmark und zwei noch kleinere mit geriebenem Käse und einer Würzmischung. Das Gericht war billig, nahrhaft und konnte schnell zubereitet werden. Wenn man einen Löffel benutzt, um die Spaghetti um die Gabel zu wickeln, verstößt man gegen keine Etikette, sondern vermeidet rote Flecken auf Tischdecke oder Kleidung. *Spaghetti Napoletana* sind fleischlos, aber die *Spaghetti Bolognese* werden mit einem saftigen Gemisch aus angebratenem Hackfleisch in gewürzter Tomatensauce serviert. Die Nudeln *Bolognese* auf dem Teller, den Birgit und Shelagh mir vorsetzten waren jedenfalls sehr lecker. Dazu gab es eine kleine Schüssel mit Kopfsalat und *Miracle Whip,* einer Fertigsauce, die aussah wie Mayonnaise, aber nicht so ölig war und fast schmeckte wie saure Sahne. Nach dem Abwasch blieben wir am Esstisch. Wir waren guter Laune und alberten weiter. Birgit schlug vor, dass wir uns nächstes Jahr im Sommer in Kopenhagen in der Wohnung ihrer Eltern wieder treffen sollten. Dort sind zwei Zimmer freigeworden: Ihr ältester Bruder hat geheiratet und ist inzwischen ausgezogen. Ihr jüngerer Bruder arbeitet seit ein paar Monaten in Schweden und wohnt in Malmö. Wir füllten den Rest der Flasche Cream Sherry in unsere Gläser stießen an, sahen uns in die Augen und sagten unseren *Toast: Until next year in Copenhagen!*
Ich war nicht besoffen, aber trunken vor Freude. Während sich die Frauen im Bad bettfertig machten, saß ich weiter am Esstisch und freute mich über die neuen Zukunftsaussichten: Sommerferien mit Shelagh im Geburtsland meiner Mutter und den Besuch von Omas Grab auf einem Friedhof in der Nähe der dänischen Hauptstadt. Nachdem das Bad frei war, ging ich Zähneputzen und ging ins Schlafzimmer. Kaum war ich unter die Decke neben Shelagh geschlüpft, gingen die Nachttischlampen aus. Es war Mucks Mäuschen still. Shelagh schmiegte sich an mich. Ich genoss ihre Nähe. Wir lagen in enger Umarmung und pressten unser Körper aneinander. Wir streichelten uns mit festen Händen vom Kopf bis zum Po und zurück. Unsere Lippen küssten sich und unsere Zungen spielten in unseren Mündern. Später verrutschte meine Schlafanzughose und ich spürte, wie mein steifes Glied mit zurückgerollter Vorhaut zwischen ihren nackten weichen Oberschenkeln eindrang und ein Schauer wie ein Funken-

regen über meinen Rücken rieselte. Dann merkte ich wie mein praller Penis zu zucken begann und sich in ihren engen Schenkeln entlud. Es dauerte, bis mein Verstand sich zurückmeldete und ich begriff was passiert war. Es geschah wie in meinen Träumen ohne Absicht, aber war unmanierlich, auch wenn nichts passierte, weil ich sie nicht penetriert hatte. Dennoch, sie zeigte ihren Missmut deutlich, indem sie mir für den Rest der Nacht ihren Rücken zuwandte und damit weitere Zärtlichkeiten verhinderte. Ich war zu müde, um darüber nachzudenken und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst aufwachte, als ich allein im Bett lag und das Pfeifen des Wasserkessels mich weckte.

Ich war schlagartig hellwach. Nicht nur mein letzter Tag in England wartete auf mich, sondern eine Sightseeing-Tour durch London von Westminster bis zum British Museum, eine Reise mit Bahn, Schiff und per Anhalter zurück nach München. In Küche waren die zwei jungen Frauen dabei Scheiben von *country loaf* mit *lettuce, miracle whip* und *corned beef* zu belegen, wie Mutti zu Hause in Ebenhausen die Pausenbrote für Klaus und mich. Auf dem Esstisch stand eine Kanne mit wohltuendem heißen Frühstückstee, aber das Frühstück selbst war als Picknick im St. James Park am Buckingham Palace in London eingeplant. Zu Dritt mit zwei Koffern und einer Reisetasche zu trampen war nicht drin. Es gab einen Bus von der Market Street in Chalfont, nach Marylebone, einem Stadtteil Londons mit einem U-Bahnhof, der nur zwei Stationen vom Hyde Park Corner entfernt war. Von dort fuhren wir mit der U-Bahn zum Sloan Square und gingen zu Fuß zum Cadogan Square zur dänischen Botschaft, wo wir unsere Koffer abstellten. Dann bummelten wir quer durch den Stadtteil *Belgravia* zum Picknicken auf einer



Grünfläche am Buckingham-Palast, der seit der Krönung der Königin Victoria im Jahr 1837 die offizielle Residenz der Monarchen in London ist. Der Palast befindet sich wie Schloss Windsor nicht im Eigentum des Königshauses, sondern gehört mitsamt der Kunstsammlung dem britischen Staat. Kurz nachdem deutsche Flugzeuge im Sommer 1940 London aus der Luft angegriffen hatten, befahl Winston Churchill den ersten Luftangriff der Royal Air Force auf Berlin als Vergeltungsschlag in der Nacht vom 25. auf den 26. August. Am 13. September rächten sich die Deutschen. Neun Bomben trafen den Buckingham-Palast. König und Königin waren anwesend, als deutsche Bomben die Kapelle und Teile des Palasts zerstörten. Die Bilder der Trümmer führten zu einer Welle der Solidarität mit dem Königshaus.



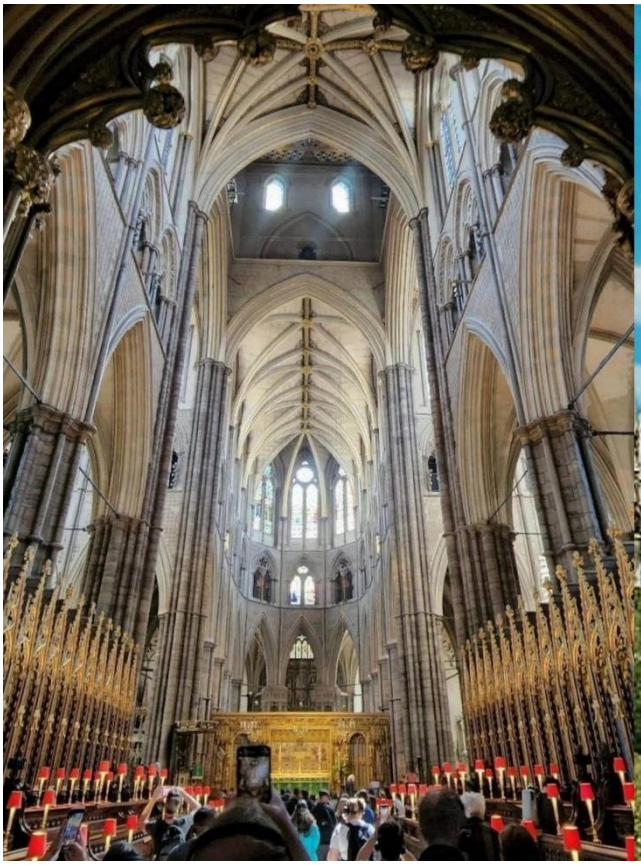
Nach den deutschen Luftangriffen besuchten sie betroffene Stadtviertel, spendeten Trost und nahmen intensiv Anteil am Leiden der Zivilbevölkerung und der Soldaten. Dabei blieb die königliche Familie von Verlusten selbst nicht verschont: Im August 1942 kam ein jüngerer Bruder des Königs, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. König Georg VI war der zweitälteste Sohn von Georg V. Dessen ältester Sohn, der im Januar 1936 nach dem Tod Georg V als König Edward VIII die Thronfolge antrat, war kinderlos und beabsichtigte eine zweifach geschiedene Amerikanerin zu heiraten. Sein jüngerer Bruder Albert hingegen hatte bereits zwei Töchter: Elizabeth, geboren 1926 und Margaret, geboren 1930. Er war nach angelsächsischem Recht ein *mutmaßlicher Erbe*, der nur noch durch die Geburt eines Erben mit höherrangigem Recht aus seiner Stellung verdrängt werden kann, also durch ein Kind aus der Ehe von Edward VIII, dem König. Als der eine zweifach geschiedene Amerikanerin heiraten wollte und, als das ausgeschlossen war, trat er aus Liebe zu Wallis Simpson als König zurück. So wurde aus Albert, dem stotternden zweitältesten Sohn, Vater von Elisabeth, der späteren Königin Elisabeth II und ihrer jüngeren Schwester Margaret (oben links und rechts) König Georg VI. Durch ihren unermüdlichen Einsatz und ihre Entschlossenheit avancierten die Mitglieder der Königlichen Familie während des Krieges zu Symbolfiguren des britischen Widerstands gegen den Faschismus. Als nach der deutschen Kapitulation am 8.Mai 1945 eine jubelnde Menschenmenge vor dem Buckingpalace „*We want the King!*“ skandierte, befand sich Georg VI. auf dem Höhepunkt seiner Popularität. Gemeinsam mit seiner Familie und Winston Churchill ließ er sich auf dem Balkon des Palastes feiern. Gorge VI, *the stutterer*, war ein kluger König, der auch nach dem Sieg die Zeichen der erkannte.

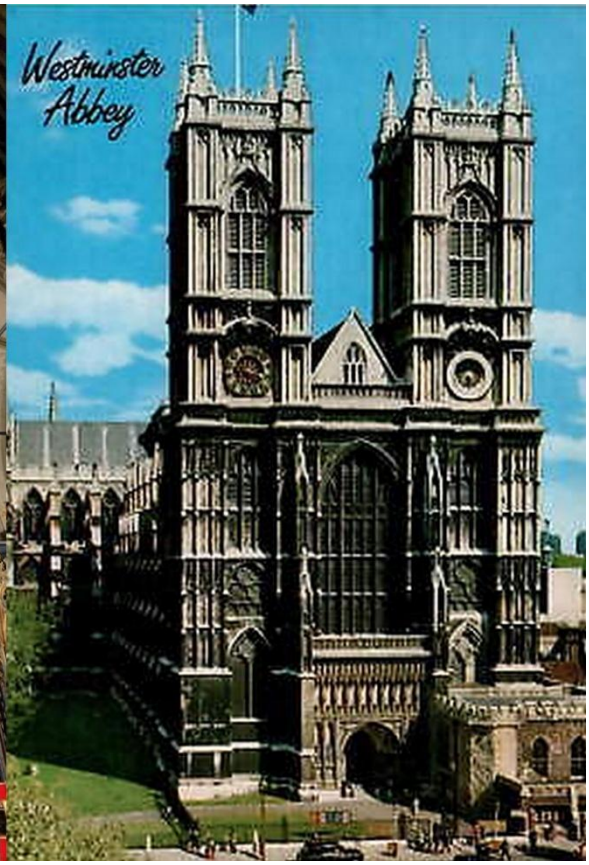


Großbritannien ging zwar als Siegermacht hervor, hatte den militärischen Sieg jedoch teuer erkaufen müssen. Der Krieg hatte die britische Wirtschaft schwer geschädigt. Die Anleihen, die das Land nehmen musste, verursachten enormen Kosten. Ein Staatsbankrott drohte. Weltpolitisch spielte Großbritannien hinter den neuen Weltmächten USA und UdSSR nur noch eine Nebenrolle. Der Krieg hatte die nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen in den britischen Dominions und Kolonien beschleunigt. Nach Churchills Abwahl begann der neue Premierminister Atlee, die Umwandlung des Empire zu einem Commonwealth of Nations. Am 15. August 1947 wurde *British-India* in die unabhängigen Staaten Indien und Pakistan aufgeteilt, beide Länder blieben aber zunächst dem *Commonwealth* als *Dominions* verbunden. Am 22. Juni 1948 legte Georg VI den indischen Kaisertitel ab. 1949 übernahm er den Titel *Head of the New Commonwealth.* 1952 wurden die Dominions *Kanada, Südafrika, Neuseeland und Australien* zu *Commonwealth Realms,* das sind souveräne Mitgliedstaaten, die der britischen Krone in Personalunion verbunden sind und deren konstitutionelles Staatsoberhaupt der englische König oder Königin ist. Kurz darauf, am 6. Februar 1952 wird King George VI, der Kettenraucher am frühen Morgen von seinem Kammerdiener tot in seinem Bett im Landsitz Sandringham aufgefunden. Am 2. Juni 1953 wird seine 27 Jahre alte Tochter Prinzessin Elisabeth als *Elizabeth II*, als Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland, des *Commonwealth of Nations* und als weltliches Oberhaupt der *Church of England, gekrönt*. Elisabeth Vater Albert hat sich als König den Vornamen seines Vaters George gegeben. Seine Tochter hat ihren



Vornamen als Königin gewählt. Nach vierhundert Jahren war sie die zweite *Elisabeth* auf dem englischen Thron. Auch Elisabeth I war sehr jung; als sie 1558 gekrönt wurde, war sie 25 Jahre alt.
Als die erste Frau von *König Heinrich VIII, Katharina von Aragon*, ihm keinen männlichen Thronfolger gebar, fand er Gefallen an *Anne Boleyn*, aber Anne weigerte sich dem König als Mätresse zu dienen, sondern wollte eine Heirat. Heinrich VIII bat den Papst seine Ehe mit Katharina Aragon zu annullieren, aber der Papst in Rom weigerte sich die Ehe zu scheiden. Das führte zur Abspaltung der anglikanischen Kirche von Rom, als deren Oberhaupt Heinrich VIII selbst nun seine Ehe mit Katharina annullieren ließ. Als auch seine zweite Frau, *Anne Boleyn* nur ein Mädchen gebar und danach zwei Totgeburten hatte bezichtigte der König sie des Ehebruchs und ließ sie 1535 hinrichten. Die gemeinsame Tochter wurde ein Bastard. Aber durch einen Parlamentsbeschluss wurde Elisabeth 1544 wieder in die Thronfolge eingereiht. Eigene Hauslehrer unterrichteten sie nun wie eine Prinzessin. Einer beurteilte sie wie folgt: „Ihr Verstand hat keine weibliche Schwäche; ihre Beharrlichkeit kommt der eines Mannes gleich; ihr Gedächtnis behält dauerhaft, was es schnell auffasst. Sie spricht Französisch und Italienisch so gut wie das Englische; sie hat sich oft mit mir in fließendem und richtigem Latein und in befriedigendem Griechisch unterhalten. Wenn sie Griechisch und Latein schreibt, gibt es nichts Schöneres als ihre Handschrift.“ Schillers Drama *Maria Stuart,* mit dem ich mich im Winter abplagen musste, ereignete sich im Jahr 1587. Nach der Hinrichtung von Maria Stuart blieb Elisabeth I unangefochtene Königin bis zu ihrem Tod 1603. Nach ihrem Tod wurde Maria Stuarts Sohn, *König von Schottland Jakob I* in *Personalunion* auch König von England. Mit dem *Act of Union* wurde am 1. Mai 1707 die seit einem Jahrhundert bestehende *Personalunion* zwischen Schottland und England aufgelöst und durch eine *Realunion* ersetzt. Damit entstand das *Königreich Großbritannien*, zu dem Schottland wie England und auch Wales gehören, mit der Regierung in London.



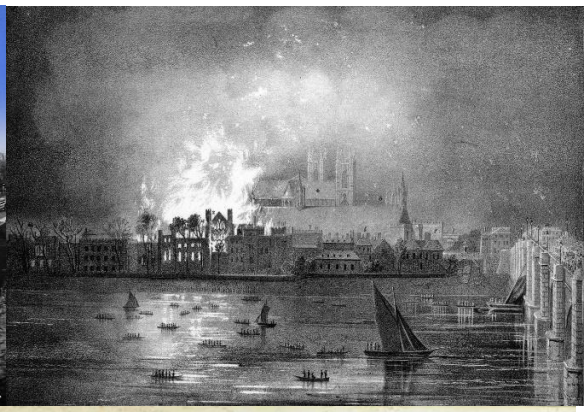


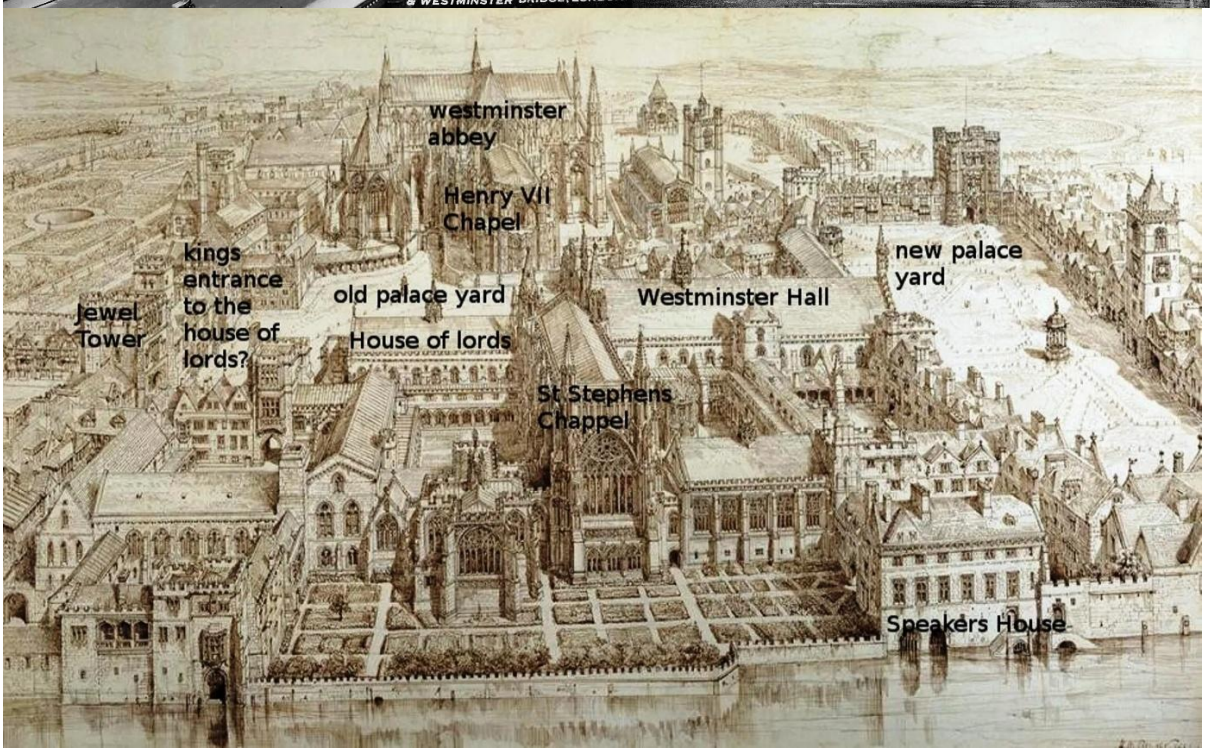
Wenn über dreihundert Jahre später Edward VIII nicht auf den Thron verzichtet hätte, um sein Leben mit einer zweimal geschiedenen Amerikanerin zu verbringen, wäre seine Nichte Elisabeth 1953 nicht als Elisabeth II Königin von England geworden. Die Briten denken nicht nur in eigenen Maßen und Gewichtseinheiten, sondern auch in ihren eigenen historischen Dimensionen. Als wir schließlich den Buckingham-Palace über die *Buckingham Gate* verlassen hatten und über die *Victoria Street* zur *West-*

minster Abbey gelangten, standen wir vor der Kirche, in der der erste Monarch Englands gekrönt wurde: Wilhelm der Eroberer am 25. Dezember 1066. Seitdem wurden dort alle englischen und britischen Monarchen gekrönt, mit Ausnahme von Eduard V. und Eduard VIII., die nie offiziell gekrönt wurden. Die Westminster Abbey hat eine Sonderstellung: sie ist keiner Diözese zugehörig. Ihr geistliches Oberhaupt wird als Dekan vom Monarchen berufen. Der hochgotische Sakralbau wurde 1245 auf Befehl Heinrich III begonnen. 1269 waren Chor, Querhaus und der östliche Teil des Langhauses mit dem benachbarten Kreuzgang und dem Kapitelhaus vollendet. Könige, Königinnen und Mitglieder des Könighauses wurden hier nicht nur gekrönt, sondern bis 1790 auch beigesetzt. Erst einhundert Jahre später wurde in den Jahren 1376–1506 das Langhaus errichtet; die beiden Haupttürme dagegen erst zwischen 1722 und 1745. Sie sind fast siebzig Meter hoch. Die Gesamtlänge des Bauwerks beträgt etwa hundertsechzig Meter; die Höhe des Längsschiffes einunddreißig Meter. Das ist zum Vergleich mit dem Ulmer oder Straßburger Münster bescheiden.

Nach unserem Rundgang durch die Kirche war es etwa vier Uhr Nachmittag, die Sonne stand tiefer und leuchtete das Innere gut aus. Die Maße des Gebäudes waren im Vergleich bescheiden, aber seine historische wie gegenwärtige Bedeutung wohl enorm. Das gefiel mir nicht. Eine Trennung von Kirche und Staat war in einem Staat, in dem die weltlichen Herrscher auch Oberhaupt der kirchlichen Institutionen ist, kaum ohne fundamentale Reformen möglich. Ich wollte nichts wie raus und drängte Shelagh mir das Gebäude des Parlaments zu zeigen. Es stellte sich heraus, dass Besucher nicht erwünscht sind. Touristen konnten nicht einmal die Große Halle betreten. Als entschieden wir uns diese imposante Anlage am Ufer der Themse von der Westminster Bridge aus der Ferne zu besichtigen.







The Palace of Westminster entstand im elften Jahrhundert als königlicher Palast und wurde bis 1512 als erster Wohnsitz der englischen Könige genutzt, bis ein Brand einen Teil der Räume zerstörte. Der König siedelte um in den nahen *Palace of Whitehall*. Der unzerstörte Teil des Palastes von Westminster wurde weiterhin vom *House of Parliament* benutzt (siehe Seite links unteres Bild). 1834 zerstörte ein weit größeres Feuer den gesamten Gebäudekomplex bis auf die Westminster Hall (siehe Seite links oben rechtes Bild). Den Wettbewerb für einen Neubau gewann der Architekt Charles Barry mit einem neogotischen Entwurf. 1840 begannen die Bauarbeiten. Sie dauerten dreißig Jahre. Es gab Verzögerungen durch Unterbrechungen und Kostensteigerungen. Architekt und Assistent starben Jahre vor der Fertigstellung, aber dann konnten beide Häuser des Parlaments und auch der König auf über 112.000 qm Arbeitsfläche ihren Aufgaben nachkommen. Der Zuckerbäckerstil der neugotischen Architektur des Neubaus in der Weltstadt London wurde weltweit nachgeahmt. Der Palast wurde während des London Blitz von September 1941 bis Mai 1941 vierzehnmal getroffen. Am schlimmsten im Mai 1941: In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1941 schlugen sowohl Brand- als auch Sprengbomben ein. Drei Menschen im Dienst kamen ums Leben. Die Kammer des Unterhauses wurde dabei vollständig zerstört, während die angrenzende Westminster Hall durch den heldenhaften Einsatz der Feuerwehr gerettet werden konnte.



Am zehnten Mai 1941 unternahm der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß einen Alleinflug mit einer Messerschmitt Bf 110 von Augsburg nach Schottland, wo er mit einem Fallschirm absprang, nachdem sein Flugzeug getroffen worden war. Heß' Ziel war es, Friedensverhandlungen mit der britischen Regierung zu führen, um einen Separatfrieden zu erreichen. Das wusste ich von Otto, denn die Briten waren wohl ziemlich verwundert als mit den Bomben auf London auch der Stellvertreter Hitlers in Schottland landete. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im Nürnberger Hauptkriegsverbrecher-Prozess das Urteil am 30. September und 1. Oktober 1946 verkündet. Die sieben zu Haftstrafen verurteilten Kriegsverbrecher wurden am 18.Juli 1947 nach Spandau überstellt. Rudolf Heß, Hitlers Stellvertreter, Erich Raeder, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine bis 30. Januar 1943 und Walther Funk, Oberbefehlshaber der Kriegsmarine bis 30. Januar 1943 wurden zu lebenslanger Haft verurteilt. Hitlers Architekten und Reichsminister für Bewaffnung und Munition Albert Speer wurde zu 20 Jahren, Hitlers

Reichsjugendführer der NSDAP, Baldur von Schirach zu 20 Jahren, Konstantin von Neurath, von 1932 bis 1938 Reichsaußenminister, von 1939 bis 1941 Reichsprotektor von Böhmen und Mähren zu 15 Jahren, Karl Dönitz, Großadmiral und Oberbefehlshaber der Kriegsmarine und seit Hitlers Selbstmord letzter Reichspräsident zu zehn Jahren. Das Gefängnis wurde von den vier Mächten abwechselnd verwaltet. Zusätzlich zu den ungefähr 60 diensthabenden Soldaten gab es ziviles Wachpersonal der vier Mächte, vier Gefängnisdirektoren mit ihren Adjutanten, vier Ärzte, Übersetzer, Köche, Kellner und weiteres Personal. 1964 gab es nur noch drei Häftlinge: Rudolf Heß, Albert Speer und Baldur von Schirach. Alle anderen, auch der lebenslänglich verurteilte Walter Funk wurden vorzeitig entlassen. Viele Westdeutsche konnten nicht verstehen, warum die nicht auch entlassen werden, während andere, vor allem die jungen Leute, die älter waren als ich, die Frage stellten, warum nur sie dort einsitzen und nicht mehr, die es verdient hätten.

Das alles ging durch meinen Kopf, als ich mit Shelagh auf der Westminster Brücke stand, und versuchte ihre historischen Erklärungen mit meiner Unwissenheit in Einklang zu bringen. Sie war meine Muse. Ich war nicht mehr allein. Der Krieg, an dem unsere Eltern teilnehmen mussten, war nicht unser Krieg.



Wir wollten ein Europa ohne Krieg und alle seine Länder bereisen. Das nächste Land auf unserer Liste war Dänemark. Das Land, dessen Könige vor über tausend Jahren Im Rahmen des sogenannten Nordseereichs über England, Dänemark, Norwegen und Teile Schwedens herrschten. Es war mein Mutterland, weil meine Mutter dort von einer Dänin in Kopenhagen 1918 geboren wurde und meiner Großmutter, deren Urne mit ihrer Asche aus dem Münchner Ostfriedhof, im Herbst 1963 im Grab der Familie Secher in einem Dorf bei Kopenhagen ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Wenn alles gut geht, könnte ich in den nächsten Sommerferien einen Blumenstrauß aus Malven auf ihr Grab legen, von dem es nur ein kleines Foto in Muttis Fotoalbum gab.

Shelagh wollte mir eigentlich noch das British Museum zeigen, aber erstens war es weit entfernt von Westminster, zweitens war der Eintritt nicht umsonst und drittens reichten zwei oder drei Stunden in keiner Weise für einen Besuch des größten Museums der Welt mit Schätzen aus dreitausend Jahren. Wir entschieden, in der Nähe der Victoria Station zu bleiben, kauften für unser letztes Geld fish'n chips, gingen danach zum Kuscheln in ein Kino und sahen einen Film, den ich vergessen habe. Gegen zehn Uhr nachts warteten wir ungeduldig in der Bahnhofshalle der Victoria Station darauf, dass Birgit und Bonsing mit meinem Koffer und Mantel auftauchen. Shelagh spendiert mir ein letztes Bier und ein paar Shillinge für die Überfahrt. Zehn Minuten vor der Abfahrt trifft Birgit mit Bonsing ein. Der Abschied ist kurz, ich winke noch aus dem Fenster, sie werden immer kleiner und kleiner. Ich sitze melancholisch im Zug, rauche noch eine Zigarette und schlafe ein. In Dover wach ich auf. Es ist nach Mitternacht, ich stolpere mit Koffer und Mantel zum Pier. Die Beleuchtung ist schummrig, die Menschen so verschlafen wie ich. Nach Fahrschein- und Passkontrolle besteige ich die Treppe zum Passagierdeck. Diesmal bin ich allein. Seit mehr als drei Wochen ist niemand da zum Liebhaben oder zum Quatschen. Ich hol mir noch ein Bier, kuschle mich in meinen Mantel und setz mich auf eine Bank gegenüber der Reling. Es ist nicht sehr kalt, es regnet nicht, aber es ist dunkel. Kein Mond, keine Sterne nur das matte Licht der Schiffslichter spiegelt sich wie tanzende Irrlichter auf den dunkel glänzenden Wellen der Nordsee. Ich blase noch eine wenig Trübsal, dann rolle



ich mir aus ein paar Klamotten ein Kopfkissen, lege mich eingerollt in meinen Mantel flach auf die Bank und schlafe prompt wieder ein. Als ich wieder aufwache, sind selbst die tanzenden Irrlichter verschwunden. Es war neblig, trüb und feucht, als wir in den Hafen von Ostende einfuhren. Die Hafenlichter waren so trüb wie das Wetter. Zur Fahrschein- und Passkontrolle mussten wir kurz Schlange stehen, dann ging es mit der Bahn weiter durch den Nebel Richtung Brüssel nach Aachen. Das Denkmal von Waterloo war unsichtbar. Hubertus holte mich am Bahnhof ab und brachte mich zur Wohnung seiner Eltern. Er war inzwischen in Paris und begeistert von dieser wunderschönen und lebhaften Stadt. Onkel Fred und Tante Dorothea waren freundlich und angenehm wie auf der Herfahrt. Sie hatten eine Überraschung für mich: Bekannte von ihnen werden morgen nach Stuttgart fahren und in ihrem Auto ist noch Platz für mich. Vor lauter Freude gab ich Dorothea einen Kuss! Was sie wie mich erstaunte. Ich war erleichtert. Wenn alles gut geht, bin ich morgen Abend zu Hause. Ein Gefühl von Dankbarkeit und Zuversicht überkam mich. Mein Trübsal verschwand wie der Nebel über dem Kanal. Hubs ging später auf *Sauftour* mit seinen Freunden und ich blieb zu Hause zum Abendessen mit Onkel Fred und Tante Dorothea. In meinem Kalender steht in blauer Tinte „*Summertime!*“
Ein Lied von George Gershwin spukte in meinem Kopf: „Summertime, and the living is easy, fish are jumping and the cotton is high; oh, your daddy's rich and your ma is good-looking, so hush little baby, don't you cry. One of these mornings, you're going to rise up singing and you'll spread your wings and you'll take the sky. But 'till that morning, there's nothing can harm you, with daddy and mommy standing by.”
Am Tag darauf verlief alles wie am Schnürchen. Der Tag war sonnig und wolkenlos. Es gab Frühstück mit Kaffee, Ei und frisch gebackenen Brötchen mit Onkel Fred und Tanta Dorothea aber ohne Hubs, der wohl einen Kater hatte. Die Bekannten fuhren wenig später mit einem Mercedes 190 vor, mein Koffer wanderte in den Kofferraum und ich saß auf der Rückbank mit zwei jüngeren Kindern, die nur Guten Tag zu mir sagten und dann schwiegen wie ihre Eltern. Wir fuhren um 10 los und waren vier Stunden später in Stuttgart, wo sie mich an der Autobahnraststätte Stuttgart-Süd an der Tankstelle



absetzten (siehe Bild links). Dort stand ich an der Sonne an der Ausfahrt von der Tankstelle auf die Autobahn. Nach einer erfolglosen Stunde versuchte ich es an der Einfahrt zur Tankstelle. Ebenso erfolglos. Dann hatte ich die Faxen satt und begann Ausschau unter den Tankenden zu halten. Samstag war Familientag. Schließlich entdeckte ich einen einsamen Opelfahrer mit einem Münchner Nummernschild und fragte ihn direkt, ob er mich nicht nach München mitnehmen könnte, meine Großeltern würden auf mich warten. Gelogen, aber ich dachte, es wäre besser als meine Eltern. Der Mann mittleren Alters in einem Anzug, wie ihn Vertreter trugen, hatte nichts dagegen und nahm mich mit! Hurra! Am Romanplatz ließ er mich raus, ich stieg in die Trambahn (hatte also noch etwas Geld), fuhr zum Hauptbahnhof, ja und wenig später war ich wieder dahoam. „Oh Trübsal, graues Wetter, bonjour tristesse. – Ende meiner Reise!“